GESCHICHTE MEINES LEBENS

George Sand, Claire von Glümer

Digitized by Google

Biogr. 1035 h (4

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Zweite Ausgabe.

Zwölf Theile in vier Bänden.

Vierter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

51. 4

Digitized by Google

Geschichte
meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Zweite Ausgabe.

Zehnter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. *)

Ein Rückblick auf einige Jahre, welche im vorhergehenden Kapitel ſkizzirt ſind. — Geſtörte Häuslichkeit. — Entſchwundene Träume. — Meine Religion. — Frage über die Freiheit des Kultus, welche nicht die Freiheit in ſich ſchließt, jedem äußern Kultus zu entſagen. — Sanftes Ende einer fixen Idee. — Der Tod einer Grille. — Unbeſtimmte, aber immer wiederkehrende Projekte einer Zukunft nach meinem Wunſche. — Warum ich dieſe Projekte machte. — Einjährige Verwaltung der Revenüen. — Meine Abſetzung. — Mein Bruder und ſeine unglückliche Leidenſchaft. — Salziger Wind und ſalzige Geſichter. — Verſuch mir einen Erwerbszweig zu ſchaffen. — Die Bilder-Galerie. — Offenbarung der Kunſt ohne die Gewißheit über das einzelne Fach. — Unfähigkeit für das Studium der Naturwiſſenſchaften trotz der Liebe für die Natur. — Man bewilligt mir eine Penſion und die Freiheit. — Ich verlaſſe Rohant für drei Monate.

Ich hatte in dieſen wenigen Jahren viel gelebt. Es ſchien mir, als hätte ich hundert Jahre unter der Herrſchaft einer einzigen Idee zugebracht, ſo müde war ich von dieſer Luſtigkeit ohne Hingebung, von dieſer Häuslichkeit ohne

---

*) Der Baron Petiet bittet mich einen Gedächtnißfehler zu berichtigen, auf welchen er mich aufmerkſam macht. Ich habe ihn mit ſeinem Bruder, dem General verwechſelt, der jetzt Deputirter beim Corps législatif iſt. Der, welcher 1815 Adjutant und Schwager des General Colbert war, zählte damals nur ein und zwanzig Jahre und war erſter Page des Kaiſers geweſen. Er hatte den Feldzug mitgemacht und bereits ſechs Wunden empfangen. 1830 verließ er den Dienſt. G. S.

Digitized by Google

Vertraulichkeit, von dieſer Einſamkeit, welche der Lärm der Trunkenheit nur um ſo fühlbarer machte. Ich hatte mich nicht ernſtlich wegen eines ſchlechten, direkt gegen mich gerichteten Benehmens zu beklagen, und ſelbſt wenn dies der Fall geweſen wäre, ſo würde ich nicht gethan haben, als ob ich es bemerkte. Das unordentliche Leben meines armen Bruders und derer, die ſich von ihm mit fortreißen ließen, hatte noch nicht den Punkt erreicht, auf dem ſie unfähig geweſen wären, eine Art von Furcht, einen inſtinktiven Reſpekt vor mir zu fühlen. Ich meinestheils war ſo tolerant als möglich geweſen. So lange man ſich darauf beſchränkte, ſchwatzhaft, ermüdend, lärmend krank und ſelbſt ſehr ekelhaft zu ſein, gab ich mir Mühe zu lachen, und gewöhnte mich ſelbſt daran, den ſcherzenden Ton zu ertragen, der mich innerlich empörte. Aber als meine Nerven anfingen ſich zu widerſetzen, als man obſcön und grob wurde, als ſelbſt mein armer Bruder, der ſich bis jetzt bereuend und unterwürfig gezeigt hatte, wenn ich ihm eine Strafpredigt hielt, brutal und boshaft wurde, da machte ich mich taub und zog mich, ſo oft es möglich war, in mein kleines Zimmer zurück, ſcheinbar ohne auf etwas zu achten.

Dort wußte ich mich wohl zu beſchäftigen und von dem Lärm draußen abzuziehen, der oft bis gegen ſechs oder ſieben Uhr Morgens dauerte. Ich hatte mich daran gewöhnt die Nacht über bei meiner kranken Großmutter zu wachen und zu arbeiten; jetzt waren es andere Kranke, die ich nicht pflegen konnte, aber ſchwatzen hören mußte.

Ich war geiſtig gänzlich vereinſamt und das würde für ein zärtliches, noch in der erſten Jugendblüthe ſtehendes Herz

Digitized by Google

verderblich geworden ſein, wenn es nicht ein Traum erfüllt hätte, der die Macht einer Leidenſchaft gewann, nicht über mein Leben, das hatte ich der Pflicht geweiht, aber über meine Seele. Mein Troſt und meine Stütze in dieſer Welt der Realität war ein fern weilendes Weſen, mit dem ich mich ohne Unterbrechung unterhielt, auf das ſich alle meine Reflexionen und Träume, alle meine beſcheidenen Tugendübungen und mein platoniſcher Enthuſiasmus bezogen, ein Weſen, das in der That ausgezeichnet zu nennen war, das ich aber noch mit allen übermenſchlichen Vollkommenheiten ſchmückte, ein Mann, den ich jährlich nur einige Tage, einige Stunden ſah und welcher, ebenſo romantiſch wie ich, keine Verwirrung in meine religiöſen Anſichten, keinen Zweifel in mein Gewiſſen gebracht hatte.

Meine Religion war die alte geblieben, ſie hatte ſich im Grunde niemals verändert. Die Formen der Vergangenheit ſind für mich wie für mein Jahrhundert vor dem Lichte der Wiſſenſchaft und der Reflexion verſchwunden, aber die ewige Lehre der Gläubigen, der Glaube an Gott, an die Unſterblichkeit der Seele und die Hoffnung auf ein anderes Leben iſt mir geblieben, trotz aller Prüfung, trotz aller Diskuſſionen und ſelbſt trotz der Zweifel, die von Zeit zu Zeit in mir auftauchten. Blödſinnige Menſchen haben ein anderes Urtheil über mich gefällt. Sie haben vom Anfang meiner literariſchen Laufbahn an behauptet, ich ſei ohne Grundſätze, weil ich mir erlaubt habe rein menſchliche Inſtitutionen, die ſie als göttliche Verordnungen angeſehen wiſſen wollten, bei Licht zu betrachten. Auch die Politiker haben mich in Bezug auf ihre engen, oder veränderlichen

Digitized by Google

Dogmen des Unglaubens beſchuldigt. Nach der Anſicht der Heuchler und der Unduldſamen aller Glaubensbekenntniſſe ſind keine Grundſätze, wo keine Blindheit und keine Großſprecherei iſt. Doch was liegt daran?

Ich ſchreibe nicht, um mich gegen die zu vertheidigen, die Partei gegen mich genommen haben. Ich ſchreibe für diejenigen, deren auf eine Gleichheit der Neigungen geſtützte Sympathie mir ihr Herz öffnet und ihr Vertrauen ſichert. Nur dieſen kann ich wohl thun. Um das Böſe, das Andere mir zufügen können, habe ich mich nie viel gekümmert.

Uebrigens iſt es zum Heile der Menſchheit nicht unbedingt nothwendig, daß ich die Wahrheit gefunden oder verloren habe. Andere werden ſie wiederfinden, mag ſie in der Welt und in dem Jahrhundert noch ſo ſchwer zu ſuchen ſein. Alles was ich thun kann und darf, iſt, daß ich meinen Glauben einfach beichte, mag er dem Einen auch unzureichend, dem Andern übertrieben erſcheinen.

Eine Diskuſſion über religiöſe Formeln würde zu einer Prüfung des äußern Kultus führen, deren Rahmen dieſes Werk nicht ſein kann. Ich habe alſo nicht zu ſagen, warum und wie ich mich von Tage zu Tage mehr von dieſen Formen losſagte, wie ich verſuchte ſie noch beizubehalten, um meiner natürlichen Logik zu genügen, und wie ich ſie endlich offen und beſtimmt verwarf, als ich glaubte, daß die Logik ſelbſt das verlange. Dies iſt nicht der wichtigſte Punkt meines religiöſen Lebens, ich finde in Bezug auf ihn weder Scrupel noch Ungewißheit in meinen Erinnerungen. Ich habe die wirkliche religiöſe Frage von Jugend auf höher geſucht. Gott, ſeine ewige Exiſtenz und ſeine unendliche Vollkommen-

heit bezweifelte ich nur in krankhaftem Seelenzuſtande und dieſe Ausnahmszuſtände können im Reſumé des Seelenlebens nicht in Anſchlag gebracht werden. Was mich im Kloſter und in Nohant beſchäftigte, war das eifrige oder melancholiſche, aber unabläſſige Suchen nach dem Zuſammenhange, welcher zwiſchen der individuellen Seele und der univerſellen Seele, die wir Gott nennen, beſtehen kann und muß. Da ich weder der That noch dem Geiſte nach der Welt angehöre, da ſich meine grübelnde Natur durchaus ihren Einflüſſen entzieht, da ich, mit einem Wort, nur nach einem Geſetze handeln wollte, welches über dem herkömmlichen Gebrauche und der öffentlichen Meinung ſteht, ſo war es mir ſehr wichtig, das Räthſel meines Lebens, den Begriff meiner wirklichen Pflichten und die Sanktion meiner innigſten Gefühle in Gott zu ſuchen.

Diejenigen, welche in der Gottheit nichts als ein unerbittliches Geſetz ſehen, das für die Thränen und Gebete des Menſchen blind und taub iſt, ſtürzt die fortgeſetzte Beſchäftigung mit einem unlösbaren Probleme wahrſcheinlich in das, was man Myſticismus nennt. Myſtiker? ſei es! Es giebt keine große Verſchiedenheit zwiſchen den intellektuellen Typen der Menſchheit und ich gehörte wahrſcheinlich zu jenem Typus. Es war mir nicht möglich, mich durch das Licht der reinen Vernunft, durch die Berechnung des perſönlichen Intereſſes, durch mein eigenes Urtheil oder durch die Unterwerfung unter das Urtheil Anderer ſelbſt zu leiten. Ich mußte über allen vergänglichen Schlüſſen der Menſchen und über mir ſelbſt ein Ideal der Kraft und Wahrheit, ein Urbild unwandelbarer Vollkommenheit erblicken, mit dem

ich mich berathen konnte, das ich zu jeder Stunde anrufen durfte. Ich war noch lange durch die Gewohnheit des Gebetes geſtört, die ich angenommen hatte, nicht durch den Ausdruck, denn man hat geſehen, daß ich mir in dieſer Beziehung niemals Zwang anthat, ſondern durch den Sinn. Aber als der Begriff von Gott in mir gewachſen war, als ſich zu derſelben Zeit meine Seele mehr ausgebildet hatte, als ich zu verſtehen glaubte, was ich Gott zu ſagen, was ich von ihm zu bitten, für was ich ihm zu danken hatte, da fand ich auch meine Hingebung, meine Thränen, meinen Enthuſiasmus und mein Vertrauen von ehemals wieder.

Ich verſchloß damals den Glauben in meinem Innern wie ein Myſterium, und da ich nicht darüber disputiren wollte, ſo ließ ich Andere darüber ſtreiten und ſpotten, ohne es zu hören und zu verſtehen und ohne davon berührt oder einen einzigen Augenblick innerlich geſtört zu werden. Ich werde erzählen, wie dieſer feſte Glaube ſpäter erſchüttert wurde, aber nur durch mein eignes Fieber und ohne daß Andere dazu beitrugen.

Ich trug mein Nachdenken nicht äußerlich zur Schau; Niemand hatte eine Ahnung davon, und als ich einige Jahre darauf Lélia und Spiridion geſchrieben hatte, zwei Arbeiten, die viele meiner geiſtigen Kämpfe zuſammenfaſſen, fragten ſich meine vertrauteſten Freunde mit Beſtürzung, in welchen Tagen und in welchen Stunden meines Lebens ich dieſe rauhen Wege zwiſchen dem Gipfel des Glaubens und den Abgründen des Unglaubens gegangen ſei.

Malgache ſchrieb mir, nachdem er Lélia geleſen hatte: „Was Teufel iſt das? Wo haben Sie Alles das her?

Warum haben Sie das Buch geſchrieben? Wo kommt es her, wo will es hin? Ich wußte wohl, daß Sie eine Träumerin ſind, ich glaubte, daß Sie im Grunde gläubig wären, aber ich hätte nicht gedacht, daß Sie es für ſo wichtig hielten, die Geheimniſſe des großen „Vielleicht“ zu ergründen, und daß Sie dieſes ungeheuere Fragezeichen ſo nach allen Seiten hin betrachten könnten. Sie thäten beſſer ſich nicht mehr darum zu kümmern als ich.

„Man beſpöttelt mich hier, weil ich das Buch liebe. Ich habe vielleicht Unrecht es zu lieben, aber es hat ſich meiner bemächtigt und hindert mich zu ſchlafen. Gott ſegne Sie dafür, daß Sie mich ſo aufrütteln und in Bewegung bringen. Aber wer iſt denn der Schöpfer der Lélia? Sind Sie es? Nein, dieſer Typus iſt eine Phantaſie. Sie gleicht Ihnen nicht, denn Sie ſind heiter, Sie tanzen eine Bourre, Sie verachten ein Calembourg nicht, Sie nähen nicht übel und bereiten ausgezeichnete Confituren! Doch haben wir Sie vielleicht trotz Alledem nicht gekannt, vielleicht haben Sie Ihre Träumereien vor uns verborgen gehalten. Aber wie iſt es möglich, daß Sie an alle dieſe Dinge gedacht, alle dieſe Fragen erörtert und alle die pſychologiſchen Nüſſe geknackt haben, ohne — daß es Jemand bemerkte?“

Ich kam alſo in Paris an, d. h. ich begann mein erſtes Debut in einer neuen Lebensphaſe. Meine Anſichten über tiefſinnige Dinge ſtanden ſehr feſt, aber in Bezug auf die Wirklichkeit war ich vollſtändig gleichgültig und unwiſſend. Ich gab mir keine Mühe mich in dieſer Beziehung zu unterrichten und hatte keine feſtſtehende Meinung über irgend etwas, was dieſe Geſellſchaft betraf, der ich ſo wenig als

möglich anzugehören wünschte. Ich dachte nicht daran, sie reformiren zu wollen, ich interessirte mich nicht genug für sie, um mir das vorzunehmen; diese Lossagung, diese Trägheit waren jedenfalls ein Unrecht, aber sie waren das unvermeidliche Resultat eines isolirten, interesselosen Lebens.

Ueber den orthodoxen Katholicismus noch ein letztes Wort. Indem ich über das Fallenlassen des äußern Kultus so leicht weggehe, habe ich nicht die Absicht, die Frage des Kultus im Allgemeinen so leicht zu behandeln, wie es vielleicht den Anschein hat. Erzählen und zugleich urtheilen ist keine leichte Aufgabe, wenn man nicht zu oft anhalten und die Geduld des Lesers nicht zu sehr auf die Probe stellen will.

Ich will also nur in der Eile sagen, daß ich über die Nothwendigkeit des Kultus noch zu keinem festen Urtheile gekommen bin und daß ich eben so viele gute Gründe sehe, ihn anzuerkennen, als ihn zu verwerfen. Wenn man indessen das von allen Schulen der modernen Philosophie ausgesprochene Prinzip der unbeschränkten Toleranz anerkennt, so besitze ich das volle Recht, mich den Formeln zu entziehen, die mich nicht befriedigen, und die mir den freien Aufschwung der Gedanken und Inspirationen weder lassen noch ersetzen können. In diesem Falle muß man auch anerkennen, daß, so wie es Seelen giebt, denen die äußern Uebungen des Kultus nöthig sind, um ihren Glauben zu schützen, auch Menschen existiren, die zu demselben Zwecke der vollständigsten Freiheit bedürfen.

Die Frage ist für die Gesetzgeber des Volks von größter Wichtigkeit.

Iſt der Menſch beſſer, wenn er Gott nach ſeinem eignen Gefallen oder nach den beſtehenden Regeln anbetet? Ich ſehe im Gebet, in der gemeinſchaftlichen Gnadenertheilung, in den Ehrenbezeigungen für die Todten, in der Taufe u. ſ. w. heilige und bewunderungswürdige Gebräuche, die reine Civil-Contrakte und Handlungen nicht erſetzen können; aber ich ſehe auch, daß der Geiſt dieſer Gebräuche ſo entſtellt und verloren iſt, daß die meiſten Menſchen ſie entheiligen, wenn ſie ſie begehen. Ich kann mich nicht in Dinge fügen, die nur durch Berechnung und aus Vorſicht, d. h. aus Heuchelei und Falſchheit eingeführt ſind. Die Erfüllung frommer Gebräuche aus Gewohnheit ſcheint mir eine geringere Profanation, aber ſie iſt eine Profanation, und wo wäre das Mittel, dieſe Entweihung des Kultus zu verhindern?

Mein ganzes Jahrhundert hat nach dieſem Mittel geſucht und ſucht noch. Ich bin nicht weiter als mein Jahrhundert. *)

. . . . . .

*) Vor einigen Jahren würde ich gern noch im Prinzip der Zukunft eine Staats-Religion mit freier Diskuſſion und einem Geſetz der Disciplin in dieſer Diskuſſion acceptirt haben. Ich geſtehe, daß ich ſeitdem anderer Anſicht geworden bin. Ich habe die Doktrin der unbeſchränkten Freiheit nicht unbedingt angenommen, aber ich fand in den ſozialiſtiſchen Werken des Herrn Emile de Girardin eine ſo ſtarke Demonſtration der individuellen Freiheit, daß ich mich gezwungen ſah nach dem Mittel zu ſuchen, durch welches die moraliſche Freiheit vor ihren eignen Uebertreibungen geſchützt werden ſoll, wenn man dem Menſchen von Jugend auf das Recht zum gänzlichen Unglauben giebt. Ich ſchmeichele mir, wenn ich ſage, ich ſuche nach dieſem Mittel. Was findet man denn allein? Den Zweifel,

Warum mir dieſe Einſamkeit, in der ich die ſchönſten Jahre meiner Jugend verlebt hatte, nicht mehr zuſagte, habe ich noch nicht erzählt, aber ich kann es jetzt thun.

Das ferne, ich möchte faſt ſagen unſichtbare Weſen, das ich zum dritten Theile meiner Exiſtenz machte (Gott, er und ich), war dieſer übernatürlichen, göttlichen Liebe bald müde. Großmüthig und zärtlich, wie er war, ſagte er es nicht, aber ſeine Briefe wurden immer ſeltner, ſeine Ausdrücke immer feuriger oder kälter, je nach dem Sinne, den ich hineinlegte. Seine Leidenſchaft bedurfte andrer Nahrung, als der enthuſiaſtiſchen Freundſchaft und des brieflichen Verkehrs. Er hatte einen Schwur geleiſtet, den er gewiſſenhaft hielt und ohne welchen ich mit ihm gebrochen haben würde; aber er hatte keinen Eid abgelegt, der ihn im Genuſſe der Freuden beſchränkte, die ſich ihm von andrer Seite boten. Ich fühlte, daß ich zur entſetzlichen Feſſel für ihn wurde oder ihm nur noch als geiſtiges Amuſement dienen konnte. Ich neigte mich in zu großer Beſcheidenheit der letztern Anſicht zu und habe ſpäter erfahren, daß ich mich irrte, aber ich war deshalb nur noch zufriedener damit, den Widerſtreit ſeines

---

ſonſt nichts. Ich hätte ſagen ſollen: ich erwarte es. Die Fragen löſen ſich mit der Zeit durch das Zuſammenwirken ausgezeichneter Menſchen, und ihr Wirken iſt immer ein Zuſammenwirken trotz der ſcheinbaren Verſchiedenheit. Wir müſſen nur Geduld haben und es wird Licht. Dies Licht wird oft durch den hochmüthigen Eifer aufgehalten, mit dem wir für irgend eine Form der Wahrheit Partei ergreifen. Es iſt gut, daß wir dieſen Eifer haben, aber es iſt auch gut, wenn wir zu gewiſſen Zeiten Aufrichtigkeit genug beſitzen, um zu bekennen: Ich weiß es nicht.

Herzens beendigt und das Hinderniß beſeitigt zu haben, das ihn abhielt ſeiner Beſtimmung zu folgen. Ich liebte ihn noch lange in der Stille; dann gedachte ich ſeiner mit Ruhe, mit Dankbarkeit und jetzt erinnere ich mich mit inniger Freundſchaft und hoher Achtung an ihn.

Seitdem ich über mein Verhalten im Klaren war, gab es weder Erklärungen noch Vorwürfe mehr zwiſchen uns. Ueber was ſollte ich mich beklagen? Was konnte ich fordern? Warum ſollte ich dieſes edle Herz peinigen und dieſes zukunftreiche Leben verderben? Es giebt bei der Löſung ſolcher Verhältniſſe überhaupt einen Zeitpunkt, wo derjenige, der den erſten Schritt gethan hat, nicht mehr gefragt oder gequält werden darf, wenn man ihn nicht zwingen will, grauſam oder unglücklich zu ſein. Ich wollte dieſe Alternative nicht herbeiführen. Er hatte nicht verdient zu leiden und ich meinestheils wollte nicht riskiren in ſeiner Achtung zu ſinken, indem ich ihn reizte. Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, den Stolz als eine der erſten Pflichten der Frau zu betrachten, aber ich kann nicht anders als die Leidenſchaft verachten, die ſich aufdrängt. Es ſcheint mir, als läge darin eine Auflehnung gegen den Himmel, der die wirkliche Liebe doch allein giebt und nimmt. Man hat kein größeres Recht auf den Beſitz meines Herzens als auf den eines Sklaven. Man muß dem Menſchen die Freiheit, dem Herzen den freien Aufſchwung der Gefühle und Gott den Funken wiedergeben, der von ihm gekommen iſt.

Als dieſe ſtille, aber unwiderrufliche Trennung erfolgt war, verſuchte ich meine„ durch keine äußern Urſachen geſtörte oder veränderte Exiſtenz in der alten Weiſe fortzu-

ſetzen; aber das war unmöglich. Es litt mich nicht mehr in meinem kleinen Zimmer.

Ich bewohnte zu jener Zeit das ehemalige Boudoir meiner Großmutter, denn es hatte nur eine Thür und zu dieſer wurde kein Menſch, unter keinem Vorwande, eingelaſſen. Meine beiden Kinder hatten das große Zimmer nebenan inne. Ich hörte ihre Athemzüge und konnte ſie überwachen, ohne ihren Schlaf zu ſtören. Dies Boudoir war ſo klein, daß neben meinen Büchern und Herbarien, meinen Schmetterlingen und Steinen (ich fand immer Vergnügen an der Naturgeſchichte, ohne etwas davon zu verſtehen) kein Raum mehr für ein Bett war. Ich begnügte mich alſo mit einer Hängematte und brauchte einen Schrank, der ſich öffnete wie ein Sekretair und den eine durch die Gewohnheit gezähmte Grille lange Zeit mit mir benutzte, als Schreibpult. Die Grille lebte von meinen Oblaten und ich hatte die Vorſicht, immer nur weiße hinzulegen, damit ſie ſich nicht vergiftete. Sie kam und fraß vom Papier, während ich ſchrieb, und dann ging ſie in ihren Lieblings-Schubkaſten, um zu ſingen. Zuweilen ſpazierte ſie auf meiner Schrift herum und ich war genöthigt ſie wegzujagen, damit ſie ſich nicht einfallen ließ von der friſchen Tinte zu koſten. Eines Abends hörte ich ſie nicht zirpen und ſuchte ſie, da ſie nicht zum Vorſchein kam, überall. Aber ich fand nichts mehr von meiner Freundin als die beiden Hinterfüße zwiſchen den Fenſterflügeln. Sie hatte mir nicht geſagt, daß ſie die Gewohnheit habe auszugehen, und die Magd zerquetſchte ſie, als ſie das Fenſter ſchloß.

Ich begrub die traurigen Ueberreſte in einer Stechapfelblume, welche ich lange Zeit als Reliquie aufbewahrte;

aber ich vermag nicht zu ſagen, welchen Eindruck dieſer unbedeutende Vorfall durch ſein Zuſammentreffen mit dem Ende meiner poetiſchen Liebe auf mich hervorbrachte. Ich verſuchte mich durch eine poetiſche Darſtellung davon zu befreien; ich hatte ſagen hören, die Schöngeiſterei biete Troſt für Alles, aber ich überraſchte mich mehr als einmal in Thränen, während ich „das Leben und den Tod eines Hausgeiſtes“ ſchrieb, eine Arbeit, die ungedruckt geblieben iſt, und auch verdient es immer zu bleiben. Ich bildete mir gegen meinen Willen ein, daß dieſe kleine Grille, deren Stimme die des häuslichen Herdes ſelbſt zu ſein ſcheint, mein wirkliches Glück hätte beſingen können, daß ſie wenigſtens die letzten Ergüſſe eines ſüßen Traumes beſungen habe, der mit ihr für immer verſchwunden war.

Der Tod der Grille bezeichnete alſo ſymboliſch das Ende meines Aufenthaltes in Nohant. Ich ſuchte mich mit anderen Gedanken zu beſchäftigen, ich änderte meine Lebensweiſe, ging während des Herbſtes viel ſpazieren und entwarf eine Art Roman, der das Licht der Welt nie erblickte. Als ich ihn wieder las, überzeugte ich mich, daß er nichts tauge, daß ich aber im Stande ſein würde, einen weniger ſchlechten zu machen, und daß er im Ganzen nicht ſchlechter war als viele andere, die ihren Verfaſſern wohl oder übel Exiſtenzmittel verſchafften. Ich bemerkte, daß ich ſchnell und mit Leichtigkeit ſchrieb und lange arbeiten konnte, ohne müde zu werden, daß meine Gedanken, die erſtarrt im Kopfe lagen, erwachten und ſich befreiten, wenn ſie in die Feder floſſen; daß ich bei meinem beſchaulichen Leben die Charaktere, die zufällig an mir vorübergingen, ſcharf beobachtet

und ziemlich gut aufgefaßt hatte, daß ich folglich die menſchliche Natur genug kenne, um ſie darzuſtellen; endlich, daß die kleinen Arbeiten, zu denen ich fähig war, d. h. kurz geſagt, die Literatur, mir die meiſte Ausſicht auf Erfolg und, um das rechte Wort zu brauchen, auf Broderwerb bot.

Einige Perſonen, mit denen ich anfänglich darüber ſprach, ſchrien pfui! Kann die Poeſie bei dieſer Nebenabſicht gedeihen? ſagten ſie. Hatte ich denn bis jetzt im Idealen gelebt, um einen materiellen Erwerb zu finden?

Ich meinestheils war ſeit langer Zeit über dieſen Punkt im Klaren. Schon vor meiner Verheirathung hatte ich gefühlt, daß meine Stellung im Leben, mein kleines Vermögen, die Freiheit, nichts zu arbeiten, mein ſogenanntes Recht, einer gewiſſen Anzahl von Menſchen, Bauern und Domeſtiquen befehlen zu können, mit einem Worte, meine Stellung als Erbin und Gutsbeſitzerin meinem Geſchmack, meinen Grundſätzen und meinen Fähigkeiten widerſtand, obgleich mein Erbe klein und folglich meine Stellung unbedeutend war. Man wird ſich erinnern, welchen Eindruck die Armuth meiner Mutter, die ſie von mir trennte, auf meinen kleinen Kopf und mein armes Kinderherz hervorbrachte; wie ich in meinem Gewiſſen dem Erbe entſagte und lange Zeit die Abſicht hatte, zu fliehen und den Wohlſtand für die Arbeit aufzugeben.

Im Anfange meines Eheſtandes wurden dieſe romantiſchen Ideen von dem Wunſche verdrängt, meinem Manne zu gefallen und die gute Hausfrau zu ſein, die er ſich wünſchte. Häusliche Beſchäftigungen haben mich niemals gelangweilt; ich gehöre nicht zu den erhabenen Geiſtern,

die nie aus den Wolken herabsteigen können. Ich lebe viel in den Wolken, das läßt sich nicht läugnen, aber dies scheint mir nur ein Grund mehr für die Nothwendigkeit, die ich fühle, mich oft auf der Erde wiederzufinden. Oft, wenn ich von geistigen Erregungen ermüdet bin, möchte ich sagen wie Panurge auf dem stürmischen Meere: „Glücklich Derjenige, der Kohl pflanzt! er hat einen Fuß auf der Erde und der andere ist nur durch das Eisen des Grabscheits davon getrennt!“

Aber dieses Eisen des Grabscheits, diese Sache zwischen der Erde und meinem anderen Fuße, hatte ich nöthig und konnte sie nicht finden. Ich sehnte mich nach einer eben so einfachen, aber eben so sicheren Aufgabe, wie die des Kohl-Pflanzens ist, um mir selbst den Zweck meiner Thätigkeit zu erklären. Wenn ich, wie mir empfohlen war, mir Mühe gab, überall Ersparnisse zu machen, so überzeugte ich mich nur von der Unmöglichkeit, in gewissen Fällen ohne Egoismus sparsam zu sein. Je mehr ich mich der Erde näherte und die Frage zu lösen suchte, auf welche Weise ihr Ertrag erhöht werden könnte, um so deutlicher sah ich ein, daß die Erde nur wenig hervorbringt und daß diejenigen, die wenig oder gar kein Land besitzen, das sie bebauen könnten, sich nicht von ihrer Hände Arbeit zu ernähren vermögen. Der Lohn war zu gering, die Arbeit zu unsicher, Schwäche und Krankheit zu unvermeidlich. Mein Mann war nicht unbarmherzig und beschränkte meine Ausgaben im Einzelnen nicht, aber als er am Ende eines Monats meine Berechnungen sah, verlor er den Kopf und setzte mich in Bestürzung, indem er mir sagte, daß meine Revenüen um die

Hälfte zu gering für meine Freigebigkeit wären und daß es nicht möglich sei, in und mit Rohant auf diesem Fuße zu leben. Es verhielt sich in der That so; aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, meine Untergebenen auf das Allernothwendigste zu beschränken und Denen, die nicht meine Untergebenen waren, das Nothwendigste zu versagen. Ich leistete nie Widerstand gegen das, was man mir empfahl oder befahl, aber ich verstand nicht es auszuführen. Ich war ungeduldig und schwach; man wußte das und mißbrauchte mich oft.

Meine Verwaltung währte nicht länger als ein Jahr. Man hatte mir vorgeschrieben, nicht mehr als zehntausend Francs zu verbrauchen; ich verwendete vierzehntausend und war darüber beschämt, wie ein Kind, das man bei einem Fehler ertappt hat. Ich verlangte meine Absetzung und man gewährte sie mir. Ich gab mein Portefeuille ab und verzichtete selbst auf fünfzehnhundert Francs Nadelgeld, die mir durch den Heirathskontrakt zugesichert waren. Ich brauchte nicht so viel und machte mich lieber von der Großmuth meines Gouvernements abhängig, als daß ich mein Recht reklamirte. Seit dieser Zeit bis 1831 besaß ich nicht einen Heller und nahm nicht hundert Sous aus der gemeinsamen Casse, ohne meinen Mann um Erlaubniß zu fragen. Als ich ihn nach Verlauf von neun Jahren bat, meine Schulden zu bezahlen, so beliefen sich diese nicht höher, als auf fünfhundert Francs.

Ich erzähle diese Kleinigkeiten nicht, um mich über irgend welchen Zwang oder über Geiz zu beklagen. Mein Mann war nicht geizig und verweigerte mir nichts; aber

ich hatte keine Bedürfniſſe und wünſchte nichts, was über die laufenden von ihm ſelbſt feſtgeſetzten Ausgaben des Hauſes hinausging. Ich war zufrieden, keine Verantwortlichkeit mehr zu haben, und überließ ihm eine Herrſchaft ohne Grenzen und ohne Controle. So hatte er die Gewohnheit angenommen, mich wie ein unmündiges Kind zu betrachten, und fand keine Urſache, ſich über ein ſo ſtilles Kind zu erzürnen.

Wenn ich in dieſe Einzelnheiten eingehe, ſo geſchieht das nur, um zu zeigen, wie ich inmitten dieſes Kloſterlebens, das ich in Nohant führte, und wobei weder die Zelle noch das Gelübde des Gehorſams, des Schweigens und der Armuth fehlte, endlich das Bedürfniß fühlte, für mich ſelbſt zu leben. Ich litt, mich ſo unnütz zu ſehen. Da ich die armen Leute nicht anders unterſtützen konnte, war ich Dorfarzt geworden und meine Gratis-Praxis hatte ſich ſo vermehrt, daß ich unter der Ermüdung faſt erlag. Aus Sparſamkeit war ich auch ein wenig Apotheker geworden, und wenn ich von meinen Krankenviſiten nach Hauſe kam, mühte ich mich bei der Bereitung von Salben und Syrops ab. Ich ließ mich nicht abſchrecken: es war mir gleichgültig, wo ich meinen Träumen nachhing; aber ich ſagte mir, daß meine Kranken beſſer verpflegt werden würden und ich meiner Praxis durch einige Kenntniſſe zu Hülfe kommen könnte, wenn ich etwas Geld beſäße.

Und dann iſt die Sklaverei etwas der menſchlichen Natur ſo Widerſtrebendes, daß man ſie nur unter der Bedingung erträgt, immer von der Freiheit träumen zu können. Ich war nicht die Sklavin meines Mannes, er ließ mich ſehr

gern bei meinen Kühltränken, aber ich war gegebenen Verhältniſſen unterworfen, von denen er mich nicht befreien konnte. Wenn ich den Mond von ihm verlangt hätte, ſo würde er nur lachend geſagt haben: „Haſt Du Geld, ihn zu bezahlen, ſo will ich ihn kaufen;“ und wenn ich darauf beſtanden hätte, China zu ſehen, würde er nur geantwortet haben: „Schaffe Geld dazu, mache, daß es Rohant einbringt, und reiſe nach China.“

Ich hatte mich ſchon mehr als einmal mit der Frage beſchäftigt, auf welche Weiſe ich mir Hülfsmittel, wenn auch noch ſo beſcheidene, verſchaffen könnte. Ich verlangte nichts, als mir ohne Gewiſſensbiſſe und ohne Controle dann und wann einen Kunſtgenuß, ein ſchönes Buch, eine kleine Reiſe geſtatten zu können, oder ein wohlangebrachtes Almoſen ſpenden, einer armen Freundin ein kleines Geſchenk machen zu dürfen u. ſ. w. Ich wollte mir die kleinen Dinge verſchaffen, ohne die man allerdings exiſtiren kann, ohne welche man aber weder Mann noch Frau, ſondern eher Engel oder Thier iſt. In unſerer verkünſtelten Zeit bringt der gänzliche Mangel an Beſitz entweder entſetzliches Elend oder vollſtändige Machtloſigkeit mit ſich und die Unverantwortlichkeit iſt ein Zuſtand der Sklaverei und faſt eben ſo ſchmachvoll wie die Entziehung der bürgerlichen Rechte.

Ich hatte mir auch ſchon geſagt, daß ein Augenblick kommen würde, wo ich nicht mehr in Rohant bleiben könnte. Dies hatte damals noch vorübergehende Urſachen, die ſich aber nach und nach in drohender Weiſe mehrten. Ich hätte meinen Bruder wegſchicken müſſen, der, durch die ſchlechte Verwaltung ſeines eigenen Vermögens in Verlegenheit ge-

bracht, bei mir lebte, um Erſparniſſe zu machen, und noch einen anderen Freund des Hauſes, einen Mann, für den ich trotz ſeines bacchantiſchen Fiebers eine aufrichtige Freundſchaft fühlte, und der, wenn er ſich, wie mein Bruder, aller drei, vier oder fünf Tage (je nachdem „der Wind“ war, wie ſie ſagten) einmal im vollen Beſitz ſeiner Geiſteskräfte befand, ein vortreffliches Herz zeigte. Es gab „ſalzige Winde“, welche die Urſache zu allerlei Thorheiten wurden; „ſalzige Geſichter“, die man nicht ſehen konnte, ohne Luſt zum Trinken zu bekommen, und wenn man getrunken hatte, zeigte es ſich, daß der Wein das ſalzigſte von allen war. Es giebt nichts Schlimmeres, als gutmüthige und witzige Trunkenbolde, denn man kann ihnen nicht zürnen. Wenn mein Bruder einen gewiſſen Grad der Trunkenheit erreicht hatte (über den hinaus er ſo wüthend wurde, daß er ſeinen liebſten Freund ermorden konnte), war er wehmüthig geſtimmt, und ich mußte mich in meine Zelle einſchließen, damit er nicht kam und die ganze Nacht bei mir weinte. Armer Hippolyt! Wie liebenswürdig war er an guten Tagen, wie unerträglich in ſeinen böſen Stunden! Aber trotz ſeiner Schwätzereien, ſeiner Thränen und Zornausbrüche und trotz der indirekten ernſteren Folgen ſeines Betragens, dachte ich eher daran mich ſelbſt zu exiliren, als ihn zu vertreiben. Ueberdies lebte ebenfalls ſeine gute, vortreffliche Frau bei uns, die kein anderes Glück beſaß, als das einer ſchwachen Geſundheit, die ſie zwang, den größten Theil ihres Lebens im Bette zuzubringen, und eines feſten Schlafes, der ſie hinderte, zu viel von dem zu ſehen, was um ſie her vorging.

Ich war überzeugt, daß man in meine Entfernung willigen würde, wenn ich nicht eine Theilung meiner Revenuen verlangte, mochte dieſe auch noch ſo ungleich ſein. Ich gab mir alſo Mühe, getrieben von dem Wunſche, mich frei zu machen, irgend eine Beſchäftigung zu finden. Ich hatte verſucht zu überſetzen, aber es war zu langweilig, und ich machte mir zu viele Skrupel und war zu gewiſſenhaft dabei; ich fertigte in einigen Stunden Portraits in Bleiſtift und Waſſerfarben, traf die Aehnlichkeit ſehr gut und zeichnete nicht übel, aber es fehlte mir an Originalität; ich nähte ſehr ſchnell, doch ſah ich nicht gut genug und erfuhr, daß ich mit dieſer Arbeit nicht mehr als täglich zehn Sous gewinnen könnte; ich dachte an Putzarbeit, aber es fiel mir ein, daß meine Mutter ein ſolches Geſchäft nicht beginnen konnte, weil es ihr an einem kleinen Kapital fehlte. So verſuchte ich vier Jahre lang und arbeitete wie ein Neger, um irgend eine Fähigkeit in mir zu entdecken — aber vergebens. Einen Augenblick glaubte ich es gefunden zu haben. Ich hatte Blumen und Vögel in Miniatur auf hölzernen Doſen und Cigarrenetuis gemalt und es fanden ſich darunter einige ſehr hübſche. Der Lackirer, dem ich ſie bei einer meiner kleinen Reiſen nach Paris vorlegte, bewunderte ſie ſehr und fragte mich, ob ich dieſe Arbeit als Geſchäft betriebe. Ich antwortete bejahend, um zu hören, was er mir ſagen würde. Er bot mir an, die kleinen Gegenſtände an ſein Schaufenſter zu legen und zu verkaufen. Nach Verlauf von einigen Tagen theilte er mir mit, daß er das Cigarrenetui für achtzig Francs hätte verkaufen können: ich hatte auf gut Glück hundert Francs verlangt, obgleich ich über-

zeugt war, daß Niemand mir hundert Sous bieten würde.

Ich wendete mich an das Haus Giroux und zeigte meine Proben. Man rieth mir, verschiedene Gegenstände, z. B. Fächer, Thee- und Arbeitskästchen zu malen, die in der Handlung zum Verkauf ausgelegt werden sollten. Ich brachte von Paris einen Vorrath von Arbeitsmaterialien mit, aber ich opferte vergebens meine Augen und Zeit und Mühe, um das richtige Verfahren zu entdecken. Manches Holz nahm die Farben durchaus nicht an, ein anderes ließ die Farben beim Lackiren durcheinander fließen. Es zeigten sich Schwierigkeiten, die meine Arbeit aufhielten, die Materialien waren sehr theuer und ich sah ein, daß ich, selbst wenn der Verkauf fortgesetzt durch das Haus Giroux besorgt wurde, doch nur ein sehr schmales Stück Brod gewinnen konnte. Dessen ohngeachtet blieb ich der Beschäftigung treu, und wenn die gefertigten Gegenstände nicht zur rechten Zeit aus der Mode gekommen wären, würde ich mich dabei ruinirt haben.

Ich hatte nie daran gedacht, eine künstlerische Begabung in mir zu suchen, dennoch fühlte ich, daß ich Künstler war. Bei einem kurzen Aufenthalte in Paris ging ich nach der Bildergalerie. Es war nicht das erste Mal, aber ich hatte früher die Bilder betrachtet, ohne eigentlich zu sehen, denn ich war überzeugt, daß ich nichts davon verstände, und wußte noch nicht, was man fühlen kann, ohne zu verstehen. Ich fühlte mich wunderbar bewegt und kam den andern Tag und dann den folgenden Tag wieder. Bei meiner nächsten Anwesenheit in Paris wollte ich nach und nach alle Meisterwerke kennen lernen, um mir über die Verschiedenheit der

Schulen ein Urtheil zu verſchaffen, welches nicht blos von der Natur der dargeſtellten Gegenſtände abhängig war. Ich ging alſo allein und im Geheimen nach dem Muſeum, ſobald es geöffnet wurde, und blieb, bis man es ſchloß. Ich war wie trunken und ſtand wie angeſchmiedet vor den Titians, Tintorettos und Rubens. Zuerſt feſſelte mich die niederländiſche Schule durch die Poeſie in ihrer Realität, aber nach und nach fühlte ich, wie ſich die italieniſche Schule eine ſolche Anerkennung verſchaffen konnte. Da ich Niemand hatte, der mir ſagen konnte, in was die Schönheit beſtand, ſo hatte meine wachſende Bewunderung noch außerdem den Reiz einer Entdeckung, und ich war eben ſo erſtaunt als entzückt, zu finden, daß die Malerei mir eben ſo große Genüſſe verſchaffte, wie die Muſik. Ich war weit entfernt, ein beſonderes Urtheil zu haben, denn ich hatte noch keinen wirklichen Begriff von dieſer Kunſt gehabt, die ſich, ohne Hülfe beſonderer Fähigkeiten und ſpeciell darauf berechneter Bildung, den Sinnen noch weniger erſchließt als andere Künſte. Ich wußte wohl, daß es eine dumme Krämer-Anmaßung iſt, vor einem Bilde zu ſagen: „Ich urtheile, weil ich ſehe, und ſehe, weil ich Augen beſitze.“ Ich ſagte alſo nichts und befragte mich nicht einmal ſelbſt, um zu wiſſen, in welcher Weiſe die Werke des Genius mich anzogen oder abſtießen. Ich ſchaute nur und ließ mich überwältigen und in eine neue Welt verſetzen. Während der Nacht ſah ich alle die gewaltigen Geſtalten an mir vorüberziehen, denen die Hand der Meiſter den Stempel moraliſcher Macht aufgedrückt hat, ſelbſt wenn ſie nur die phyſiſche Kraft und Geſundheit repräſentiren. Durch gute Malerei

lernt man verſtehen, was das Leben iſt. Sie giebt gleichſam ein glänzendes Reſumé von der Form und dem Ausdrucke der Weſen und der Dinge, die nur zu oft in der Bewegung der Realität und in der Anſchauung Deſſen, der ſie betrachtet, getrübt und ins Unbeſtimmte gezogen werden. Es iſt der Anblick der Natur und der Menſchheit, durch das Auge des Genius geſehen, der ſie componirt und in Scene geſetzt hat. Welches Glück für ein unbefangenes Gemüth, das weder mit kritiſchen Vorurtheilen, noch mit vorgefaßten Meinungen, die aus eigner Urtheilsfähigkeit entſpringen, an ſolche Werke herantritt! Das Univerſum that ſich vor mir auf. Ich ſchaute zugleich in die Gegenwart und in die Vergangenheit, ich wurde zugleich klaſſiſch und romantiſch, ohne zu wiſſen, was dieſer lebhafte Kampf in der Kunſt zu bedeuten habe. Ich erblickte das Wahre trotz aller Phantome meiner Phantaſie und trotz der Unſicherheit meines Blicks. Es ſchien mir, als habe ich irgend einen unermeßlichen Schatz gewonnen, deſſen Daſein mir bis dahin noch unbekannt geweſen war. Ich wußte keinen Namen für das, was ſich in meinem erhitzten und, wie es mir ſchien, erweiterten Geiſte drängte; ich fieberte; ich irrte, als ich das Muſeum verließ, von Straße zu Straße, ohne zu wiſſen, wohin ich ging; ich vergaß zu eſſen und bemerkte nur plötzlich, daß es Zeit ſei, den Freiſchütz oder Wilhelm Tell zu hören. Dann ging ich zu einem Paſtetenbäcker, aß eine Brioche als Mittagbrod und ſagte mir mit vieler Zufriedenheit, wenn ich an die geringe Baarſchaft dachte, mit der man mich verſehen hatte, daß die Einfachheit meiner Mahlzeit mir das Recht und die Mittel gäbe, das Theater zu beſuchen.

Man ſieht, daß ich inmitten meiner Pläne und Gemüthsbewegungen doch nichts gelernt hatte. Ich hatte Geſchichtswerke und Romane geleſen, hatte Partituren entziffert, einen flüchtigen Blick auf die Zeitungen geworfen und mein Ohr abſichtlich den politiſchen Unterhaltungen verſchloſſen. Mein Freund Néraud, ein wahrer Weiſer und Künſtler in der Wiſſenſchaft, hatte verſucht, mich in der Botanik zu unterrichten; aber wenn wir zuſammen umherſtreiften, er mit ſeiner Blechtrommel beladen, ich Moritz auf der Schulter tragend, hatte mich nichts amuſirt als der Senf, wie die guten Leute ſagen. Und ſelbſt vom Senf wußte ich nicht mehr, als daß die Pflanze zu der Familie der Kreuzpflanzen gehört. Ich ließ mich von der Sonne, die den Nebel vergoldete, durch die Schmetterlinge auf den Blumen, und durch Moritz, der hinter den Schmetterlingen herſprang, zerſtreuen und abziehen.

Und doch hätte ich gern Alles zu gleicher Zeit geſehen und erfahren. Ich unterhielt mich mit meinem Lehrer, der über alle Dinge brillant und intereſſant ſprach, aber ich drang nur in die Geheimniſſe der Schönheiten im Detail ein; die ernſte Seite der Wiſſenſchaft erſchien meinem widerſpenſtigen Gedächtniſſe unfruchtbar. Ich hatte Unrecht; mein Malgache, ſo nannte ich Néraud, war ein ausgezeichneter Lehrer, und ich war noch in dem Alter, wo man lernt. Es hing nur von mir ab, mir ein Wiſſen anzueignen, welches mir erlaubte, ſpäter allein weiter zu ſtudiren. Ich beſchränkte mich auf das Verſtändniß des Enſembles, welches er in herrlichen Briefen über Naturgeſchichte und in ſeinen Reiſebeſchreibungen niederlegte, die mich zugleich ein wenig in

die tropiſche Natur einführten. Als ich den Roman „Indiana“ ſchrieb, tauchte das Bild wieder in mir auf, welches er mir von der Ile-de-France gegeben hatte. Um die Hefte nicht zu copiren, die er für mich zuſammengeſtellt hatte, wußte ich nichts Anderes zu thun, als ſeine Schilderungen zu verderben, indem ich ſie den Scenen meines Romans anpaßte.

Zu meinen literariſchen Plänen brachte ich weder ein geprüftes Talent, noch ſpecielle Studien, noch Erinnerungen aus einem äußerlich bewegten Leben, noch eine tiefe Kenntniß der Welt mit — es war alſo ganz natürlich, daß ich keinen Ehrgeiz beſaß. Der Ehrgeiz ſtützt ſich auf Selbſtvertrauen, und ich war nicht thöricht genug, auf mein Bischen Genie zu pochen. Mein Fond war ſehr beſchränkt. Ich verſtand die Analyſe der Gefühle, die Schilderung einer gewiſſen Anzahl von Charakteren, beſaß die Liebe zur Natur und war mit den Scenen und Sitten des Landlebens vertraut. Dies genügte für den Anfang. „Wenn ich mehr ins Leben eintrete,“ ſagte ich mir, „werde ich auch mehr Menſchen und Dinge kennen lernen, werde den Kreis meiner Individualitäten erweitern und den Rahmen der Scenen vergrößern. Außerdem werde ich, wenn es ſein muß, zu dem Romane greifen, den man den hiſtoriſchen nennt; ich werde die Geſchichte in ihren Einzelnheiten ſtudiren und mit meinen Gedanken die Gedanken der Menſchen errathen, die nicht mehr ſind.“

Als mein Entſchluß reif war, zu gehen, um mein Glück zu verſuchen, d. h. um die Rente von tauſend Thaler zu erwerben, von der ich immer geträumt hatte, ſo hatte ich nur

drei Tage nöthig, um dieſen Entſchluß zu erklären und auszuführen. Mein Mann war verpflichtet, mir eine Penſion von fünfzehnhundert Francs zu zahlen. Ich verlangte meine Tochter und die Erlaubniß, jährlich zwei Mal drei Monate in Paris wohnen zu dürfen, und forderte für jeden Monat der Abweſenheit zweihundertfunfzig Francs. Dies machte durchaus keine Schwierigkeiten. Er glaubte, es ſei eine Caprice, deren ich bald müde ſein würde.

Auch mein Bruder glaubte das. „Du bildeſt Dir ein, mit einem Kinde in Paris von monatlich zweihundertfunfzig Francs leben zu können?“ ſagte er; „das iſt zu lächerlich, beſonders da Du nicht einmal weißt, was ein Huhn koſtet. In vierzehn Tagen wirſt Du mit leeren Händen wiederkommen, denn Dein Mann hat ſich vorgenommen für Deine Bitten um Zuſchüſſe taub zu ſein.“ „Es iſt gut,“ entgegnete ich, „ich werde es verſuchen. Ueberlaſſe mir für acht Tage das Logis, das Du in Deinem Hauſe in Paris beſitzeſt, und behalte Solange, bis ich eine Wohnung habe. Ich komme jedenfalls bald wieder.“

Mein Bruder war der Einzige, der meinen Entſchluß zu erſchüttern ſuchte. Er fühlte, daß er den Ekel, welchen mein Haus mir einflößte, zum Theil verſchuldet hatte. Er wollte ſich das ſelbſt nicht geſtehen, aber er geſtand es mir, ohne daß er es wußte. Seine Frau verſtand mich beſſer und billigte meine Handlungsweiſe. Sie hatte Vertrauen zu meinem Muthe und zu meinem Schickſale, und fühlte, daß ich das einzige Mittel ergriff, eine noch peinlichere Löſung zu vermeiden oder wenigſtens aufzuſchieben.

Meine Tochter verſtand noch nichts von Alledem und

auch Moritz würde nichts verſtanden haben, wenn mein Bruder nicht Sorge getragen hätte, ihm zu ſagen: ich ginge für lange Zeit fort und käme vielleicht nie wieder. Er that das in der Hoffnung, daß der Jammer meines armen Kindes mich vielleicht zurückhalten würde. Mein Herz brach faſt, aber es gelang mir, Moritz zu beruhigen und ihm Vertrauen auf meine Worte einzuflößen.

Ich kam kurze Zeit nach den Scenen im Luxembourg und dem Prozeß der Miniſter in Paris an.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Art von Vorrede zu einer neuen Phaſe meiner Geſchichte. — Warum ich nicht von allen Menſchen rede, die theils durch Ueberredung, theils durch Verfolgung Einfluß auf mein Leben gehabt haben. — Einige Zeilen Jean-Jacques Rouſſeau's über denſelben Gegenſtand. — Ich kann das Leben Anderer nicht angreifen und meine tiefwurzelnde Nächſtenliebe verhindert mich, im Intereſſe der Politik Perſönlichkeiten anzugreifen. — Ich kehre zu meiner Geſchichte zurück. — Die Manſarde am Quai St. Michel und das excentriſche Leben, das ich einige Monate vor meiner Einrichtung geführt habe. — Außerordentlich gelungene Verkleidung. — Sonderbarer Irrthum. — Herr Pinſon. — Emil Paultre. — Der Strauß des Fräulein Leverd. — Herr Rollinat der Aeltere. — Seine Familie. — Franz Rollinat. — Ziemlich lange Abſchweifung. — Mein Kapitel der Freundſchaft, weniger ſchön, aber eben ſo tief gefühlt als das von Montaigne.

Ehe wir weiter gehen, muß ich eine Thatſache feſtſtellen.

Da es nicht meine Abſicht iſt, in irgend einer Weiſe bei dem, was ich von mir ſelbſt erzähle, zu täuſchen, muß ich vor allem gerade herausſagen, daß ich verſchiedene Umſtände in meinem Leben *verſchweigen*, nicht aber ſie *entſtellen* oder *verbergen* will. Ich habe nie geglaubt,

daß ich meinen Freunden gegenüber irgend etwas zu verheimlichen hätte. In dieſer Beziehung bin ich mit einer Aufrichtigkeit zu Werke gegangen, welche mir das vollſte Vertrauen und die Achtung erworben hat, von der ich immer in meinem Privatleben umgeben war. Dem Publikum gegenüber kann ich mir dagegen nicht das Recht zugeſtehen, über die Vergangenheit aller Perſönlichkeiten zu verfügen, deren Leben mit dem meinigen in Berührung gekommen iſt.

Mein Schweigen wird aus Nachſicht oder Achtung, Gleichgültigkeit oder Rückſicht entſpringen — über dieſe Urſachen habe ich mich nicht weiter zu erklären — ſie werden ganz verſchiedenartiger Natur ſein und ich erkläre hiermit, daß ich zu keinen Folgerungen für oder wider die Perſönlichkeiten Anlaß geben will, von denen ich wenig oder gar nicht rede.

Alle meine Neigungen waren tief und doch habe ich mehrere derſelben mit freiem Willen und Wiſſen zerriſſen. In den Augen meiner Umgebung habe ich bald zu früh, bald zu ſpät gehandelt, habe bald Recht, bald Unrecht gehabt, je nachdem die Gründe meiner Entſchlüſſe mehr oder weniger bekannt waren. Aber abgeſehen davon, daß dieſe Zwiſtigkeiten von geringem Intereſſe für den Leſer ſein würden, wäre jeder Verſuch, ſie der Oeffentlichkeit zu übergeben, gegen das Zartgefühl, denn ich würde genöthigt ſein, hier und da um meiner ſelbſt willen das Weſen der Anderen bloßzuſtellen.

Aber ſoll mich dies Zartgefühl ſoweit treiben, daß ich mich anklage, bei gewiſſen Gelegenheiten ungerecht geweſen zu ſein, aus Freude am Unrecht? Hier fänge die Lüge an,

und wer würde dadurch getäuſcht? Ueberdies weiß alle Welt, daß in jedem Zwiſte, mag es Familien- oder Meinungs-Streit, Streit der Intereſſen oder des Herzens, des Gefühls oder der Grundſätze, der Liebe oder der Freundſchaft ſein, immer beiderſeitige Fehler zu Grunde liegen, und daß man die einen nicht erklären und motiviren kann, ohne die anderen zu nennen. Es giebt einige Menſchen, die ich zuerſt durch das Prisma der Begeiſterung geſehen habe: gegen dieſe habe ich mich des ſchweren Unrechts ſchuldig gemacht, die Klarheit meines Urtheils wieder zu erlangen. Alles, was ſie von mir verlangen konnten, war doch nur eine rechtſchaffne Handlungsweiſe, und ich fordere Alle heraus, mir zu ſagen, ob ich es irgend einmal daran fehlen ließ. Trotzdem haben ſie mir bitter gezürnt und ich kann das wohl begreifen, denn wenn ein Bruch erfolgt, ſind wir im erſten Augenblick geneigt, die Enttäuſchung für Beleidigung zu halten. Erſt wenn die Ruhe zurückkehrt, werden wir gerechter. Aber wie dem auch ſei, ich will dieſe Menſchen nicht ſchildern; ich glaube nicht, das Recht zu haben, ihre Züge der Neugier oder der Gleichgültigkeit jedes Vorübergehenden bloszuſtellen. Wenn ſie in der Dunkelheit leben, mögen ſie dieſen ſüßen Vorzug in Ruhe genießen; wenn ſie berühmt ſind, mögen ſie ſich ſelbſt ſchildern, falls ſie es für rathſam halten, ich aber will mich nicht zu dem traurigen Berufe drängen, der Biograph der Lebenden zu ſein.

Ich glaube, daß man den Lebenden ſchuldig iſt, ſie leben zu laſſen, und man hat ſeit langer Zeit geſagt, daß das Lächerliche eine tödtliche Waffe iſt. Wäre dies der

Fall, wie viel mehr noch müßte der Tadel dieſer oder jener Handlung, ja ſogar die Enthüllung irgend welcher Schwachheit bewirken! In viel ernſtern Conflikten, als die ſind, auf welche ich hier hindeute, habe ich das Böſe entſtehen und von Stunde zu Stunde erſtarken ſehen. Ich kenne es wohl, ich habe es beobachtet, aber ich habe daſſelbe nicht einmal in meinen Romanen zum Vorwurf genommen. Man hat die Milde meiner Phantaſie getadelt, aber wenn dieſelbe auf einer Schwäche des Geiſtes beruht, ſo iſt ſie zugleich tief in meinem Herzen begründet, denn ich mag das Häßliche auch im wirklichen Leben nicht erkennen, und ſo mag ich es auch in einer wahren Geſchichte nicht zeigen. Wäre mir auch bewieſen, daß es nützlich iſt, das Schlechte zu zeigen, ſo bleibe ich doch bei der Ueberzeugung, daß der Schandpfahl ein ſchlechtes Bekehrungsmittel iſt, und daß ein Weſen, welches die Hoffnung verloren hat, ſich vor ſeinen Mitmenſchen zu rehabilitiren, nicht mehr den Verſuch machen wird, ſich mit ſich ſelbſt zu verſöhnen.

Und dann bin ich immer zum Verzeihen geneigt, und wenn eine Seele ſich noch ſo ſehr gegen mich verſündigt hat, bin ich bereit, ihr Andenken zu ſegnen, ſobald ſie ſich in andern Verhältniſſen wieder läutert. Das Publikum thut das nicht; es verurtheilt, es ſteinigt, und darum will ich meine Feinde (wenn ich mich überhaupt dieſes Ausdruckes bedienen ſoll, der für mich eigentlich keinen Sinn hat) weder dieſen Richtern ohne Herz und Verſtändniß überantworten, noch ſie einem Urtheil ausſetzen, das weder durch eine fromme Regung noch durch Grundſätze der Humanität gemildert wird.

Ich bin keine Heilige; ich wiederhole nochmals, daß auch ich in dem Kampfe, der zwiſchen mir und verſchiedenen Individualitäten ſtattfand, mein Theil des Unrechts zu tragen hatte. Ich bin vielleicht ungerecht geweſen; oder heftig im Zorn, wie alle Naturen, die ſich langſam entſchließen; oder ich habe mich durch grauſame Wahnbilder beſtimmen laſſen, wie ſie die Phantaſie in reizbaren und überreizten Gemüthern hervorbringt. Der Geiſt der Liebe, der mich jetzt erfüllt, hat meine Gefühle im Augenblicke der Erregung nicht immer beherrſcht. Ich habe mich vielleicht meinen Freunden gegenüber gegen das Leid empört und mich über die Handlungsweiſe Anderer beklagt, aber ich habe niemals mit kaltem Blute, mit Vorbedacht, von Haß oder feiger Rachſucht erfüllt, irgend Jemand vor den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung geſtellt. Ich habe das ſogar auf dem Gebiete zu thun verſchmäht, wo die würdigſten, edelſten Männer ein Recht dazu zu haben glauben: auf dem Gebiete der Politik. Ich fühle mich zu dieſem Strafamt nicht berufen, und wenn ich mich aus Gewiſſensſcrupel, aus Großmuth oder aus Charakterſchwäche geweigert habe, an dem allgemeinen Kampfe in dieſer Weiſe theilzunehmen, ſo werde ich mich dagegen noch viel mehr ſträuben, ſobald es ſich nur um meine perſönlichen Intereſſen handelt.

Man ſage nicht, daß es leicht iſt, ſein Leben zu ſchreiben, wenn man die Mittheilung bedeutender Einflüſſe und Entſcheidungen unterdrückt. Nein, es iſt nicht leicht, denn man muß ſich dazu entſchließen, unſinnige Geſchichten und ſchändliche Verläumdungen über ſich ergehen zu laſſen — ich habe mich dazu entſchloſſen, als ich dies Werk begann.

Ich habe daſſelbe nicht meine „Memoiren“ genannt, ſondern habe mit Vorbedacht den Titel „Geſchichte meines Lebens“ gewählt, um anzugeben, daß ich nicht die Geſchichte Anderer ohne Einſchränkung mittheilen würde. Sobald alſo das Leben Anderer mein eignes Daſein aus ſeinem angemeſſenen Gleiſe gebracht hat, habe ich nichts zu ſagen, weil ich weder die Einflüſſe, denen ich nachgegeben oder widerſtanden habe, noch die Charaktere, die mich durch Gewalt oder Ueberredung zu dieſer oder jener Handlungsweiſe veranlaßten, öffentlich anklagen will. Wenn ich hier und da geſchwankt oder geirrt habe, ſo darf ich mich doch jetzt der tröſtenden Ueberzeugung hingeben, daß ich nach reiflicher Ueberlegung immer nur in der Ueberzeugung gehandelt habe, eine Pflicht zu erfüllen oder ein Recht in Anſpruch zu nehmen — was im Grunde ganz daſſelbe iſt*).

Ich habe kürzlich ein neu erſchienenes Bändchen bisher ungedruckter Fragmente von J. J. Rouſſeau erhalten und bin über folgenden Ausſpruch betroffen, der zu dem Entwurf einer Vorrede zu den Confessions gehört. „Die Verbindungen, in denen ich mit verſchiedenen Perſönlichkeiten

---

*) Ja, es iſt daſſelbe: wir weichen zuweilen in einer Aufwallung unbedachter Großmuth von der Vertheidigung unſeres Rechts zurück. Ich habe das oft, vielleicht aus Schwachheit, gethan, und das Reſultat iſt für Andere niemals günſtig geweſen. Die Strafloſigkeit hat ihren böſen Willen genährt, ihre Schuld vergrößert und hat ſie mithin unglücklicher gemacht. Die Weisheit würde alſo nur darin beſtehen, ſich ruhig von der Legitimität des ſtreitigen Rechts zu überzeugen und die Dinge ſo zu wenden, daß wir uns ſagen könnten: „wenn ich großmüthig bin, bin ich nur gerecht.“

geſtanden habe, zwingen mich, von denſelben eben ſo freimüthig zu reden, wie von mir ſelbſt. Ich kann mich ſelbſt nur dann vollſtändig ſchildern, wenn ich auch ſie ſchildere, und man darf nicht erwarten, daß ich in dieſem Falle etwas verberge, was nicht verſchwiegen werden kann, ohne der Wahrheit zu ſchaden, — nur um gegen Andere Rückſichten zu nehmen, die ich mir ſelbſt gegenüber nicht beobachte."

Ich weiß nicht, ob man das Recht hat, ſelbſt wenn man Jean Jacques Rouſſeau iſt, in rein perſönlichen Angelegenheiten ſeine Zeitgenoſſen vor der öffentlichen Meinung bloszuſtellen. Es liegt etwas darin, das unſer Gewiſſen und unſer Gefühl verletzt. Es wäre uns lieber, wenn ſich J. J. Rouſſeau des Leichtſinns und der Undankbarkeit gegen Frau von Warrens anklagen ließe, als daß er uns Dinge erzählt, welche das Bild ſeiner Wohlthäterin beflecken. Er konnte uns ahnen laſſen, daß er Gründe für ſeine Untreue, Entſchuldigungen für ſeine Unbeſtändigkeit hatte, und wir würden ihn mit um ſo größerer Milde beurtheilt haben, jemehr er ſich durch eigene Großmuth derſelben würdig bewieſen hätte.

Vor ſieben Jahren ſchrieb ich auf den erſten Blättern meiner Geſchichte: „Da wir für einander verantwortlich ſind, giebt es kein für ſich allein ſtehendes Vergehen. Es giebt keine Verirrung, von der nicht irgend Jemand Urſache oder Mitſchuldiger wäre, und es iſt unmöglich, ſich ſelbſt anzuklagen, ohne den Nächſten zu beſchuldigen — nicht allein den Feind, der uns angreift, ſondern häufig auch den Freund, der uns vertheidigt. Das hat Rouſſeau gethan und das iſt ſchlecht."

Ja, es iſt unrecht! Nach ſiebenjähriger, oft unterbrochener Arbeit, nach hundertfältigen Sorgen um allgemeine und Partikular-Intereſſen, nachdem mein Geiſt zu neuem Nachdenken und zu neuer Prüfung Zeit gewonnen hat, finde ich mich, mir ſelbſt und meiner Arbeit gegenüber, in derſelben Ueberzeugung, in derſelben Gewißheit. Gewiſſe perſönliche Geſtändniſſe, mögen ſie eine Beichte oder eine Rechtfertigung ſein, werden entweder, ſobald wir ſie literariſcher Publicität übergeben, ein Vergehen gegen unſer Gewiſſen und den Ruf Anderer, oder ſie ſind unvollſtändig und thun der Wahrheit Abbruch.

Nachdem ich dies Alles feſtgeſtellt habe, kehre ich zu meiner Geſchichte zurück. Ich entziehe meinen Erinnerungen manches Intereſſante, aber ſie werden in vieler Hinſicht noch ſo viel Nützliches enthalten, daß es wohl der Mühe werth iſt, ſie zu ſchreiben.

Mein Leben wird von jetzt an thätiger, reicher an Zwiſchenfällen aller Art. Es wäre mir unmöglich, ſie in genauer Folge mit Angabe der Daten zu klaſſifiziren; ich ziehe darum vor, ſie nach ihrer Bedeutung und ihren Einflüſſen zu gruppiren.

Ich ſuchte mir eine Wohnung und richtete mich nach kurzer Zeit auf dem Quai St. Michel ein, in einer Manſardenſtube des großen Hauſes, welches an der Brücke, der Morgue gegenüber, die Ecke des Platzes bildet. Ich hatte drei kleine, nette Zimmer mit einem Balkon, der mir die Ausſicht über einen Theil der Seine und auf die rieſenhaften Bauwerke von Notre-Dame, Saint-Jacques-la-Boucherie, die Sainte-Chapelle u. ſ. w. gewährte. Ich hatte da Himmel,

Waſſer, Luft, Schwalben und bemooſte Dächer und fühlte mich nicht ſowohl in dem civiliſirten Paris, das weder meinen Neigungen noch meinen Mitteln angemeſſen war, ſondern ich lebte in dem maleriſchen und poetiſchen Paris, das uns Victor Hugo geſchildert hat, in der Stadt der Vergangenheit.

Ich hatte, wenn ich nicht irre, jährlich 300 Francs Miethe zu bezahlen. Die fünf Treppen waren mir ſehr unangenehm, denn ich habe nie gut ſteigen können — aber ich mußte wohl, oft ſogar mit meinem dicken Töchterchen im Arme. Ich hatte keine Magd; die Portiersfrau, eine ſehr treue, reinliche, gute Perſon, half mir für 15 Francs monatlich bei der Beſorgung meiner Wirthſchaft. Mein Mittageſſen bekam ich für 2 Francs täglich von einem ſehr reinlichen und rechtſchaffenen Garkoch; die feine Wäſche wuſch und plättete ich ſelbſt und auf dieſe Weiſe war es mir möglich, meine Exiſtenz von meinem kleinen Jahrgehalt zu beſtreiten.

Das Schwierigſte war der Ankauf der Meubles; man kann leicht denken, daß ich auf jeden Luxus verzichtete — man gab mir Kredit und es gelang mir nach und nach ſie zu bezahlen. Aber dieſe Einrichtung konnte trotz ihrer Einfachheit nicht gleich vollendet werden und es vergingen mehrere Monate, die ich theils in Paris, theils in Nohant verlebte, ehe ich Solange aus ihrem Palaſt (ich ſpreche vergleichsweiſe) in dieſe Armuth überſiedeln konnte, ohne daß ſie den Abſtand bemerkte und darunter litt. Nach und nach wurde jedoch Alles eingerichtet und ſobald ich das Kind bei mir hatte und meine Wohnung und Bedienung geſichert

ſah, konnte ich ein häusliches Leben beginnen. Ich ging am Tage nur aus, um die Kleine im Luxembourg ſpazieren zu führen, und meine Abende verlebte ich ſchreibend in ihrer Geſellſchaft. Die Vorſehung kam mir zu Hülfe. Während ich einen Topf mit Reſeda auf meinem Balkon kultivirte, machte ich die Bekanntſchaft meiner Nachbarin, die, viel luxuriöſer als ich, auf dem ihrigen einen Orangenbaum verpflegte. Dieſe Nachbarin hieß Madame Badoureau und wohnte da mit ihrem Manne, einem Elementarlehrer, und einer reizenden fünfzehnjährigen Tochter, einer ſanften, beſcheidenen Blondine mit niedergeſchlagenen Augen, die eine ſchwärmeriſche Liebe für Solange faßte. Die vortrefflichen Leute boten mir an, die Kleine, ſo oft ihr der Raum meiner Manſarde zu eng und die Gleichmäßigkeit ihrer Unterhaltungen langweilig würde, mit andern Kindern ſpielen zu laſſen, die bei Herrn Badoureau Privatſtunden nahmen. Dadurch wurde das Leben des Kindes nicht nur erträglich, ſondern angenehm, und die wackern Leute überhäuften die Kleine mit allen erdenklichen Aufmerkſamkeiten, ohne mir jemals zu erlauben, ſie für ihre Mühe zu entſchädigen, obwohl der Beruf des Mannes ein ſolches Abkommen ganz natürlich erſcheinen ließ.

Bis zu dieſer Zeit, das heißt bis mein Töchterchen nach Paris überſiedelte, hatte ich auf weniger bequeme und ſogar auf ſehr außergewöhnliche Weiſe gelebt, in einer Weiſe jedoch, die mit meinen Zwecken vollſtändig harmonirte.

Meine Ausgaben ſollten die Einnahmen nicht überſteigen und ich wollte nicht borgen, denn meine Schuld von 500 Francs, die einzige, die ich je gehabt hatte, war mir

zu quälend geweſen! Was hätte ich anfangen ſollen, wenn mein Mann nicht bereit geweſen wäre ſie zu bezahlen? Er that das freilich mit großer Freundlichkeit, aber ich wagte erſt ſie ihm zu offenbaren, als ich ſehr krank war und fürchten mußte, insolvent zu ſterben. So gab ich mir denn Mühe, Arbeit zu finden, aber es gelang mir nicht; wie es mit meinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen ſtand, werde ich gleich berichten. Vorläufig hatte ich unten im Hauſe, am Fenſter des Café's du Quai St. Michel ein kleines Portrait ausgeſtellt, aber es kamen keine Beſtellungen. Ich hatte verſucht, die Züge der Portiersfrau wiederzugeben, und kam dadurch in Gefahr, der Nachbarſchaft zu mißfallen.

Ich ſehnte mich nach Lectüre, aber ich beſaß keine Bücher; überdies war es Winter und es iſt nicht ſparſam zu Haus zu bleiben, wenn man die Holzſcheite zählen muß. Ich verſuchte mich in der Bibliothek Mazarine einzurichten, aber ich glaube, es wäre mir eben ſo leicht geworden, auf den Thürmen von Notre-Dame zu arbeiten, ſo kalt war es in den Sälen. Ich konnte das nicht aushalten, denn ich bin das froſtigſte Weſen, das mir jemals vorgekommen iſt. In der Bibliothek verſammelten ſich einige alte „Bücherwürmer", die mumienhaft, unbeweglich und zufrieden an einem Tiſche ſaßen und gar nicht zu bemerken ſchienen, daß ihre Naſen blau wurden und ſich im Froſt kryſtalliſirten; ich beneidete ſie um dieſe Erſtarrung und paßte auf, wie ſie ſich niederſetzten und aufſtanden, um mich zu überzeugen, daß ſie keine Holzpuppen wären.

Ich fühlte aber auch das Bedürfniß, mich von der Kleinſtädterei zu befreien, die Ideen und Formen des Tages zu

kennen und die Fragen des Augenblicks zu verſtehen. Ich fühlte, daß es nothwendig wäre, und war ſehr begierig darauf, denn außer den hervorragendſten Erzeugniſſen kannte ich nichts von der modernen Kunſt. Vor Allem ſehnte ich mich nach dem Schauſpiel.

Ich wußte freilich, daß es einer armen Frau unmöglich iſt, ſolche Gelüſte zu befriedigen. Balzac ſagte: „In Paris kann ein Weib nur mit fünfundzwanzigtauſend Francs Renten exiſtiren" — und dies Paradoxon wurde eine bittere Wahrheit für das Weib, das ſich zur Künſtlerin ausbilden wollte.

Indeſſen ſah ich, daß meine jungen Freunde aus dem Berry, meine Jugendgeſpielen in Paris mit eben ſo wenig auskamen, als ich beſaß, obwohl ſie an Allem theilnahmen, was den Geiſt der Jugend anregt. Sie kannten alle literariſchen und politiſchen Ereigniſſe, ſie genoſſen die Freuden des Theaters und der Muſeen, nahmen Theil am Leben der Clubs und der Straßen, ſahen Alles und waren überall. Ich beſaß eben ſo geſunde Glieder als ſie und hatte wie ſie jene guten kleinen Füße aus dem Berry, die gelernt haben, in dicken Holzſchuhen, auf ſchlechten Wegen zu marſchiren. Aber auf dem pariſer Pflaſter befand ich mich wie ein Kahn zwiſchen Eisſchollen. Die feinen Schuhe waren in zwei Tagen zerriſſen; in Ueberſchuhen verſtand ich nicht zu gehen und wußte nicht, wie ich die Kleider aufnehmen ſollte; ich war beſtändig beſchmutzt, ermüdet, erkältet und ſah Schuhwerk und Kleidungsſtücke mit entſetzlicher Geſchwindigkeit zu Grunde gehen, ohne der Sammthütchen zu gedenken, die von der Dachtraufe ruinirt wurden.

Ich hatte dieſe Beobachtungen ſchon gemacht, ehe ich an meine Ueberſiedlung nach Paris dachte, und hatte meiner Mutter, die mit einem Einkommen von 3500 Francs ſehr elegant und ſehr behaglich lebte, die Frage vorgelegt: „Wie iſt es möglich, ſich in dieſem fürchterlichen Klima eine nur einigermaßen anſtändige Toilette zu bewahren, ohne wenigſtens ſechs Tage der Woche im Hauſe zu bleiben?“ Sie gab mir zur Antwort: „In meinem Alter und mit meinen Gewohnheiten iſt das ſehr möglich. Aber als ich jung war, veranlaßte mich Dein Vater, ſo oft er in Geldnoth war, Männerkleidung anzuziehen; meine Schweſter folgte dieſem Beiſpiel und ſo konnten wir unſere Männer überall zu Fuß begleiten, im Theater jeden Platz beſuchen und ſparten ſo eine bedeutende Summe.“

Dieſer Einfall kam mir zuerſt ſehr komiſch und dann ſehr praktiſch vor. Da ich während meiner Kindheit Knabenzeug getragen hatte und ſpäter mit Deschartres in Blouſe und Gamaſchen auf die Jagd gegangen war, fühlte ich mich durchaus nicht unbehaglich bei dem Gedanken, dieſe Tracht wieder anzunehmen. Zu jener Zeit war die Mode der Verkleidung günſtig; die Männer trugen lange, weite Ueberröcke, à la propriétaire genannt; ſie fielen bis auf die Ferſen nieder und zeigten ſo wenig von der Figur, daß mein Bruder mir eines Tages in Nohant ſagte, als er den ſeinigen anzog: „Nicht wahr, das iſt ein hübſches Ding? es iſt modern und gar nicht unbequem. Der Schneider nimmt Maß an einem Schilderhaus und macht dann Röcke, die dem ganzen Regimente paſſen.“

Ich machte mir alſo einen „Schilderhaus-Ueberrock“

von grobem grauen Tuche und Hosen und Weste von demselben Zeuge. Dazu trug ich einen grauen Hut und eine dicke wollene Halsbinde und sah nun ganz aus wie ein Student im ersten Jahre. Wie sehr ich mich über die Stiefel freute, vermag ich gar nicht zu sagen; ich wäre gern damit zu Bett gegangen, wie mein Bruder in seiner Jugend that, als er das erste Paar bekam. Mit meinen kleinen, eisenbeschlagenen Absätzen hatte ich einen sicheren Schritt und lief von einem Ende der Stadt zum andern; mir war zu Muth, als könnte ich so die Reise um die Welt beginnen. Meine Kleidung hatte nun nichts mehr zu scheuen; ich konnte bei jedem Wetter, zu jeder Tageszeit ausgehen und in allen Theatern das Parterre besuchen. Niemand beachtete mich oder ahnte meine Verkleidung, weil ich das Costüm, dessen Einfachheit jeden Verdacht entfernte, mit größter Sicherheit trug. Ich war zu schlecht gekleidet und sah zu unbedeutend aus (der Ausdruck meines Gesichts ist gewöhnlich zerstreut, oft sogar blödsinnig), um irgendwie Aufmerksamkeit zu erregen. Im Allgemeinen verstehen es die Frauen nicht, sich zu verkleiden, selbst nicht auf dem Theater, sie wollen die Feinheit der Taille, die Zierlichkeit des Fußes, die Anmuth der Bewegungen und das Feuer des Blickes nicht aufgeben und doch können sie das Alles, und besonders den Blick dazu benutzen, um jeden Argwohn fern zu halten. Es giebt eine gewisse Art und Weise sich überall durchzudrängen, ohne daß nur irgend Jemand den Kopf wendet, einen gewissen tiefen, dumpfen Ton der Stimme, der das Ohr der Umherstehenden nicht in Flötentönen berührt. Uebrigens müssen wir, um als Mann unbemerkt zu bleiben, schon als Weib

die Gewohnheit gehabt haben, uns nicht bemerklich zu machen.

Ich ging niemals allein ins Parterre; nicht weil ich dort mehr oder weniger anständige Leute getroffen hätte, als auf andern Plätzen, sondern aus Furcht vor der bezahlten oder nicht bezahlten Claque, welche zu jener Zeit sehr streitsüchtig war. Bei ersten Vorstellungen kam es zu heftigen Zerwürfnissen, und ich war nicht stark genug, um gegen die Menge zu kämpfen. Darum setzte ich mich immer in den Kreis meiner Freunde aus dem Berry, die mich nach besten Kräften beschützten. Eines Tages jedoch, als wir in der Nähe des großen Kronleuchters saßen, beging ich die Unvorsichtigkeit, ganz ohne Affectation, sondern in größter Unbefangenheit zu gähnen. Die Römer nahmen das übel, bedrohten mich und nannten mich „Perrückenmacher-Gesell." Bei dieser Gelegenheit wurde mir klar, daß ich jähzornig und sehr halsstarrig bin, wenn man mich anfeindet; wären meine Freunde nicht zahlreich genug gewesen, um die Claque einzuschüchtern, so glaube ich, daß ich den Streit bis zum Aeußersten getrieben hätte.

Was ich hier erzähle, betrifft nur eine kurze und unbedeutende Periode meines Lebens. Man hat freilich behauptet, ich hätte mehrere Jahre so verlebt und zehn Jahr später hat man zuweilen meinen Sohn für mich gehalten. Er hat sich über diese Quiproquo's amüsirt, und da ich einmal auf dies Thema gekommen bin, fallen mir verschiedene Scenen ein, die mich selbst betreffen und in das Jahr 1831 gehören.

Ich aß damals bei Vinson, einem Restaurateur der Rue de l'Ancienne-Comédie. Einer meiner Freunde hatte mich

in seiner Gegenwart Madame genannt und er glaubte nun dasselbe thun zu müssen. „Nein!“ sagte ich ihm, „Sie sind im Geheimniß, nennen Sie mich mein Herr.“ Am folgenden Tage, als ich nicht verkleidet war, nannte er mich also Monsieur. Ich machte ihm Vorwürfe darüber, aber es gelang ihm nie, seine Redeweise mit dem häufigen Wechsel meines Kostüms in Einklang zu bringen. Kaum hatte er sich daran gewöhnt, Monsieur zu sagen, so erschien ich wieder in Frauenkleidung, und das Wort Madame wurde ihm erst geläufig, wenn ich wieder Männerkleider trug. Braver, rechtschaffener Vater Pinson! er war der Freund seiner Kunden, und wenn sie ihn nicht bezahlen konnten, war er nicht allein geduldig, sondern öffnete ihnen seine Börse. Obwohl ich seine Gefälligkeit für mich nur wenig in Anspruch genommen habe, bin ich ihm für sein Vertrauen immer dankbar gewesen, wie für geleistete Hülfe.

Planet hatte einen kleinen Berry-Klub gegründet, in welchem man für einen sehr bescheidenen Beitrag die Zeitungen lesen und in einem leidlich erwärmten Lokale arbeiten konnte. Eines Tages war ich hingegangen, um mit Planet zu sprechen; Emil Vaultre, ein ihm befreundeter junger Mann aus dem Nivernois, der mich noch nicht kannte, kam dazu und nahm an der Unterhaltung Theil. Am folgenden Tage aß ich mit Planet bei Pinson; ich war nicht verkleidet; Vaultre trat ein und ich bat Planet, ihn zu rufen, um zu sehen, ob er mich erkennen würde. Es schien nicht der Fall zu sein und Planet, der wissen wollte, ob er sich aus Discretion verstellte, fragte ihn, ob ihm der Name des jungen Menschen, den er am Abend zuvor gesprochen,

bekannt wäre. „Nein," ſagte er, „wer war es?" „Ein Herr So und So aus La Châtre." — „Mir iſt's einerlei," ſagte Paultre; „es iſt ein altkluges, unausſtehliches Bürſchchen." „Warum?" fragte ich nun; „hat er etwas Dummes geſagt?" „Nein, aber er war viel zu weiſe für ſein Alter. Wenn ich fünfzehn Jahr alt wäre, fände ich vielleicht auch, daß Planet ſich zuweilen irrt, aber ich würde mir nicht erlauben, ihm das zu ſagen." Ich konnte das Lachen nicht unterdrücken — er ſah mich erſt voll Erſtaunen an und ſagte dann ganz beſchämt: „Ach Madame, ich bitte Sie um Verzeihung! der junge Mann muß Ihr Bruder ſein, denn Sie ſehen ihm auffallend ähnlich. Indeſſen — was hab' ich denn geſagt? Es iſt ein ſehr netter Burſche, der nur etwas zu viel Selbſtgefühl beſitzt — aber das wird ſchon vergehen."

Als wir fortgingen, ſagte er zu Planet: „Ich habe doch eine Dummheit begangen; die Dame wird es mir übel nehmen." Planet, der von mir dazu autoriſirt war, wollte ihn durch die Eröffnung beruhigen, daß Bruder und Schweſter ein und dieſelbe Perſon wären; aber er glaubte das nicht und wurde faſt zornig über die „Myſtifikation", wie er es nannte.

Später wurden wir ſehr befreundet; er iſt ein würdiger, edler Charakter, ein ernſter, umfaſſender Geiſt.

Es war bei der erſten Aufführung der Reine d'Espagne von Delatouche, als ich für mich noch eine beſondere Komödie genoß.

Ich hatte ein Billet vom Autor bekommen und ſaß ſtolz in meinem grauen Ueberrocke auf dem Balkon, vor einer

Loge, in welcher die Leverd saß. Diese Dame, eine Schauspielerin von bedeutendem Talent, die sehr hübsch gewesen, aber durch die Blattern entstellt war, hatte ein prachtvolles Bouquet, das sie auf meine Schulter fallen ließ. Ich war vom Geiste meiner Rolle nicht genug durchdrungen, um es aufzunehmen, und so sagte sie mir mit majestätischem Tone: „Nun, junger Mann, mein Bouquet!“ Ich that, als ob ich nichts hörte. „Sie sind nicht galant,“ sagte ein alter Herr, der neben mir saß und sich beeilte, den Strauß aufzunehmen; „in Ihrem Alter wäre ich nicht so zerstreut gewesen.“ Er gab Fräulein Leverd das Bouquet zurück, die schnarrend ausrief: „Ei wirklich! Sie sind's, Herr Rollinat?“ und darauf sprachen sie zusammen über das neue Stück. Gut, dachte ich; da bin ich also in der Gesellschaft eines Landsmannes, der mich vielleicht erkennt, obgleich ich mich nicht erinnere, ihn jemals gesehen zu haben. Herr Rollinat war der bedeutendste Advokat unseres Departements.

Während er sich mit Fräulein Leverd unterhielt, kam Herr Durès-Dufresne, der im Orchester saß, auf den Balkon, um mich zu begrüßen. Er hatte mich schon öfter verkleidet gesehen und setzte sich nun einen Augenblick auf den leeren Platz des Herrn Rollinat, um mit mir über Lafayette zu sprechen, mit dem er mich bekannt machen wollte. Herr Rollinat kam auf seinen Platz zurück, sie sprachen eine Weile leise miteinander und darauf zog sich der Deputirte zurück, indem er mich mit größerer Ehrerbietung grüßte, als sich's für die Kleidung, die ich trug, gehörte. Glücklicherweise gab der Advokat nicht Acht darauf und sagte,

indem er ſich zu mir ſetzte: „Ich höre, daß wir Landsleute ſind, unſer Deputirter ſagt mir eben, Sie wären ein ſehr begabter junger Menſch. Ich, verzeihen Sie mir, hätte Sie für ein Kind gehalten. Wie alt ſind Sie denn? fünfzehn, ſechszehn Jahre?“ — „Und Sie, mein Herr, Sie, der berühmte Advokat, wie alt ſind Sie?“ fragte ich ihn. „O ich,“ ſagte er lachend, „ich habe die Siebenzig überſchritten.“ — „Nun wohl, es geht Ihnen wie mir, Sie ſcheinen nicht ſo alt, wie Sie ſind.“

Dieſe Antwort war ihm angenehm und die Unterhaltung ſpann ſich weiter. Ich habe freilich immer ſehr wenig Esprit gehabt, aber mag eine Frau noch ſo wenig Geiſt beſitzen, ſo beſitzt ſie doch immer mehr als ein Schüler. So war denn der gute Vater Rollinat ſo erſtaunt über meinen „außerordentlichen Geiſt“, daß er einmal über das andere ein „ſonderbar! ſonderbar!“ ausrief. Das Stück fiel glänzend durch, obwohl es reich war an Witz und an reizenden Situationen, und obwohl ſein Dialog von Molière'ſchem Feuer ſprühte; aber das Sujet der Intrigue und die Roheit der Details waren unerträglich. Ueberdies war die Jugend zu jener Zeit durchaus romantiſch. Delatouche hatte die Partei, die ſich die Pleiaden nannte, durch ſeinen Artikel über die „Cameraderie“ tödtlich verletzt und in dem ganzen Schauſpielhauſe war ich vielleicht das einzige Weſen, welches zu gleicher Zeit Delatouche und die Romantiker liebte.

In den Zwiſchenakten plauderte ich bis zuletzt mit dem alten Advokaten, der die Schönheiten und Schwächen des Stückes mit geſundem Urtheil erkannte. Er ſprach gern und hörte lieber ſich ſelber ſprechen, als Andere; ſo freute

er ſich denn, verſtanden zu werden, gewann mich lieb, fragte mich nach meinem Namen und forderte mich auf, zu ihm zu kommen. Ich nannte ihm den erſten beſten Namen, den er ſich nicht beſinnen konnte jemals gehört zu haben, und verſprach, ihn im Berry zu beſuchen. Beim Abſchied ſagte er mir: „Herr Durès-Dufresne hatte vollkommen recht, als er mir ſagte, Sie wären ein ausgezeichneter Knabe; aber ich finde große Lücken in Ihren klaſſiſchen Studien. Sie haben mir erzählt, daß Sie im Hauſe Ihrer Eltern erzogen ſind und auch jetzt den regelmäßigen Schulunterricht nicht verfolgen wollen. Ich ſehe auch ein, daß dieſe Art der Erziehung ihre guten Seiten hat: Sie ſind eine Künſtlernatur und ſind im Bereiche der Ideen und Gefühle weiter vorgeſchritten, als man von Ihrem Alter erwarten ſollte. Ueberdies haben Sie ein Weſen und eine Ausdrucksweiſe, die mich ahnen laſſen, daß Sie ſpäter mit Erfolg ſchriftſtellern werden — aber folgen Sie mir: vollenden Sie Ihre klaſſiſchen Studien; dieſe Grundlage kann durch nichts Anderes erſetzt werden. Ich habe zwölf Kinder, aber ich habe alle meine Söhne ins Collège geſchickt. Nicht einer derſelben beſitzt Ihre Frühreife des Urtheils, aber ſie ſind Alle fähig, ſich in den gewöhnlichen Carrieren zurechtzufinden, die der Jugend offen ſtehen. Sie dagegen können nichts Anderes werden, als Künſtler, und wenn Sie im Gebiet der Kunſt Schiffbruch leiden ſollten, würden Sie den Mangel der herkömmlichen Erziehung bitter empfinden.“

Ich war überzeugt, daß der wackere alte Herr meine Verkleidung durchſchaut hätte und ſich nur ein Vergnügen daraus machte, mich in geiſtreicher Weiſe mit anderer Rolle

zu necken. Das Ganze kam mir wie ein Geſpräch auf dem Maskenball vor und ich gab mir ſo wenig Mühe, die Täuſchung zu erhalten, daß ich ſpäter ſehr überraſcht war zu hören, daß ſich Herr Rollinat vollſtändig hinter's Licht hatte führen laſſen.

Im folgenden Jahre ſtellte mir Dudevant Herrn François Rollinat vor, den er eingeladen hatte, einige Tage in Nohant zu verleben. Ich bat den jungen Mann, ſeinen Vater nach einem jungen Menſchen zu fragen, mit welchem er ſich bei der erſten und letzten Vorſtellung der Reine d'Espagne auf das Freundlichſte unterhalten hätte. „Mein Vater hat uns erſt kürzlich, als wir von der Erziehung im Allgemeinen ſprachen, von dieſer Begegnung erzählt," erwiderte Rollinat. „Er äußerte ſein Erſtaunen über die Sicherheit im Urtheil und Benehmen der heutigen Jugend und ſprach vor Allem von einem jungen Menſchen, der wie ein kleiner Gelehrter auf Alles eingegangen wäre, obwohl er ſeinem eigenen Geſtändniß nach weder Griechiſch noch Lateiniſch verſtanden, und weder Jura noch Medicin ſtudiren wollte." — Und iſt es Ihrem Herrn Vater nicht eingefallen, daß dieſer junge Gelehrte ein Weib ſein könnte? — „Sie vielleicht?" rief Rollinat. — „Ja wohl!" — „Nun, unter allen Vermuthungen, die mein Vater bei den vergeblichen Forſchungen nach dem jungen Manne aufgeſtellt hat, iſt dieſe weder ihm noch uns jemals aufgeſtoßen. Und doch hat das Zuſammentreffen einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er noch immer ſucht; ich werde mich aber hüten, ihn zu enttäuſchen, und bitte Sie um Erlaubniß, Ihnen meinen Papa ohne Vorbereitung vorzuſtellen." „Thun Sie

das: ich bin übrigens überzeugt, daß er mich nicht erkennt, denn es iſt wahrſcheinlich, daß er mich nicht angeſehen hat."

Ich irrte mich; Herr Rollinat erinnerte ſich meiner ſo genau, daß er beim erſten Anblick mit ſeinen dünnen gelenkigen Beinen zurückſprang und ausrief: „O, wie dumm bin ich geweſen!"

Von dem Augenblicke an waren wir wie alte Freunde, und da ich nun einmal bei dieſer Perſönlichkeit verweile, will ich von ihm und ſeiner Familie erzählen, obwohl ich damit dem Zeitpunkt meiner Erzählung voraneile.

Herr Rollinat der Aeltere war, trotz ſeiner Theorien über klaſſiſchen Unterricht, eine Künſtlernatur vom Scheitel bis zur Sohle, wie das im Allgemeinen alle bedeutenden Advokaten ſind. Er war ein Mann voll Gefühl und Phantaſie, ſchwärmte für Poeſie, war ſelber ein Dichter und nicht wenig zur Schwärmerei geneigt; er war gütig wie ein Engel, enthuſiaſtiſch, freigebig, hatte den beſten Willen, ein Vermögen für ſeine zwölf Kinder zu erwerben, verzehrte jedoch immer wieder, was er erwarb. Er betete ſeine Familie an und verzog ſeine Kinder, aber er vergaß ſie, ſobald er am Spieltiſche ſaß, wo er bald gewinnend, bald verlierend, ſein Vermögen ſowohl wie ſein Leben ruinirte.

Es war unmöglich, einen jugendlichern, lebhaftern Greis zu ſehen; er trank viel, aber berauſchte ſich nie; er ſang und ſcherzte mit der Jugend, ohne ſich jemals lächerlich zu machen, weil er rein von Gemüth und liebenswürdig war. Er war für alle Richtungen der Kunſt begeiſtert, war mit einem außerordentlichen Gedächtniß und dem fein-

ſten Geſchmack begabt und gehörte jedenfalls zu den ausgezeichnetſten Männern im Berry.

Er that alles Mögliche für die Erziehung ſeiner Kinder. Der älteſte Sohn wurde Advokat, ein Anderer Miſſionär, ein Dritter Gelehrter, ein Vierter Militair, die Andern alle entweder Künſtler oder Lehrer, die Töchter ſowohl wie die Söhne. Diejenigen, die ich am genaueſten gekannt habe, ſind Franz, Karl und Marie Louiſe. Letztere iſt ein Jahr lang Gouvernante meiner Tochter geweſen. Karl, der ein bedeutendes muſikaliſches Talent, eine herrliche Stimme und eben ſo viel Geiſt wie Charakter beſaß, deſſen ſtolzer und träumeriſcher Sinn ſich aber nie dazu verſtand, ſein Talent der Oeffentlichkeit hinzugeben, iſt nach Rußland gegangen, wo er die Erziehung mehrerer vornehmen jungen Leute geleitet hat.

Franz hatte ſeine Studien früh vollendet. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren wurde er Advokat und ließ ſich in Chateauroux nieder. Der Vater überließ ihm ſeine Praxis, glaubte ihm damit ein großes Vermögen gegeben zu haben und bezweifelte nicht im Geringſten, daß es ihm durch ſein Talent leicht werden müßte, für alle Bedürfniſſe der Familie zu ſorgen. Deshalb kümmerte ſich der alte Herr denn auch um nichts mehr, ging lachend und ſpielend dem Tode entgegen, hinterließ mehr Schulden als Geld und eine Menge Kinder zu erziehen oder zu verſorgen.

Franz hat dieſe entſetzliche Aufgabe mit der Geduld eines Laſtthieres getragen. Obwohl auch er voll Gefühl und Phantaſie, und eben ſo für Kunſt begeiſtert war, wie ſein Vater, hat er ſich mit ernſterm Sinn vom zweiund-

zwanzigſten Jahre an der Pflicht, für ſeine Mutter und ſeine eilf Geſchwiſter zu ſorgen, mit all ſeinen Kräften hingegeben, und ſein ganzes Leben in der trocknen Arbeit des Anwalts verzehrt. Wie viel er durch ſeine Aufopferung gelitten hat, durch das Beharren bei einem Berufe, der ihm widerwärtig war, durch die beengenden, niederdrückenden Verhältniſſe ſeines Lebens, durch die Quälereien der Gegenwart, die Sorgen um die Zukunft, die Laſt ſeiner heiligen Verpflichtungen, hat Niemand erfahren, obwohl die Spuren des Grams und der Ermüdung ſeinen düſtern, gedankenvollen Zügen aufs deutlichſte eingeprägt waren. Sein gewöhnlich ſchwerfälliges, zerſtreutes Weſen wurde nur zuweilen von einem Aufblitzen des Geiſtes durchbrochen und dann enthüllte ſich in ihm der klarſte Verſtand, der ſicherſte Takt, die feinſte Beobachtungsgabe, und iſt er dann im vertrauten Freundeskreiſe, wo ſein befriedigtes oder erleichtertes Herz freier aufathmet, ſo giebt er ſich den unſinnigſten Phantaſien hin und ich kenne nichts Erheiternderes, als dies plötzliche Uebergehen von einem beinah düſtern Ernſt zu einer faſt tollen Luſtigkeit.

Aber Alles, was ich ſage, vermag die Schätze außergewöhnlicher Güte, edler Reinheit und hoher Weisheit nicht zu ſchildern, welche, ihr ſelber unbewußt, in dieſer reich begabten Seele ruhen. Ich habe ſeinen Werth auf den erſten Blick erkannt, und durch dies Erkennen habe ich mich einer Freundſchaft würdig gemacht, die zu den höchſten Segnungen meines Lebens gehört. Außer der wohlbegründeten Achtung und Ehrfurcht, welche ich für dieſen, durch ſo viele Prüfungen bewährten Charakter und für dieſe ein-

fache Heldengröße empfand, feſſelte mich an ihn eine beſondere Sympathie und ein ſüßes, gegenſeitiges Verſtehen; eine Aehnlichkeit oder vielmehr eine außerordentliche Gleichheit in der Würdigung aller Dinge ließ uns in unſerm Verkehr die Verkörperung unſerer Freundſchaftsträume finden und erfüllte uns mit einer Empfindung, die reiner, heiliger und ruhiger iſt, als alle andern menſchlichen Gefühle.

Es gehört zu den Seltenheiten, daß die Verbindung von Mann und Weib nicht durch zärtlichere Gefühle geſtört wird, als das geſchwiſterliche Verhältniß zuläßt, und oft iſt die treue Freundſchaft des gereiften Mannes nur die großherzige Beſchränkung einer frühern Leidenſchaft. Das keuſche, redliche Weib wird dieſer Gefahr leicht entgehen, und wenn ihr der Mann nicht verzeiht, daß ſie ſeine geheimen Regungen nicht theilt, iſt er nicht werth, die Wohlthat der Freundſchaft zu empfangen. Ich muß ſagen, daß ich im Allgemeinen in dieſer Hinſicht ſehr glücklich geweſen bin; trotz des romantiſchen Zutrauens, das man mir neckend vorwirft, habe ich doch faſt inſtinktmäßig die edlen Gemüther herausgefunden und habe mir ihre Zuneigung bewahrt. Ich muß auch ſagen, daß bei meinem gänzlichen Mangel an Coquetterie, bei meinem Abſcheu vor dieſer Sucht der Herausforderung, von welcher ſich oft die anſtändigſten Frauen nicht ganz frei erhalten, ich mich nur ſelten in der Freundſchaft gegen Liebe zu vertheidigen hatte; wenn ich ſie aber zuweilen entdeckte, ſo habe ich ſie doch niemals beleidigend gefunden, weil ſie immer ernſt und ehrfurchtsvoll war.

Was Rollinat betrifft, ſo iſt er nicht der einzige meiner Freunde, der mir vom erſten Augenblick bis zum heutigen

Tage die Ehre erzeigt hat, in mir nur einen Bruder zu ſehen. Ich habe immer geſtanden, daß ich für ihn eine ganz beſondere, unerklärliche Vorliebe empfinde — und doch haben mich Andere in derſelben Weiſe geehrt wie er, und haben ſich mir eben ſo treu bewieſen, — und wieder Andere ſollten mir durch unſere gemeinſchaftlichen Kindheitserinnerungen inniger verbunden ſein. Sie ſind mir auch nicht weniger theuer — aber gerade weil dies Band zwiſchen mir und Rollinat fehlt, weil unſere Freundſchaft erſt fünfundzwanzig Jahre zählt, erſcheint ſie mir mehr auf freie Wahl, als auf Gewohnheit begründet, und ich habe oft auf ſie die Worte Montaigne's angewendet:

„Wenn man in mich dringt, zu ſagen, warum ich ihn liebe, ſo fühle ich, daß ich dies nur durch die Antwort erklären kann: weil er es iſt — und weil ich es bin. Es giebt eine unerklärliche und unwiderſtehliche Macht, die über alle meine Schilderungen und Reden erhaben iſt, und dieſe hat unſere Verbindung geknüpft. Wir ſuchten uns, ehe wir uns geſehen hatten, denn wir ahnten eine Sympathie, die ſtärker iſt, als das gewöhnliche Band der Zuneigung. Und bei unſerer erſten Begegnung fühlten wir uns ſo gefeſſelt, ſo mit einander bekannt, ſo gegenſeitig verpflichtet, daß uns ſeit jener Zeit Nichts ſo nahe ſtand, als Einer dem Andern. Unſer Verſtändniß, das ſo ſpät begann, hatte keine Zeit zu verlieren und durfte ſich nicht nach dem Muſter der regelmäßigen Freundſchaften richten, welche ſo großer Vorſicht und ſo langer Prüfung bedürfen.“

Seit meiner Jugend, ſeit meiner Kindheit ſchon, hatte ich den Traum idealer Freundſchaft genährt, und ich begei-

ſterte mich für die großen Beiſpiele, die uns das Alterthum giebt und in denen ich kein Unrecht ahnte. In der Folge habe ich freilich erfahren müſſen, daß ſie von jener unſinnigen oder krankhaften Verirrung begleitet waren, von welcher Cicero ſagt: Quis est enim iste amor amicitiae? Dies flößte mir eine Art von Entſetzen ein, wie Alles, was den Stempel der Verirrung oder der Verderbniß trägt. Ich hatte ſo reine Helden geſehen und nun fand ich ſie ſo verderbt oder ſo verwildert: auch wurde ich von einem Ekel ergriffen, der bis zur Schwermuth ging, als ich, im Alter, wo man Alles leſen kann, endlich die ganze Geſchichte von Achilles und Patroclus, von Harmodius und Ariſtogiton verſtand. Es war gerade Montaigne's Abhandlung über die Freundſchaft, die mir dieſe Enttäuſchung brachte, aber zu gleicher Zeit wurde dies Kapitel mit ſeinen keuſchen und glühenden Schilderungen, ſeiner männlichen, heiligen Ausdrucksweiſe für ein bis zur Tugend geläutertes Gefühl eine Art von Geſetz für die Sehnſucht meiner Seele.

Ich wurde übrigens in tiefſtem Herzen durch die Verachtung verletzt, welche mein geliebter Montaigne gegen mein Geſchlecht beweiſt, indem er ſagt: „Die Wahrheit zu ſagen, iſt die gewöhnliche Selbſtüberſchätzung der Frauen nicht gemacht für die Verbindung und kräftigende Vereinigung dieſer heiligen Sitte; noch ſcheint ihre Seele feſt genug, um die Strenge eines ſo engen und dauerhaften Bandes zu ertragen.“

Während ich im Garten von Ormeſſon über Montaigne nachdachte, erſchien es mir oft wie eine Demüthigung, Weib zu ſein und ich muß geſtehen, daß die moraliſche Inferiori-

tät, die in allen philoſophiſchen Büchern und ſogar in der heiligen Schrift, dem Weibe zugeſchrieben wird, den Stolz meines jugendlichen Herzens empört hat. „Aber das iſt unwahr!“ rief ich aus; „dieſe Unfähigkeit und dieſe Frivolität, die ihr uns vorwerft, iſt eine Folge der ſchlechten Erziehung, zu welcher Ihr uns verurtheilt habt, und Ihr vergrößert das Uebel, indem Ihr es als etwas Unabwendbares hinſtellt. Verſetzt uns in beſſere Verhältniſſe; gebt dieſe auch den Männern; macht, daß dieſe rein, ernſt und willenskräftig ſind, und Ihr werdet ſehen, daß unſere Seelen gleichgebildet aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ſind.“

Wenn ich mich dann prüfte und mir von dem Wechſel der Kraft und Schwäche in meinem Weſen, das heißt von den Unregelmäßigkeiten meiner durchaus weiblichen Organiſation Rechenſchaft ablegte, ſah ich wohl, daß meine Erziehung, welche durch äußere Einflüſſe von der anderer Frauen etwas verſchieden geweſen war, meine Natur umgeformt hatte: meine zarten Knochen waren abgehärtet oder mein Wille, der einestheils durch Deschartres ſtoiſche Theorien, anderntheils durch die chriſtlichen Kaſteiungen geübt war, hatte die Kraft erlangt, körperliche Ermattung zu beſiegen. Dann fühlte ich auch, daß weder die alberne Putzſucht, noch der unreine Wunſch, allen Männern zu gefallen, meinen Sinn beherrſchten; die Lehren und das Beiſpiel meiner Großmutter hatten mir die Verachtung dieſer Dinge eingeflößt. Ich war alſo nicht das Weib, das die Moraliſten tadeln und verhöhnen; in meiner Seele lebte Begeiſterung für das Schöne, Durſt nach Wahrheit. Und dennoch war ich ein Weib wie alle Andern: ſchwächlich, reizbar,

beherrſcht durch die Phantaſie und allen kindiſchen Sorgen und Rührungen der Mutterliebe unterworfen. Sollte mich dies in eine untergeordnete Stellung in der Schöpfung und in der Familie verweiſen? — Aber dies war nun einmal durch die Geſellſchaft angeordnet, und ſo fand ich die Kraft, mich geduldig oder heiter zu unterwerfen. Welcher Mann hätte mir das Beiſpiel dieſes ſtillen Heldenmuthes gegeben, der nur Gott zum Vertrauten der Proteſtationen gegen das Verkommen der angeborenen Würde hatte?

Daß das Weib vom Manne verſchieden iſt, daß auch Herz und Geiſt ein Geſchlecht haben, bezweifle ich nicht. Das Gegentheil wird immer eine Ausnahme bilden. Selbſt wenn wir annehmen, daß unſere Erziehung die nöthigen Fortſchritte macht (ich möchte nicht, daß ſie der des Mannes gleich würde), wird das Weib künſtleriſcher und poetiſcher in ſeinem Leben, der Mann künſtleriſcher und poetiſcher in ſeinen Werken ſein. Aber ſoll dieſer Unterſchied, der für die Harmonie aller Dinge und für die höchſten Reize der Liebe unentbehrlich iſt, eine moraliſche Inferiorität bekunden? Ich rede hier nicht vom ſocialiſtiſchen Standpunkte aus — zur Zeit, als dieſe Grundidee mich zu beſchäftigen anfing, wußte ich nicht, was Socialismus iſt. Ich werde ſpäter ſagen, inwiefern und warum meine Seele ſich geſträubt hat, ſeine Weiſungen auf dem Wege der ſogenannten Befreiung zu befolgen, auf welchem gewiſſe Lehren, meiner Anſicht nach, die Theorie von den wahren Neigungen und Beſtimmungen des Weibes in die Irre geführt haben. Aber ich philoſophirte in meinen geheimſten Gedanken und ich fand nicht, daß die wahre Philoſophie eine zu vornehme

Dame wäre, um uns in ihrer Achtung eine Gleichberechtigung zu gewähren, so wie auch der wahre Gott uns gleiche Ansprüche an die Seligkeiten des Himmels gewährt.

So trug ich denn in mir das Traumbild der Männertugenden, zu welchen das Weib sich erheben kann, und zu jeder Zeit befragte ich meine Seele mit naiver Wißbegier, um mich zu überzeugen, ob ihre Kräfte der Sehnsucht angemessen wären, und ob Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Verschwiegenheit, Beharrlichkeit im Schaffen, mit einem Worte alle Tugenden, die sich der Mann ausschließlich zuschreibt, einem Herzen versagt sein sollten, das ihren Gesetzen mit glühendem Eifer anhing. Ich fühlte mich weder falsch, noch eitel, noch schwatzhaft, noch faul, und ich fragte mich, warum Montaigne mich nicht wie einen Bruder oder wie seinen theuern de la Boétie geliebt und geachtet haben sollte.

Während ich dann auch Montaigne's Ausspruch über die von ihm erträumte, aber für unmöglich erklärte Hingabe des ganzen Wesens in amor amicitiae zwischen Mann und Weib durchdachte, war ich lange Zeit mit ihm der Ansicht, daß die leidenschaftlichen Erregungen und die Eifersucht der Liebe mit der göttlichen Ruhe und Heiterkeit der Freundschaft unvereinbar wären, und zu der Zeit, als ich Rollinat kennen lernte, suchte ich Freundschaft ohne Liebe, wie ein Asyl, ein Heiligthum, worin ich das Dasein jeder stürmischen oder peinigenden Zuneigung vergessen könnte. Ich war damals von Freunden umgeben, deren brüderliche Sorgfalt und Treue ich nicht verkannte, aber unter meinen alten Freunden waren weder Männer noch Frauen im Stande, mich vollständig zu begreifen und zu verstehen, weil sie theils

zu alt waren und theils zu jung. Rollinat war zwar um einige Jahre jünger als ich, ſtand mir deswegen aber doch nicht fern, denn die Laſt des Lebens hatte ihn auf einen Standpunkt des Verzweifelns getrieben, während ihn auf der anderen Seite ein unzerſtörbarer Enthuſiasmus für das Ideale auch unter dem ſchwerſten Druck der äußern Verhältniſſe friſch und lebendig erhielt. Der Contraſt dieſes innerlichen Lebens, das unter dem Eiſe, oder vielmehr unter ſeiner eigenen Aſche fortglühte, ſtimmte mit meinem eigenen Zuſtande überein, und wir waren erſtaunt, daß Jeder von uns nur in ſich ſelbſt zu ſchauen brauchte, um den geiſtigen Zuſtand des Andern zu begreifen. Aeußerlich war unſere Lebensweiſe verſchieden, aber die Gleichheit der Organiſation machte unſeren Verkehr vom erſten Augenblick an ſo bequem, als wenn er auf Gewohnheit begründet wäre: wir beſaßen die gleiche Sucht der Analyſe; dieſelben Skrupel des Urtheils, die bis zur Unentſchiedenheit gingen; denſelben Durſt nach dem ewig Wahren; denſelben Mangel der meiſten Leidenſchaften und Neigungen, welche das Leben anderer Menſchen regieren oder umgeſtalten; — darum aber auch dieſelben unaufhörlichen Träumereien; dieſelbe Niedergeſchlagenheit; daſſelbe Aufflackern plötzlicher Fröhlichkeit; dieſelbe Herzensunſchuld; denſelben Mangel an Ehrgeiz; dieſelbe fürſtliche Trägheit in Augenblicken, welche Andere benutzen, um ihren Ruhm oder ihr Vermögen zu fördern; dieſelbe ſtolze Freude bei dem Gedanken, Alles bei Seite zu ſchieben oder unbeachtet zu laſſen, was gewöhnlich als etwas Wichtiges angeſehen wird, von uns aber als eine Frivolität erkannt war und außerhalb des Pflichtenkreiſes ſtand, in

dem wir uns bewegten. Mit einem Worte: wir beſaßen dieſelben Eigenſchaften und Fehler, dieſelbe Kraft und Schwäche des Willens.

Das Schickſal hat uns übrigens Beide zur Arbeit verurtheilt und wir ſind mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit dabei geblieben, und haben uns durch Pflichten gefeſſelt gefühlt, die wir ohne Prüfung hingenommen hatten. Andere, ſcheinbar glänzendere, thätigere Geiſter haben mir oft Muth gepredigt; Rollinat predigte immer nur durch ſein Beiſpiel und hatte nicht einmal eine Ahnung von dem Werth und dem Einfluß deſſelben. Mit ihm und für ihn fand ich das Geſetz der wahren, heiligen Freundſchaft; einer Freundſchaft à la Montaigne, die ganz auf freier Wahl, auf Verehrung der Vollkommenheit beruht. Es war zuerſt eine Art romantiſcher Verabredung, aber es hat nun fünfundzwanzig Jahre gewährt, ohne daß die „heilige Gewöhnung" der Seelen nur einen Augenblick ermattet wäre, ohne daß nur ein Zweifel das unbedingte Vertrauen getrübt hätte, das wir zu einander haben, ohne daß ein Verlangen, ein perſönliches Intereſſe den Einen oder den Andern erinnert hätte, daß er ein ſelbſtſtändiges Leben beſitzt, eine andere Exiſtenz, als die der einen, in zwei Perſönlichkeiten verkörperten Seele.

Und doch haben andere Verhältniſſe das ganze Leben eines Jeden von uns in Anſpruch genommen, Neigungen, die nach den Geſetzen des wirklichen Lebens viel inniger waren, die aber nicht im Stande geweſen ſind, die rein geiſtige Verbindung unſerer Herzen zu beeinträchtigen. In unſerem ruhigen, ich möchte ſagen paradieſiſchen Verhält-

niſſe war nichts, was die Unruhe oder Eiferſucht der Menſchen erweckt hätte, die ſich in innigſter Weiſe unſerem Leben anſchloſſen. Das Weſen, was der Eine von uns Allen vorzog, wurde dem Andern ſogleich lieb und heilig. Unſere Freundſchaft iſt gewiß des beſten Romanes aus der Ritterzeit werth, und aus dem Pact unſerer enthuſiaſtiſchen Gemüther iſt die Unerſchütterlichkeit einer religiöſen Ueberzeugung entſtanden. Anfangs war ſie auf gegenſeitige Achtung begründet, aber jetzt iſt ſie uns ſo in Fleiſch und Blut übergegangen, daß ſie der Achtung nicht mehr bedarf, und wenn es möglich wäre, daß ſich Einer von uns bis zum Laſter oder bis zum Verbrechen verirrte, könnte er ſich noch immer ſagen, daß es auf Erden eine reine, geſunde Seele giebt, die ſich nicht von ihm losſagen würde.

Ich erinnere mich in dieſem Augenblicke, daß einer meiner Freunde Rollinat eines großen Unrechts beſchuldigte. Die Anklage war nicht gegründet und ich beſchränkte mich darauf, die Achſeln zu zucken. Aber endlich, als ich ſah, daß das Vorurtheil gegen ihn blieb, konnte ich mich nicht enthalten, in die ungeduldigen Worte auszubrechen: „Nun wohl, wenn das ſo wäre! Sobald er es thut, iſt es gut, ich frage nichts danach!“

Ich bin öfter angeklagt, als er, weil mein Leben ein öffentlicheres geweſen iſt, und ich bin überzeugt, daß er mehr als einmal für mich in derſelben Weiſe Partei genommen hat, wie ich für ihn. Unter meinen übrigen Freunden iſt nicht einer, der nicht irgend ein Mal mit mir über Anſichten oder Verhältniſſe geſtritten, alſo mein Weſen und Thun einer Prüfung unterworfen hätte. Dies iſt ein Recht, wel-

ches wir in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens der Freundſchaft zugeſtehen müſſen, die es oft als eine Pflicht betrachtet. Aber nur, wo dies Recht nicht in Anſpruch genommen wird, wo ein unbeſchränktes Vertrauen keine Ahnung deſſelben aufkommen läßt, nur wo dieſe Pflicht im lebendigen Glauben untergeht, nur da iſt erhabene, ideale Freundſchaft. Ich aber ſehne mich nach dem Idealen — wer deſſelben nicht bedarf, mag ihm entſagen.

Aber ihr Alle, denen noch nicht klar geworden iſt, in welchem Verhältniſſe ſich Poeſie und Wirklichkeit zur Weisheit vereinigen, ihr ſeid es, für die ich ſchreibe und denen ich nützliche Lehren verſprochen habe. Ihr werdet mir auch dieſe lange Abſchweifung verzeihen, der Schlußfolgerung zu Liebe, die ich hier anknüpfe:

Ja, wir ſollen die ſchönen Gefühle der Seele poetiſch verklären und dürfen nicht fürchten, ſie zu hoch in unſerer Achtung zu ſtellen. Wir dürfen nicht alle Bedürfniſſe der Seele in dem einen Verlangen nach Glück vereinigt glauben, das uns leicht zur Eigenſucht führt. Die ideale Liebe ... ich habe noch nicht davon geſprochen, weil es noch nicht an der Zeit iſt, — die ideale Liebe würde alle erhabenen Gefühle in ſich concentriren können, ohne der idealen Freundſchaft das Geringſte zu entziehen. Die Liebe iſt immer nur der Egoismus zu Zweien, weil ſie unſägliche Freuden gewährt. Die Freundſchaft iſt uneigennütziger; ſie theilt alle Leiden, aber nicht alle Genüſſe. Sie wurzelt nicht ſo tief in der Wirklichkeit, in den Intereſſen und Freuden des Lebens. Darum iſt ſie auch, ſelbſt in ihrer unvollkommenſten Geſtalt, viel ſeltener als Liebe. Und doch ſcheint

ſie ſehr verbreitet zu ſein und der Ausdruck: mein Freund, iſt ſo gebräuchlich, daß man ihn auf mehrere Hundert Perſonen anwenden kann. Darin liegt auch keine Profanation, weil wir Allen, die wir als gut und achtungswerth erkannt haben, mit beſonderer Liebe zugethan ſein ſollen. Ja, glaubet mir, das Herz iſt weit genug, um viele Neigungen zu umſchließen, und je aufrichtiger und aufopfernder wir ſind, um ſo mehr werden wir unſere Seele an Kraft und Wärme zunehmen fühlen. Sie iſt göttlichen Urſprungs, und wenn wir ſie zuweilen niedergedrückt und faſt erſterben ſehen unter der Laſt der Täuſchungen, ſo beweiſt uns gerade die Wucht ihres Leidens, daß ſie unſterblich iſt. Darum fürchtet nicht die volle Gluth des Wohlwollens und der Sympathie Euch durchdringen zu laſſen, den Anforderungen zu genügen, welche an edle Gemüther gemacht werden, und Euch den ſüßen oder ſchmerzlichen Erregungen hinzugeben, welche daraus entſpringen. Aber verabſäumt nicht, der Freundſchaft einen beſonderen Kultus zu weihen; ſuchet einen Freund zu haben, einen wahren Freund, den Ihr innig genug liebt, um ihm gegenüber tadellos zu erſcheinen, ein Weſen, das für Euch geheiligt iſt und dem Ihr ebenfalls heilig ſeid. Das große Ziel, das wir Alle verfolgen ſollen, iſt die Ertödtung der Selbſtſucht, des größten Uebels, das uns verzehrt. Ihr werdet aber bald empfinden, daß, wenn es uns gelingt, uns gegen ein Weſen edel zu benehmen, wir bald gegen Alle beſſer ſein werden — und wenn Ihr Euch nach idealer Liebe ſehnt, werdet Ihr finden, daß ſich das Herz in idealer Freundſchaft am beſten zum Empfange dieſer Wohlthat vorbereitet.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Der letzte Beſuch im Kloſter. — Excentriſches Leben. — Débureau. — Jane und Aimée. — Die Baronin Dudevant verbietet mir ihren Namen durch die Kunſt zu compromittiren. — Mein Pſeudo-Name. — Jules Sand und George Sand. — Karl Sand. — Die Cholera. — Das Kloſter Saint-Merry. — Ich verlaſſe die Manſarde.

Es iſt für mich vielleicht kein ſo großer Contraſt, als man glaubt, von der Höhe der Gefühle zu dem Leben eines Schülers der Literatur herabzuſteigen, von dem ich zu erzählen im Begriff war. Ich nannte es damals kurz und gut mein Straßenjungen-Leben und es lag vielleicht noch ein Reſt ariſtokratiſcher Gewohnheit in der ſpöttiſchen Manier, mit der ich es anſchaute. Im Grunde formirte ſich mein Charakter und das wirkliche Leben erſchloß ſich vor mir unter dem geliehenen Kleide, das mir erlaubte, in Verhältniſſe zu blicken, die ohne das Kleid der linkiſchen Bäuerin, die ich damals war, mir für immer verſchloſſen geblieben wären. Ich beſchäftigte mich zu jener Zeit mit Kunſt und Politik, und zwar nicht nur ſo, wie ich gethan haben würde, um irgend ein gegebenes hiſtoriſches Sujet bearbeiten zu können, ſondern ich ſtudirte die Geſchichte und den Roman der Geſellſchaft und der lebenden Menſchheit. Ich beobachtete von allen Punkten, auf die ich mich ſtellen konnte, hinter den Couliſſen und auf der Scene, in den Logen und im Parterre. Ich ging aus dem Club nach dem Atelier, aus dem Kaffeehauſe nach der Manſarde. Nur in den Salons wußte ich Nichts zu thun. Ich kannte dieſe Welt, die zwiſchen dem Handwerker und dem Künſtler das Mittelglied

bildet. Ich hatte allerdings ſelten Geſellſchaften beſucht, ſondern mich immer, ſo viel ich konnte, von den Feſten zurückgezogen, die mich über meine Kräfte langweilten, aber ich kannte das innere Leben dieſer Welt, ich konnte nichts Neues mehr lernen.

Menſchenfreundliche Seelen, die immer bereit ſind, in ihren eigenen ſchmutzigen Gedanken die Miſſion des Künſtlers herabzuwürdigen, haben geſagt, ich ſei zu jener Zeit neugierig geweſen, das Laſter kennen zu lernen. Sie haben ſchändlich gelogen. Ich habe ihnen nur zu antworten: Jeder Poet weiß, daß kein Poet freiwillig ſein Weſen, ſeine Gedanken oder auch nur ſeinen Blick beſudelt, beſonders wenn dieſer Poet durch die Eigenſchaften der Frau doppelt Poet iſt.

Obgleich ich nicht beabſichtigte, dieſes wunderliche Leben ſpäter zu verheimlichen, entſchloß ich mich doch nicht dazu, ohne mir klar zu machen, welchen Einfluß es auf die Zukunft haben könnte. Mein Mann war von Allem unterrichtet, und legte mir weder ein Hinderniß in den Weg, noch tadelte er mich. Ebenſo meine Mutter und meine Tante. Ich war alſo Denjenigen gegenüber, die berufen waren, mein Leben zu leiten, im vollen Rechte, aber ich hatte von den Menſchen, in deren Kreiſen ich bis dahin lebte, manchen ernſten Tadel zu erwarten. Dieſem wollte ich mich nicht ausſetzen. Ich beſchloß meine Wahl zu treffen und zu erfahren, welche Freunde treu bleiben, welche andere Anſtoß nehmen würden. Einer großen Anzahl meiner Bekannten, deren Urtheil mir ziemlich gleichgültig war, gab ich von dieſer Zeit an kein Lebenszeichen mehr — mit den Menſchen, die ich wirklich liebte und von denen ich Tadel zu erwarten hatte, beſchloß

ich zu brechen, ohne etwas zu ſagen. „Wenn ſie mich lieben, ſagte ich mir, ſo werden ſie mich aufſuchen; wenn ſie es nicht thun, ſo werde ich vergeſſen, daß ſie exiſtiren, aber ich werde ſie immer in der Vergangenheit lieben können. Es wird keine verletzende Erklärung zwiſchen uns geben, nichts wird die reine Erinnerung an unſere Freundſchaft trüben."

Und warum hätte ich ihnen auch zürnen ſollen? Was wußten ſie von meinem Zwecke, meiner Zukunft und meiner Abſicht? Wußten ſie, ja wußte ich ſelbſt, als ich meine Schiffe verbrannte, ob ich einiges Talent, einige Beharrlichkeit beſaß? Ich hatte nie Jemanden durch Mittheilung meiner Ideen das Räthſel gelöſt, ich war mir ſelbſt noch nicht klar, und wenn ich vom Schreiben ſprach, ſo lachte ich dabei und ſpottete über die Sache und über mich ſelbſt.

Ich fühlte meine Beſtimmung und fühlte ſie ſo unwiderſtehlich, daß ich mich ihr ohne Rückhalt hingab. Sie führte mich nicht zu einem glänzenden Looſe — denn ich war durch meine Phantaſie zu unabhängig, um mich dem Ehrgeize zu ergeben — ſondern nur zu einem Leben moraliſcher Freiheit und poetiſcher Einſamkeit inmitten einer Geſellſchaft, von der ich nichts begehrte, als daß ſie mich unbemerkt und ungeknechtet für mein tägliches Brod arbeiten ließ.

Indeſſen wollte ich doch meine theuerſten Freundinnen in Paris noch einmal ſehen. Ich ging, um noch einige Stunden im Kloſter zuzubringen. Aber Alle ſprachen ſo viel von den Einflüſſen der Juli-Revolution, dem Mangel an Schülerinnen und von den allgemeinen Störungen, deren materielle Folgen man zu empfinden begann, daß es keiner

Anſtrengung bedurfte, nicht von mir ſelbſt zu ſprechen. Meine gute Mutter Alicia ſah ich nur einen Augenblick. Sie war mit Geſchäften überhäuft. Schweſter Helene hatte ſich in die Einſamkeit zurückgezogen. Poulette führte mich durch den Kreuzgang, in die leeren Klaſſen, in die Schlafſäle ohne Betten, in den ſtillen Garten, und rief bei jedem Schritte: „Es geht ſchlecht! Es geht ſehr ſchlecht!“

Es war Niemand mehr aus meiner Zeit da, als die Nonnen und die gute Marie Joſephe, die lärmende lachende Magd, welche die einzig Lebende unter dieſen bekümmerten Seelen zu ſein ſchien. Ich lernte verſtehen, daß die Nonnen mit dem Herzen weder lieben dürfen noch können. Sie leben für eine Idee und halten von den äußeren Verhältniſſen nur für wichtig, was zu dem nothwendigen Rahmen dieſer Idee dient. Alles, was ihre Beſchaulichkeit ſtört, die ohne eine unveränderliche Ordnung und die vollſtändigſte Sicherheit nicht beſtehen kann, iſt eine entſetzliche Begebenheit oder wenigſtens eine ſchwierige Kriſis. Die Freundſchaft außerhalb des Kloſters gilt ihnen nichts. Es haben nur Dinge für ſie einen Werth, welche ihrer exceptionellen Stellung förderlich ſein können. Als ich ſah, welchen Eventualitäten das Ideal unterworfen war, bereute ich nicht mehr, aus dem Kloſter geſchieden zu ſein. Das Kloſterleben iſt eine erſtarrte Welt, und die Kanonen der Juli-Revolution hatten den Frieden der heiligen Stätten nicht berückſichtigt*).

---

*) Dieſe heiligen Stätten bergen aber zuweilen einen Vulkan. Indem ich dieſe Zeilen wieder leſe, erfahre ich, daß Schweſter Helene

Mein Ideal wohnte in meinem Kopfe und ich bedurfte nur einiger Tage vollständiger Freiheit, um es zur Blüthe zu bringen. Ich trug es mit mir auf die Straße, wenn ich auf dem Glatteiſe hinſchritt, die Schultern mit Schnee bedeckt, die Hände in den Taſchen, den Magen zuweilen leer, aber den Kopf nur um ſo voller von Träumen, Melodien, Farben und Formen, Strahlen und Phantaſiebildern. Ich war keine „Dame“ mehr, aber ich war eben ſo wenig ein „Herr“. Man ſtieß mich vom Trottoir wie ein Ding, welches den geſchäftig hin und her laufenden Menſchen im Wege ſteht. Mir war das ganz gleichgültig, ich hatte keine Geſchäfte. Man kannte mich nicht, ſah mich nicht an, hielt mich nicht auf; ich war ein Atom, das in dieſer ungeheuern Menge verſchwand. Niemand ſagte, wie in La Châtre: „Da geht Frau Aurora vorüber, ſie trägt immer denſelben Hut und daſſelbe Kleid;“ oder wie in Nohant: „Da ſprengt unſere Dame auf ihrem großen Pferde, ſie muß nicht recht klug ſein, um ſo zu reiten.“ In Paris dachte man nichts von mir, man ſah mich nicht. Ich hatte nicht nöthig, ſchnell zu gehen, um banalen Phraſen auszuweichen; ich konnte von einer Barriere zur andern einen Roman überdenken, ohne Jemand zu begegnen, der mir ſagte: „An was Teufel

---

ſeit langer Zeit das Kloſter verlaſſen hat, nach England gegangen iſt und Poulette mitgenommen hat. Und Poulette, die liebreiche und geliebte Poulette, die fünfzig Jahr im Kloſter des Anglaises zugebracht hatte und der Grundſtein des Hauſes, der Schlüſſel zu ſeinen Gewölben zu ſein ſchien, iſt in die Fremde gezogen und in Unfrieden mit allen Schweſtern, in Unfrieden ſelbſt mit Helene, deren Sache ſie zu ihrer eignen gemacht hatte, geſtorben.

denken Sie denn?“ Das war beſſer als eine Zelle und ich hätte mit Réné ſagen können, ich wandele durch eine Menſchenwüſte, nur würde ich es mit eben ſo großer Zufriedenheit ausgeſprochen haben, als er mit Trauer.

Nachdem ich alle Winkel und Ecken meines Kloſters noch einmal betrachtet, alle theuern Erinnerungen, die ſich daran knüpften, noch einmal wach gerufen hatte, nahm ich Abſchied. Ich ſagte mir, daß ſich das Gitter nie wieder vor mir öffnen würde, hinter dem ich meine zärtlich geliebten Nonnen als freundliche Heilige, als Sterne ohne Wolken zurückließ. Ein zweiter Beſuch würde Fragen über meine Verhältniſſe, meine Pläne und religiöſen Stimmungen herbeigeführt haben. Ich wollte nicht mit ihnen ſtreiten. Es giebt Weſen, die man zu ſehr achtet, um ihnen zu widerſprechen, von denen man nichts zu haben wünſcht, als einen ſtillen Segen.

Als ich nach Hauſe kam, zog ich meine theuern Stiefel an und ging, um Débureau in einer Pantomime zu ſehen, welche den „lilis“ der Stadt und Vorſtadt täglich zweimal ſervirt wurde und in welcher Débureau durch ſeine ausgezeichnete Eleganz entzückte. Guſtav Paped, welcher reich und der Mylord unſerer berryſchen Aſſociation war, bezahlte den Gerſtenzucker für das ganze Parterre und führte drei oder vier von uns zum Abendeſſen nach den Vendanges de Bourgogne, als wir das Theater halb verhungert verließen. Plötzlich fiel ihm ein, Débureau, den er durchaus nicht kannte, einzuladen. Er ging in's Theater zurück, fand ihn eben beſchäftigt, ſein Pierrot-Coſtüm in einem Keller abzu-

legen, der ihm als Garderobe diente, nahm ihn beim Arme und brachte ihn mit. Débureau's Manieren waren allerliebst. Er ließ sich nicht bewegen, einen Tropfen Champagner zu trinken, weil er, wie er sagte, für seine Nerven fürchtete und der größten Ruhe für sein Spiel bedürfte. Ich habe niemals einen Künstler gesehen, der gewissenhafter war und es ernster mit seiner Kunst nahm. Er liebte seine Kunst leidenschaftlich und sprach von ihr, wie von einer wichtigen Sache, während er in Bezug auf sich selbst die größte Bescheidenheit zeigte. Er studirte ohne Unterlaß und wurde der beständigen Uebung nicht müde. Wenig kümmerte es ihn, ob die Feinheit seines Mienenspiels und seine Originalität von Künstlern oder Laien bemerkt und bewundert wurden — er arbeitete nur zu seinem eigenen Vergnügen und um seine Phantasien zu realisiren, die so naturwüchsig schienen, aber doch mit außerordentlicher Sorgfalt vorbereitet waren. Ich hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu; er sprach ganz einfach, aber ich sah trotz des komischen Genres einen der großen Künstler in ihm, die den Namen Meister verdienen. Jules Janin hatte eben eine Broschüre über Débureau erscheinen lassen, ein geistreiches Werkchen, das mir aber doch keine Ahnung von Débureau's Talent gegeben hatte. Ich fragte ihn, ob er von dieser Besprechung befriedigt sei. „Ich bin sehr dankbar dafür," sagte er, „die Absicht ist gut und mein Ruf wird dadurch gefördert, aber meine Kunst meine Ideen sind nicht verstanden; der Débureau des Herrn Janin bin ich nicht."

Seitdem sah ich Débureau noch mehrere Mal und habe für die Bajazzos der Boulevards immer eine große Vorliebe

und einen Reſpekt empfunden, den man Männern von Ueberzeugung und ernſtem Studium ſchuldig iſt.

Zwölf oder fünfzehn Jahre ſpäter wohnte ich einer Benefiz-Vorſtellung für ihn bei. Zu Ende des Stückes ſtürzte er in eine Verſenkung. Ich ſchickte am anderen Tage zu ihm, um mich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, und er ſchrieb mir, um mir zu ſagen, daß der Fall nichts zu bedeuten habe, einen reizenden Brief, der mit den Worten endigte: „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht beſſer danke. Meine Feder iſt wie die Stimme der ſtummen Perſonen, die ich vorſtelle, aber mein Herz gleicht meinem Geſichte, welches die Wahrheit ausdrückt.“

Wenige Tage ſpäter war der vortreffliche Menſch und Künſtler erſten Ranges an den Folgen des Sturzes geſtorben.

Außer mit dem Kloſter hatte ich noch mit einigen Menſchen, nicht im Herzen, aber äußerlich zu brechen. Ich beſuchte meine Freundinnen Jane und Aimée. Aimée war nicht meine Herzensfreundin geweſen. Sie hatte zuweilen etwas Kaltes und Trockenes in ihrem Weſen, was mich nicht anſprach. Aber ſie war die angebetete Schweſter Jane's und beſaß ſo viele ausgezeichnete Eigenſchaften, einen ſo edeln Geiſt, eine ſo große Gerechtigkeitsliebe und, für die mangelnde natürliche Güte, eine ſo großherzige und gleichmäßige Anſchauungsweiſe, daß ich ihr aufrichtig zugethan war. Für Jane, dieſe ſanfte, ſtarke, demüthige, engelgleiche Natur, bewahre ich heute noch, wie im Kloſter, im Grunde des Herzens eine Zärtlichkeit, die ich nur mit mütterlicher Liebe vergleichen kann.

Beide waren verheirathet. Jane war Mutter eines dicken Kindes, das ſie mit ihren großen ſchwarzen Augen in ſtummer Trunkenheit betrachtete. Es machte mich glücklich, ſie glücklich zu ſehen; ich umarmte Kind und Mutter zärtlich, verſprach bald wieder zu kommen und ging mit dem feſten Entſchluſſe, nie wiederzukehren.

Ich habe Wort gehalten und bin damit zufrieden. Dieſe jungen Erbinnen, jetzt beide Gräfinnen und in allen Dingen mehr als je einer orthodoxen Richtung zugethan, gehörten einer Klaſſe der Geſellſchaft an, die für meine wunderliche Lebensweiſe nur Spott, für die Unabhängigkeit meines Geiſtes nur ein Anathema hatte. Es würde ein Tag gekommen ſein, an dem ich mich gegen Verläumdungen vertheidigen, oder gegen Glaubens- und Schicklichkeits-Principien hätte ankämpfen müſſen, die ich in Andern nicht verletzen mochte. Ich weiß, daß der Heroismus der Freundſchaft in Jane Alles überwunden hätte, aber man würde ihr das zum Vorwurfe gemacht haben, und ich liebte ſie zu ſehr, um ihr einen Kummer zu bereiten und ihren Frieden in irgend welcher Weiſe zu ſtören. Ich kenne den eiferſüchtigen Enthuſiasmus, der ſich aufdrängt, nicht, und beſitze ein unbeſtechliches Urtheil über Situationen, die ſich mir klar darlegen. Die Situation, in welche ich mich verſetzte, war leicht zu erkennen. Ich verletzte die Geſetze der Welt ohne Scheu. Ich machte mich mit vollem Bewußtſein frei von dieſer Welt und mußte es alſo gerechtfertigt finden, wenn ſie ſich von mir losſagte, ſobald meine Excentricitäten bekannt wurden. Jetzt waren ſie noch nicht bekannt. — Ich war zu unbedeutend, um des Geheimniſſes zu bedürfen. Paris iſt ein

Meer, auf dem tauſende von kleinen Barken unbemerkt zwiſchen den großen hinſteuern. Aber der Augenblick konnte kommen, wo ein Zufall mir nur die Wahl ließ zwiſchen der Lüge, die ich zu vermeiden wünſchte, und dem Tadel, dem ich mich nicht ausſetzen wollte. Zurückgewieſener Tadel bringt immer Kälte hervor und Kälte führt bald zum Bruche. Den Gedanken daran vermochte ich nicht zu ertragen. Wirklich ſtolze Seelen ſetzen ſich dieſen Eventualitäten nicht aus, liebreiche Gemüther führen ſie nicht herbei, ſondern kommen ihnen zuvor und machen ſie unmöglich.

Ich kehrte ohne Traurigkeit und mit der Gewißheit, betrauert zu werden und liebe Erinnerungen zu hinterlaſſen, in meine Manſarde, mein Utopien zurück, zufrieden, daß ich nun nichts Theures mehr aufzugeben hatte.

Die Baronin Dudevant war, wie wir im lateiniſchen Viertel zu ſagen pflegten, leicht über Bord geworfen. Sie fragte, warum ich mich ſo lange allein in Paris aufhielte. Ich antwortete, daß mein Mann das für gut finde. „Aber iſt's wahr," ſagte ſie, „daß Sie die Abſicht haben Bücher zu drucken?" — „Ja, Madame." — „Ah, das iſt ja eine drollige Idee!" — „Ja, Madame." — „Nun, das iſt recht gut und ſchön, ich hoffe aber, daß Sie den Namen, den ich trage, nicht auf die Deckel gedruckter Bücher ſetzen." — „Oh! gewiß nicht, Madame, beſorgen Sie nichts." — Weitere Erklärungen gab es nicht. Sie reiſte kurze Zeit darauf nach dem Süden und ich habe ſie nie wiedergeſehen.

Um den Namen, den ich auf die „gedruckten Bü-

herdeckel" ſetzen ſollte, hatte ich keine Sorge. Ich war entſchloſſen, die Anonymität auf alle Fälle zu bewahren. Das erſte Werk, das ich entworfen hatte, wurde von Jules Sandeau, dem Delatouche den Namen Jules Sand gab, vollſtändig überarbeitet. Dieſes Werk veranlaßte einen andern Verleger, einen andern Roman unter demſelben Pſeudonym zu verlangen. Ich hatte in Nohant „Indiana" geſchrieben und wollte ihn unter dem gewünſchten Namen herausgeben; aber Jules Sandeau wollte aus Beſcheidenheit ſeinen Namen dieſem Buche, das ihm ganz fremd war, nicht leihen. Das paßte nicht in den Plan des Verlegers. Der Name thut für den Verkauf Alles und da unſer Pſeudonym Glück gemacht hatte, mußte man ihn zu bewahren ſuchen. Delatouche wurde zu Rathe gezogen und löſte die Frage durch einen Vergleich: Sand ſollte beibehalten und nur ein Vorname hinzugefügt werden, der mir allein gehörte. Ich wählte ſchnell und ohne Bedenken den Namen George, der mir ſynonym mit „Berrichon" ſchien. Jules und George konnten beim Publikum für Brüder oder Couſins gelten.

Der Name wurde alſo angenommen und Jules Sandeau, welcher auf dieſe Weiſe der rechtmäßige Eigenthümer von „Rose et Blanche" blieb, wollte ſeinen Namen in aller Form zurücknehmen, um ſich, wie er ſagte, nicht mit meinen Federn zu ſchmücken. Er war zu jener Zeit noch ſehr jung und dieſe Beſcheidenheit ſtand ihm gut. Seitdem hat er Beweiſe von großem Talent gegeben und ſeinen eignen Namen berühmt gemacht. Ich behielt den Namen des Mörders von Kotzebue, der dem Kopfe Delatouche's entſprungen war

und meinen Ruf in Deutſchland begründete, ſo daß ich von dort aus Briefe erhielt, in welchen man mich bat, meine Verwandtſchaft mit Karl Sand nachzuweiſen, um meine Erfolge noch zu vergrößern. Trotz der Begeiſterung der deutſchen Jugend für den jungen Fanatiker, deſſen Tod ſo ſchön war, geſtehe ich, daß ich nicht daran gedacht hatte, dieſes Symbol des Dolches der Illumination zum Pſeudonym zu wählen. Meine Phantaſie hat ſich mit dem Beſtehen geheimer Geſellſchaften in früherer Zeit vertraut gemacht, aber nicht mit dem Gebrauche des Dolches; und wer darin, daß ich fortfuhr den Namen Sand unter meine Schriften zu ſetzen, und der Gewohnheit meiner Umgebung, mich bei dieſem Namen zu nennen, eine Art Demonſtration zu Gunſten des politiſchen Meuchelmordes geſehen hat, befindet ſich im Irrthume. Dies würde ſich weder mit meinen religiöſen Anſichten, noch mit meinen revolutionären Ideen vertragen. Die Einführung geheimer Geſellſchaften in unſere Zeit und unſer Land iſt mir niemals gut erſchienen; ich habe nie geglaubt, daß bei uns etwas Anderes daraus hervorgehen könne, als eine Diktatur, und für dieſe hegte ich niemals Sympathien.

Wenn ich geglaubt hätte, daß mein Pſeudonym jemals eine Berühmtheit werden könnte, würde ich ihn vielleicht geändert haben, aber ich glaubte bis zu dem Augenblicke, wo die Kritik über meinen Roman „Lelia“ herfiel, ich würde unter der Maſſe der unbedeutenden Schriftſteller unbemerkt bleiben. Als ich aber ſah, daß dem nicht ſo war, und als man Alles in meinem Werke angriff, ſelbſt den Namen, mit dem es unterzeichnet war, da blieb ich bei dem Namen und auf

dem eingeſchlagenen Wege. Das Gegentheil würde eine Feigheit geweſen ſein.

Und jetzt halte ich auf dieſen Namen, obwohl er, wie man geſagt hat, zur Hälfte der eines andern Schriftſtellers iſt. Dieſer Schriftſteller, ich wiederhole es, beſitzt ſo viel Talent, daß vier Buchſtaben ſeines Namens weder einen „gedruckten Bücherdeckel" verunzieren, noch in meinen Ohren oder im Munde meiner Freunde einen ſchlechten Klang haben. Delatouche gab mir den Namen, und es ehrt mich, daß dieſer Poet, dieſer Freund mein Pathe iſt. Eine Familie, deren Namen ich für mich gut genug hielt, fand, daß der Name Dudevant zu vornehm und ſchön ſei, um ihn in der Republik der Kunſt compromittiren zu laſſen*). Man taufte mich, als ich, noch unbekannt und unbekümmert, nichts beſaß, als das Manuſcript von „Indiana", auf dem meine ganze Zukunft beruhte, und ein Billet von tauſend Francs, das damals mein ganzes Vermögen ausmachte. Es war ein Contrakt, ein neues Ehebündniß zwiſchen dem armen Lehrling in der Poeſie und der beſcheidenen Muſe, die mich in meinen Leiden getröſtet hatte. Gott bewahre mich etwas zu zerſtören, was das Schickſal ſchuf. Und was iſt denn ein Name in unſerer revolutionirten und revolutionären Zeit? Eine Nummer für die, welche nichts thun, ein Zeichen oder eine Deviſe für die, welche arbeiten oder kämpfen. Und außerdem habe ich den Namen, den man mir gab, ganz

*) Die Baronin Dudevant verſuchte ihren Namen mit einem Apoſtroph zu ſchreiben. Sie behauptete, er heiße urſprünglich O'Wen.

allein durch meinen Fleiß zu einem Namen gemacht. Ich benutze niemals die Arbeit Anderer, habe nie von irgend Jemand eine Seite oder Zeile geſtohlen, geliehen oder gekauft. Von den ſieben oder achtmal hunderttauſend Francs, die ich in dieſen zwanzig Jahren verdient habe, iſt mir nichts geblieben, und ich lebe heute wie vor zwanzig Jahren, von Tag zu Tage von dieſem Namen, der meine Arbeit protegirt, und von dieſer Arbeit, von deren Ertrage ich keinen Heller für mich behalten habe. Ich glaube nicht, daß mir irgend Jemand einen Vorwurf zu machen hat, und ohne auf irgend etwas ſtolz zu ſein (ich habe ja nur meine Pflicht gethan), bürgt mir mein ruhiges Gewiſſen dafür, daß es nicht nöthig iſt, einen Namen zu ändern, der es perſonificirt und bezeichnet.

Aber ehe ich von literariſchen Angelegenheiten ſpreche, habe ich verſchiedene vorhergehende Umſtände zu erwähnen.

Mein Mann beſuchte mich in Paris. Wir wohnten nicht zuſammen, aber er aß bei mir, ging mit mir in's Theater und ſchien mit dem Arrangement zufrieden zu ſein, welches uns beide ohne Zank und ohne Auseinanderſetzung unabhängig von einander machte.

Es ſchien nicht, als ſei ihm meine Rückkehr nach Nohant beſonders angenehm, obgleich ich mir Mühe gab, meine Anweſenheit ſo erträglich als möglich zu machen. Ich enthielt mich jeder Bemerkung und ſtörte keine der Einrichtungen, die in meiner Abweſenheit getroffen worden waren. In der That handelte es ſich nicht mehr darum, in meinem eignen Hauſe zu Hauſe zu ſein. Ich betrachtete Nohant nicht mehr als mir zugehörig. Das Zimmer meiner Kinder

und meine Zelle waren neutraler Boden, auf dem ich campiren konnte; wenn mir ſonſt viele Dinge nicht gefielen, ſo hatte ich nichts darüber zu ſagen und ſagte nichts. Ich konnte meiner Entlaſſung wegen Niemand zürnen, denn ich hatte ſie ja ſelbſt verlangt. Einige meiner Freunde meinten, ich hätte nicht geben, ſondern gegen die erſten Urſachen meiner Entfernung ankämpfen ſollen. In der Theorie hatten ſie Recht, aber praktiſch war es nicht ſo leicht auszuführen, als man glaubte. Es iſt mir unmöglich, für ein rein perſönliches Intereſſe zu ſtreiten. Ich vermag mit allen meinen Kräften und Fähigkeiten für ein Gefühl oder eine Idee einzutreten, aber wenn es ſich nur um mich ſelbſt handelt, gebe ich den Kampf mit einer ſcheinbaren Schwäche auf, die indeſſen nichts iſt, als das Reſultat eines ſehr einfachen Raiſonnements: Ich frage mich nur: kann ich einem Andern erſetzen, was ich als Opfer von ihm verlange? Vermag ich die Frage mit Ja zu beantworten, ſo bin ich in meinem Rechte — wenn nicht, ſo wird er ſich niemals von meinem Rechte überzeugen, und ich ſelbſt werde es nie für begründet halten.

Um die Geſchmacksrichtung Anderer zu ſtören oder zu verdammen, muß man wichtigere Gründe haben, als die Richtung des eignen Geſchmacks. Es ging aber, dem Anſcheine nach, in meinem Hauſe damals nichts vor, worunter meine Kinder leiden konnten. Solange ſollte mir folgen und Moritz lebte in meiner Abweſenheit mit Jules Boncoiran, ſeinem Lehrer. Nichts veranlaßte mich zu dem Glauben, daß dieſer Stand der Dinge unhaltbar ſei — daß er es war, iſt nicht meine Schuld.

Als ich mich mit Solange auf dem Quai St. Michel einrichtete, empfand ich das lebhafte Verlangen, meinem Hange zur Eingezogenheit wieder folgen zu können, und außerdem wurde das öffentliche Leben bald so tragisch und düster, daß ich den Rückschlag bald empfinden mußte. Die Cholera brach zuerst in den benachbarten Stadtvierteln aus, näherte sich schnell und stieg in unserem Hause von Etage zu Etage. Sie raffte sechs Personen hin und hielt erst an der Thür unserer Mansarde an, als sei ihr diese Beute zu gering.

Unter den befreundeten Landsleuten, die sich um mich geschaart hatten, ließ sich keiner von der Furcht ergreifen, die das Uebel herbeizuführen und gewöhnlich unheilbar zu machen schien. Wir waren um einander besorgt, aber nicht um uns selbst. Auch hatten wir, um uns unnütze Angst zu ersparen, verabredet, uns alle Tage, wenn auch nur auf einen Augenblick, im Garten des Luxembourg zu treffen. Wenn Einer fehlte, gingen wir sogleich zu ihm — aber Keiner hatte auch nur den leichtesten Anfall der Krankheit, obgleich wir weder unsere Lebensweise änderten, noch Vorsichtsmaßregeln gegen die Ansteckung ergriffen.

Diese über die Brücke von St. Michel und unter meinen Fenstern fortwährend hinziehenden Leichenzüge boten einen gräßlichen Anblick. An manchen Tagen folgten die Meubelwagen, die zum Leichenkarren der Armen geworden waren, in ununterbrochenen langen Reihen auf einander — aber noch schrecklicher als die Haufen der wie Waarenballen übereinander geschichteten Leichen war mir die Abwesenheit der Leidtragenden; die Fuhrleute, die fluchend auf die

Pferde peitſchten, um ſie in ſchnelleren Schritt zu bringen; die Vorübergehenden, die mit Entſetzen vor dieſen gräßlichen Zügen flohen; die Wuth der Arbeiter, die an Vergiftung glaubten und ihre Fäuſte gegen den Himmel erhoben; die Niedergeſchlagenheit und Gleichgültigkeit, die ſich in den ſtupiden Geſichtern ausdrückte, wenn die drohenden Gruppen der Arbeiter vorüber waren.

Ich hatte meines Kindes wegen an die Flucht gedacht, aber alle Welt ſagte mir, daß die Wohnungsveränderung und die Reiſe eher gefährlich als heilſam ſei, und ich bedachte, daß es, wenn wir unbewußt den Keim der Krankheit ſchon in uns trügen, beſſer ſei, ſie nicht nach Nohant zu bringen, wohin ſie noch nicht gekommen war.

Und überdies findet man ſich bald in gemeinſchaftliche Gefahren, denen Niemand auszuweichen vermag. Wir, meine Freunde und ich, ſagten uns, da die Cholera lieber die Armen als die Reichen aufſuchte, daß wir zu den am meiſten Bedrohten gehörten und das Unvermeidliche ertragen müßten, ohne uns von dem allgemeinen Unglück beugen zu laſſen, welches jeden von uns eben ſo gut betreffen konnte, wie die wüthenden oder verzweifelten Arbeiter, die ſich als Gegenſtand eines beſonderen Fluches betrachteten.

Mitten in dieſe traurige Kriſis fiel das blutige Drama im Kloſter Saint Merry. Ich befand mich gegen Abend mit Solange im Garten des Luxembourg. Sie ſpielte im Sande und ich ſaß, ſie beobachtend, hinter dem breiten Sockel einer Statue. Ich wußte wohl, daß es eine Bewegung in Paris gab, aber ich glaubte nicht, daß ſie mein Stadtviertel ſo bald erreichen würde. In Gedanken ver-

ſunken, hatte ich nicht bemerkt, daß die Spaziergänger ſchnell verſchwanden. Ich hörte Trommelwirbel, hob meine Tochter auf und bemerkte nun erſt, daß ich das einzige weibliche Weſen in dem ungeheuern Garten war, der jetzt von einem Cordon Soldaten im Geſchwindſchritt von einem Gitter zum andern durchſchritten wurde. Ich ſchlug den Weg nach meiner Manſarde ein und ſuchte die kleinen Straßen, um nicht durch die Maſſen der Neugierigen mit fortgeriſſen zu werden, die, nachdem ſie ſich auf einen Punkt zuſammengedrängt hatten, plötzlich von paniſchem Schrecken ergriffen, fortſtürzten und ſich ſelbſt zermalmten. Bei jedem Schritte begegnete man athemloſen Menſchen, welche ſchrien: „Gehen Sie nicht weiter, kehren Sie um, kehren Sie um! die Soldaten nähern ſich, man ſchießt auf Alle.“ Bis jetzt war nur das Schließen der Läden gefährlich geweſen, das man auf die Gefahr hin, den Vorübergehenden die Köpfe zu zerſchmettern, in großer Eile bewerkſtelligte. Solange verlor die Faſſung und fing an zu ſchreien. Als wir auf dem Quai ankamen, ſah ich die Menſchen nach allen Richtungen hin fliehen. Ich ging immer vorwärts, denn ich wußte, daß das Schlimmſte war, auf der Straße zu bleiben. Ich erreichte mein Haus und trat ſchnell hinein, ohne mir Zeit zum Umſehen zu nehmen und ohne mich eigentlich zu fürchten, denn ich hatte noch keinen Straßenkampf geſehen und hatte keine Ahnung von dem, was ich ſpäter ſah, d. h. von der Wuth, die ſich zuerſt des Soldaten bemächtigt und ihn, bei der allgemeinen Furcht und Rathloſigkeit, zu dem gefährlichſten Feinde harmloſer Leute macht, die ihm im Tumult begegnen.

Und man darf ſich darüber nicht wundern. Bei allen traurigen oder glorreichen Ereigniſſen, deren Schauplatz eine große Stadt iſt, weiß die Maſſe der Zuſchauer, oft ſelbſt die der Akteure nicht, was zwei Schritte von ihnen vorgeht, und riskirt, in der Furcht, vernichtet zu werden, ſich ſelbſt zu vernichten. Die Idee, welche den Sturm heraufbeſchworen hat, iſt oft noch unfaßbarer als die Thatſache ſelbſt und zeigt ſich, wie ſie auch ſein mag, dem Ungebildeten doch immer nur im berauſchenden Nebel falſcher Vorſtellungen. Der Soldat gehört zum Volke; die Disciplin trägt nicht dazu bei, ſeine Vernunft zu wecken, im Gegentheil, ſie gebietet ihm die Vernunft abzuſchwören, wenn er es wagen ſollte, ſich von ihr leiten zu laſſen. Der Soldat wird von ſeinen Chefs durch Schrecken zum Maſſacre getrieben, wie die Rädelsführer ſich oft deſſelben Mittels bedienen, um das Volk zur Herausforderung zu reizen. Ehe man noch eine Lunte angebrannt hat, ſind auf beiden Seiten die ſchrecklichſten Geſchichten, die abſcheulichſten Verleumdungen im Gange und das Geſpenſt der Metzelei hat in den aufgeregten Gemüthern bereits ſeine ſchlimmen Dienſte gethan.

Ich werde von dem Ereigniſſe nichts weiter erzählen, denn ich ſchreibe nur meine eigene Geſchichte. Vorerſt hatte ich nur damit zu thun, mein armes Kind zu beruhigen, das die Furcht krank machte. Ich ſagte ihm, man halte nur eine Fledermaus-Jagd auf dem Quai, die ſie in Nohant oft von ihrem Vater und ihrem Onkel Hyppolit geſehen hatte, und es gelang mir, ſie damit zu beruhigen und ſie trotz des lebhaften Schießens einzuſchläfern. Ich legte eine Matratze

vor das Fenſter ihres kleinen Schlafzimmers, um ſie vor den Kugeln zu ſchützen, die ſich etwa hierher verloren, und brachte dann einen Theil der Nacht auf dem Balkon mit der Bemühung zu, der Bewegung trotz der Finſterniß zu folgen.

Man weiß, was in dieſer Nacht vorging. Siebzehn Inſurgenten hatten ſich des Wachthauſes an der kleinen Brücke des Hotel Dieu bemächtigt. Sie wurden in der Nacht von einer Abtheilung der Nationalgarde überfallen. „Funfzehn dieſer Unglücklichen," ſagt Louis Blanc in ſeiner Histoire de dix ans, „wurden in Stücken geriſſen und in die Seine geworfen. Zwei erreichte man in den anſtoßenden Gaſſen und ermordete ſie."

Ich ſah die gräßliche Scene nicht, die vom Schatten der Nacht verhüllt wurde, aber ich hörte das wüthende Gebrüll, den furchtbaren Lärm; dann breitete ſich eine Todesſtille über der Cité aus, die nach der Aufregung und der Furcht einſchlief.

Fernerer, unbeſtimmter Lärm verrieth indeſſen noch Widerſtand an einem unbekannten Punkte. Am Morgen konnte man ausgehen, um ſich mit Lebensmitteln für den Tag zu verſorgen, den man vielleicht in den geſperrten Häuſern zubringen mußte. Beim Anblick der vom Gouvernement entwickelten Streitkräfte konnte man kaum glauben, daß es ſich nur um die Vernichtung einer Handvoll Männer handle, die entſchloſſen waren, zu ſterben.

Es iſt allerdings wahr, daß aus dieſem Akte des verzweifelten Heldenmuthes eine neue Revolution, das Kaiſerreich für den Herzog von Reichſtadt, die Monarchie für den Herzog von Bordeaux, oder die Republik für das Volk

hervorgehen konnte. Alle Parteien hatten, wie gewöhnlich, das Ereigniß vorbereitet und nahmen den Erfolg für ſich in Anſpruch; als ſie aber ſahen, daß nichts zu gewinnen war, als der Tod auf den Barrikaden, da verſchwanden die Parteien und der Heroismus wurde vor den Augen des über einen ſolchen Sieg beſtürzten Paris zum Märtyrerthum.

Der 6. Juni war, von dem erhöhten Standpunkte aus geſehen, auf dem ich mich befand, von einer entſetzlichen Feierlichkeit. Der Verkehr war unterſagt, das Militär hielt alle Brücken und alle dahin mündenden Straßen beſetzt. Von zehn Uhr Morgens bis zum Ende der „Execution“ ſah es auf den langen menſchenleeren Quais, im hellen Sonnenſchein aus wie in einer todten Stadt, als hätte die Cholera den letzten Einwohner hingerafft. Die wachthabenden Soldaten glichen Geſpenſtern. Sie ſtanden unbeweglich und wie verſteinert längs der Bruſtwehr, und unterbrachen weder durch ein Wort, noch durch eine Bewegung die ſtarre Einſamkeit. Zuweilen ſchien nichts lebend als die Schwalben, die mit einer beunruhigenden Schnelligkeit, als ſchrecke ſie die ungewohnte Stille, über dem Waſſer hinfuhren. Es gab Stunden einer drückenden Stille, nur unterbrochen von dem durchdringenden Geſchrei der Krähen, die um die Thurmſpitzen von Notre-Dame flatterten. Plötzlich kehrten die erſchreckten Vögel in das Innere des Thurmes zurück, die Soldaten griffen zu ihren Flinten, die ſie in Pyramiden auf den Brücken zuſammengeſtellt hatten. Sie erhielten mit leiſer Stimme Befehle und öffneten ihre Reihen, um lange Züge von Cavalerie durchzulaſſen, die ſich begegneten, die Einen blaß vor Zorn, die Andern gebeugt

und mit Blut beſpritzt. Die gefangene Einwohnerſchaft erſchien wieder an den Fenſtern und auf den Dächern, um die Schreckensſcenen zu beobachten, die ſich über der Cité entwickeln ſollten. Das unheilverkündende Getöſe hatte bereits begonnen. Pelotonfeuer läuteten in regelmäßigen Abſätzen das Todtengeläut. Ich ſaß in der Balkonthür, beſchäftigte Solange im Zimmer, um ſie abzuhalten hinaus zu ſehen, und konnte jeden Schuß und Gegenſchuß zählen. Endlich donnerten die Kanonen. Als ich die Tragbahren ſah, die von der Cité kommend die Brücken bedeckten und blutige Spuren zogen, dachte ich, die Inſurrektion müſſe noch ſehr bedeutend ſein, da ſie ſo mörderiſch war; aber ihre Schüſſe wurden ſchwächer und ſchwächer, man konnte faſt zählen, wie viele durch jeden Angriff der Stürmenden fielen. Dann wurde es noch einmal ſtill. Die Einwohnerſchaft ſtieg von den Dächern in die Straßen hinab; die Portiers der Häuſer, die ausdrucksvollen Carrikaturen der beunruhigten Eigenthümer, ſchrien einander triumphirend zu: Es iſt aus! Und die Sieger, die nur das Zuſehen gehabt hatten, zogen im Tumult vorüber. Der König ging auf den Quais ſpazieren. Die Bourgeoiſie und das Vorſtadt-Publikum fraterniſirte an allen Straßenecken. Die Truppen hatten eine würdige und ernſte Haltung; ſie hatten einen Augenblick an eine zweite Julirevolution geglaubt.

Mehrere Tage waren in der Umgebung des Platzes und des Quai St. Michel große Blutflecken ſichtbar, und aus der Morgue, die mit Leichen gefüllt war, deren Köpfe an den Fenſtern einen gräßlichen Anblick boten, rieſelte ein rother Bach, welcher langſam unter den Brückenbögen hin-

floß, ohne ſich mit dem Waſſer des Fluſſes zu vermiſchen. Der Geruch war ſo unerträglich, und ich war, ich geſtehe es, eben ſo ergriffen von dem Anblicke der armen, ſterbenden Soldaten, als von dem der ſtolzen Gefangenen, daß ich vierzehn Tage nichts zu eſſen vermochte. Noch lange Zeit nachher konnte ich kein Fleiſch ſehen; es ſchien mir immer jenen Geruch zu haben, der am 6. und 7. Juni inmitten des ſpäten Frühlingsduftes heiß und widerlich zu mir aufgeſtiegen war.

Den Herbſt brachte ich in Nohant zu und ſchrieb „Valentine" auf demſelben kleinen Schranke, der mir als Schreibpult gedient hatte, als ich an „Indiana" arbeitete.

Der Winter war ſo kalt, daß ich die Unmöglichkeit erkannte, in meiner Manſarde zu ſchreiben, ohne mehr Holz zu verbrennen, als meine Finanzen mir erlaubten. Delatouche gab ſein Logis auf, welches ebenfalls am Quai, aber nur in der dritten Etage und nach Süden lag. Die Wohnung hatte die Ausſicht auf die Gärten, war größer und bequemer eingerichtet, als die meinige, und erfüllte den längſt gehegten Wunſch nach einem preußiſchen Kamine. Delatouche ließ mich in ſeinen Miethcontrakt eintreten und ich zog nach dem Quai Malaquais. Bald darauf kam Moritz, den ſein Vater in die Schule ſchickte, zu mir.

Ich bin jetzt ſchon bei dem Zeitpunkte angekommen, wo ich meine erſten Schritte auf der literariſchen Laufbahn that, und habe in dem Beſtreben, den Rahmen meines äußeren Lebens zu zeichnen, noch nichts von den Verſuchen geſagt, die ich machte, um dieſes Ziel zu erreichen. Der Moment iſt alſo jetzt gekommen, wo ich von den Verbindungen

ſprechen muß, die ich anknüpfte, und von den Hoffnungen, die mich aufrecht erhielten.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Vier Kinder des Berry in der Literatur. — Die Herrn Delatouche und Durès-Dufresne. — Mein Beſuch bei Herrn von Kératry. — Fünfzehnhundert Francs Rente, das Ziel meiner Wünſche. — Der Figaro. — Ein Spaziergang im Quartier Latin. — Balzac. — Emanuel Arago. — Balzac's erſter Luxus. — Seine Widerſprüche. — Delatouche's Abneigung gegen Balzac. — Ein Diner und ein toller Abend bei Balzac. — Jules Janin. — Delatouche ermuthigt mich und lähmt mich wieder. — Indiana. — Es heißt mit Unrecht, daß dieſer Roman eine Schilderung meiner Perſönlichkeit und meiner Schickſale enthält. — Die Theorie des Schönen. — Die Theorie des Wahren. — Was Balzac darüber dachte. — Was Kritik und Publikum davon denken. — Corambé. — Die Phantaſiebilder verſchwinden. — Die Arbeit macht mich traurig. — Ueber die ſogenannten Manien der Künſtler.

Zu jener Zeit waren in Paris drei aus dem Berry gebürtige literariſche Lehrlinge, Felix Pyat, Jules Sandeau und ich, welche von einem ihrer Landsleute, Herrn Delatouche, geleitet wurden. Dieſer Meiſter hätte leicht zum Bindemittel zwiſchen uns werden können, denn wir alle wünſchten, nur eine Familie in Apollo zu bilden, deren Haupt er ſein ſollte; aber ſeine verbitterte, empfindliche, unglückliche Gemüthsart vereitelte ſeine guten Abſichten und widerſtrebte ſeinen Neigungen, die gut, edel und liebevoll waren. Er überwarf ſich nach und nach mit einem Jeden von uns, nachdem er uns auch unter einander entzweit hatte.

Ich habe in einem ziemlich ausführlichen Nekrolog alles Gute und Böſe geſchildert, was in Delatouche's Weſen lag,

und ich habe das Böſe ſagen können, ohne im Geringſten die Dankbarkeit zu verletzen, die ich ihm ſchuldig bin, und ohne der innigen Freundſchaft zu nahe zu treten, die ich in ſeinen letzten Lebensjahren für ihn empfunden habe. Um zu zeigen, wie unzurechnungsfähig er in dieſer ſchmerzlichen Unruhe, dieſer krankhaften Empfindlichkeit, dieſer menſchenſcheuen Verſtimmung war, brauchte ich nur einige Fragmente ſeiner Briefe anzuführen, worin er ſich ſelbſt mit wenigen kräftigen Zügen in ſeiner Größe und in ſeinem Leiden ſchildert. Ich hatte ſchon während ſeines Lebens mit derſelben Achtung und Liebe über ihn geſchrieben. Ich habe mir ihm gegenüber nicht das Geringſte vorzuwerfen, nicht einmal den Schatten eines Unrechts, und ich würde nie begriffen haben, wie und wodurch ich ihm mißfallen konnte, hätte ich nicht ſelbſt geſehen, in welche rettungsloſe Hypochondrie er am Schluß ſeines Lebens verfiel.

Er hat mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als er einſah, daß ich gegen ihn gerecht war und gleich zu ihm zurückkehrte, ſobald er mir ſeine Arme in väterlicher Liebe entgegenſtreckte, denn all ſein Zorn und Mißtrauen war meiner Anſicht nach durch jede Regung ſeines Herzens, durch jede Reue und jede Thräne tauſendfach vergütet.

Ich könnte hier weder ſein Weſen noch ſein Verhältniß zu mir ſo ausführlich ſchildern, wie ich in einem beſonderen Werke gethan habe, ohne den Gang meiner Geſchichte zu unterbrechen. Wenn ich dieſen Fehler ſchon oft beging, ſo geſchah es, weil es mir unvermeidlich ſchien; denn Perſonen ſowohl wie Verhältniſſe müſſen im Geiſte des Erzählenden vollſtändig wieder aufleben, wenn ſie richtig erkannt und

beurtheilt werden ſollen.*) Um aber nicht bei jedem Schritt in meiner Erzählung ſtehen zu bleiben, will ich einfach mittheilen, welches Verhältniß ſich zwiſchen uns entſpann, als ich Indiana und Valentine herausgab.

Mein guter alter Freund, Durès-Dufresne, dem ich zuerſt die Abſicht mitgetheilt hatte, mich der Schriftſtellerei zu widmen, wollte mich mit Lafayette bekannt machen; er behauptete, daß ich ihm ſehr gefallen müßte, und daß er mich mit Eifer in die Welt der Künſte einführen würde, in welcher er zahlreiche Verbindungen beſaß. Aber ich ſträubte mich gegen dieſe Zuſammenkunft, obwohl ich große Sympathien für Lafayette fühlte. Ich hatte ihn zuweilen auf der Tribüne gehört, wenn ich von meinem Papa geführt (ſo pflegten die Huiſſiers den alten Deputirten zu nennen), den Sitzungen der Kammer beiwohnte. Aber ich kam mir ſo unbedeutend vor, daß ich mich nicht entſchließen konnte, dem Patriarchen des Liberalismus mit meiner kleinen Perſönlichkeit beſchwerlich zu fallen.

Ueberdies wünſchte ich in meinem literariſchen Beſchützer vielmehr einen Rath, als eine Stütze zu finden. Ich wünſchte vor allen Dingen zu erfahren, ob ich einiges Talent beſäße, und ich fürchtete mich vor dem Einfluß einer beſtimmten Partei. Herr Durès-Dufresne, dem ich ganz im Geheimen während meines Aufenthalts in Nohant eine Abhandlung über die Emigration von 89 vorgeleſen hatte, hielt mich allen Ernſtes für einen großen Geiſt; aber ich mißtraute

*) Wieder ein Grund, um von den Lebenden nur mit Zurückhaltung zu ſprechen.

ſeiner Parteilichkeit und Galanterie — auch intereſſirte er ſich nur für politiſche Sachen, und dazu fühlte ich mich am wenigſten berufen.

Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß unſere Freunde zu leicht von unſeren Leiſtungen geblendet werden, und daß ich eines vorurtheilsfreien Richters bedürfte. „Aber wir wollen ihn nicht in ſolcher Höhe ſuchen," ſetzte ich hinzu; „Männer, die zu berühmt ſind, haben nicht Zeit, ſich um zu untergeordnete Dinge zu kümmern."

Darauf ſchlug er mir einen ſeiner Collegen aus der Kammer vor, einen Herrn von Kératry, der Romane ſchrieb und den er mir als einen ſcharfſinnigen und ſtrengen Kritiker nannte. Ich hatte ſeinen „Letzten der Beaumanoir" geleſen, ein ſchlecht geſchriebenes Werk, das einen ekelhaften Stoff behandelt, das aber vor dem überreizten Geſchmack der Romantiker durch ſeine Kühnheit Gnade gefunden hat. Indeſſen gab es in dem Buche auch einige ſchöne und rührende Stellen, ein wunderbares Gemiſch bretagniſcher Frömmigkeit und romantiſcher Verirrung, etwas Jugendliches in der Erfindung, in der Ausführung dagegen etwas Greiſenhaftes. „Ihr berühmter College iſt ein Narr," ſagte ich zu meinem Papa; „und was ſein Buch betrifft, ſo könnte ich vielleicht auch einmal etwas ſo Schlechtes ſchreiben. Aber man kann ein guter Kritiker und ſchlechter Praktikus ſein — auch iſt das Werk jedenfalls nicht von einem Dummkopf. So wollen wir denn Herrn von Kératry aufſuchen. Aber ich wohne unter dem Dache; Sie haben mir geſagt, daß er alt und verheirathet iſt. Erkundigen Sie ſich nach ſeiner Sprechſtunde; ich werde zu ihm gehen."

Am folgenden Tage ſollte ich Herrn von Kératry um acht Uhr Morgens ſprechen. Das war ſehr früh — meine Augen waren dick geſchwollen und ich fühlte mich vollſtändig dumm.

Herr von Kératry ſah älter aus, als er war, und ſein Geſicht erſchien ſehr ehrwürdig in der Einfaſſung von weißen Haaren. Er führte mich in ein hübſches Zimmer, wo ich unter einer eleganten Decke von roſa Seide eine niedliche junge Frau im Bett liegen ſah. Sie warf einen mitleidigen Blick auf mein wollenes Kleid und meine beſchmutzten Schuhe und hielt es nicht der Mühe werth, mich zum Sitzen einzuladen.

Ich nahm mir die Erlaubniß und fragte meinen neuen Beſchützer, indem ich an's Kamin rückte: ob ſeine Tochter krank wäre? So begann ich die Unterhaltung mit einer großen Dummheit. Der Greis antwortete mir mit einer Miene voll bretagniſchen Stolzes, es wäre Frau von Kératry, ſeine Gattin. „Sehr wohl," gab ich zur Antwort; „ich gratulire Ihnen; aber Ihre Gemahlin iſt krank, ich ſtöre ſie und ſo werde ich gehen, ſobald ich mich ein wenig gewärmt habe." — „Einen Augenblick!" ſagte mein Beſchützer; „Herr Durès-Dufresne hat mir erzählt, daß Sie ſchreiben wollen, und ich habe ihm verſprochen, mit Ihnen über dieſe Abſicht zu ſprechen. Aber, mit einem Worte, ich muß Ihnen aufrichtig ſagen, daß Frauen nicht ſchreiben ſollen." — „Wenn das Ihre Meinung iſt, haben wir nichts weiter zu ſprechen," erwiderte ich; es war nicht der Mühe werth, Frau von Kératry und mich ſo früh zu wecken, um mir dieſe Lehre zu geben.

Ich ſtand auf und ging ohne den geringſten Verdruß hinaus, denn ich war mehr zum Lachen als zum Aerger geneigt. Herr von Kératry kam mir nach und hielt mich eine Weile im Vorzimmer zurück, um mich in ſeine Theorie von der Inferiorität der Frauen einzuweihen und um mir klar zu machen, warum auch die begabteſte unter ihnen nicht im Stande wäre, ein gutes Buch (wie den „Letzten der Beaumanoir“ vielleicht) zu ſchreiben; und als ich endlich fortgehen wollte, ohne ihm zu widerſprechen oder etwas Pikantes zu erwidern, beendigte er ſeine Rede mit einem napoleoniſchen Streiche, der mich vollſtändig niederſchmettern ſollte. „Glauben Sie mir,“ ſagte er würdevoll, während ich die letzte Pforte ſeines Heiligthums öffnete, „bringen Sie keine Bücher, ſondern Kinder zur Welt.“ — „Meiner Treu, Herr von Kératry,“ ſagte ich vor Lachen erſtickend, indem ich ihm die Thüre vor der Naſe zuſchlug; „dieſe Lehre mögen Sie gefälligſt für ſich ſelbſt behalten.“

Delatouche hat meine Antwort ausgeſchmückt; wenn er in der Folge dieſe Unterredung erzählte, legte er mir die Worte in den Mund: „Das mögen Sie ſelbſt thun, wenn Sie's können.“ Aber ich bin weder ſo boshaft, noch ſo witzig geweſen; überdies hatte ſeine kleine Frau auf mich den Eindruck eines unſchuldigen Engels gemacht. Während ich nach Haus ging, amüſirte ich mich ſehr über dieſen romantiſchen Chryſalus und war feſt überzeugt, daß ich mich nie zu der Höhe ſeiner literariſchen Erfindungen erheben würde.

Durès-Dufresne lachte bis zu Thränen, als ich ihm mein Abenteuer erzählte; aber zugleich war er ſo wüthend

gegen ſeinen bretagniſchen Ritter, daß er denſelben zur Verantwortung ziehen wollte; ich ſprach ihn zur Ruhe und gab ihm die Verſicherung, daß ich dieſen Morgen — ſelbſt nicht für einen Verleger miſſen möchte.

Von jetzt an widerſetzte er ſich aber nicht länger meinem Projekte, Delatouche aufzuſuchen, gegen welchen er bis dahin große Vorurtheile ausgeſprochen hatte. Ich brauchte ihm nur ein paar Worte zu ſchreiben, mein Name allein hätte genügt, mir bei meinem Landsmanne einen freundlichen Empfang zu ſichern, denn ich war mit ſeiner ganzen Familie genau bekannt. Er war ein Vetter der Duvernet's und ſein Vater war dem meinigen befreundet geweſen.

Er forderte mich auf ihn zu beſuchen und empfing mich mit väterlicher Freundlichkeit. Da er von Felix Phat meine Unterredung mit Herrn von Kératry erfahren hatte, ließ er ſich's angelegen ſein, die entgegengeſetzte Anſicht mit aller Schärfe ſeines feinen, glänzenden Geiſtes durchzuführen. „Machen Sie ſich übrigens keine Illuſionen," ſagte er mir. „Die Literatur bietet uns nur illuſoriſche Hülfsquellen — und ich ſelbſt gewinne durch dieſelbe, trotz des Uebergewichtes meines Bartes, jährlich kaum fünfzehnhundert Francs."

„Fünfzehnhundert Francs!" rief ich aus. „O, wenn ich fünfzehnhundert Francs zu meiner kleinen Penſion hinzufügen könnte, fühlte ich mich ſehr reich und würde von den Menſchen und vom Himmel nichts mehr begehren — nicht einmal einen Bart!"

„O, wenn Sie nicht mehr begehren, vereinfachen Sie die Frage um ein Bedeutendes," ſagte er lachend. „Es wird freilich nicht übermäßig leicht ſein, fünfzehnhundert Francs

zu verdienen, aber es ist möglich, wenn Sie sich durch den Anfang nicht abschrecken lassen."

Darauf las er einen Roman von mir, dessen Titel und Inhalt ich nicht mehr weiß, weil ich ihn kurze Zeit nachher verbrannt habe. Er fand ihn mit Recht abscheulich, aber er meinte, ich müßte im Stande sein, etwas Besseres zu schaffen. „Doch um das Leben zu kennen, müssen Sie leben," sagte er; „Sie sind eine Künstlernatur, aber die Wirklichkeit ist Ihnen fremd, Sie leben zu viel in Träumen. Haben Sie Geduld; hoffen Sie auf Zeit und Erfahrung — diese zwei traurigen Rathgeber werden schnell genug kommen. Lassen Sie sich durch das Geschick unterrichten und suchen Sie sich das Dichtergemüth zu erhalten, das ist das Einzige, was Sie thun können."

Da mich Delatouche in Betreff der materiellen Existenz in Verlegenheit sah, bot er mir an, mir einen Verdienst von vierzig bis fünfzig Francs monatlich durch die Mitarbeiterschaft an seinem kleinen Journale zu verschaffen. Pyat und Jules Sandeau waren dabei angestellt und ich kam als überflüssiger Gehülfe dazu.

Delatouche hatte den Figaro gekauft und er redigirte ihn so ziemlich allein, während er am Kamin saß und bald mit seinen Mitarbeitern, bald mit den zahlreichen Besuchen plauderte, die er erhielt. Diese Besucher, die oft höchst komisch waren, dienten dem ehrbaren Sekretariat, das in den Winkeln des Zimmers saß und aufmerksam zuhörte und kritisirte, sehr oft als Studien.

Ich hatte ein Tischchen und einen kleinen Teppich am Kamin, aber ich war nicht sehr fleißig bei der Arbeit, von

der ich nichts verstand. Delatouche nahm mich oft beim Kragen, um mich zum Sitzen zu bringen, gab mir einen Stoff und ein Stückchen Papier, das meine Ausarbeitung enthalten sollte. Ich schmierte zehn Seiten voll, die ich dann wieder verbrannte und auf welchen nicht eine Sylbe von dem stand, was ich sagen sollte. Die Anderen besaßen Witz, Feuer, Leichtigkeit des Ausdrucks. Es wurde geplaudert und gelacht; Delatouche sprühte vor Witz — ich hörte zu, amüsirte mich vortrefflich, aber ich brachte nichts Taugliches zu Stande, und am Ende des Monats hatte ich durch meine Arbeit zwölf Francs fünfzig Centimes, oder höchstens fünfzehn Francs verdient und noch dazu war es zu gut bezahlt.

Delatouche war von wahrhaft väterlicher Güte gegen uns, und wurde mit uns jung bis zur Kinderei. Ich erinnere mich eines Diners, das wir ihm bei Pinson gaben, und eines tollen Spazierganges im Mondenschein durch das Quartier Latin. Wir waren von einem Fiacre begleitet, den er auf die Stunde gemiethet hatte, um sich nach irgend einem Ziele bringen zu lassen, auf das ich mich nicht mehr besinne, und den er bis Mitternacht behielt, ohne sich von unserer lustigen Gesellschaft trennen zu können. Er stieg wohl zwanzig Mal in den Wagen und verließ ihn wieder, besiegt durch unsere Ueberredungskunst. Wir gingen immer vorwärts ohne Zweck und Ziel und wollten ihm beweisen, daß dies die angenehmste Art und Weise des Spazierengehens wäre, und er schien das auch zu finden, denn er gab uns nach, ohne sich lange zu sträuben. Der Kutscher, das Opfer unserer Neckereien, machte gute Miene zum bösen

Spiel; ich erinnere mich, daß wir endlich, ich weiß nicht wie und warum, an den Berg St. Geneviève kamen, — als nun der Wagen langsam in der öden Straße hinauffuhr, öffneten wir den Schlag, ließen die Wagentritte an beiden Seiten hinunter und kletterten wiederholt einer nach dem andern hindurch, indem wir irgend einen Gassenhauer nach einer melancholischen Weise sangen. Ich weiß nicht, warum uns das so komisch erschien und warum Delatouche so herzlich lachte; ich glaube, es war vor Freude, sich einmal im Leben albern zu fühlen. Vyat behauptete einen Zweck zu haben, nämlich den, allen Gewürzkrämern des Stadtviertels ein Ständchen zu bringen, und so ging er von einem Laden zum andern und sang aus voller Kehle: „Der Krämer ist der Rose gleich."

Dies ist das einzige Mal, daß ich Delatouche wahrhaft heiter gesehen habe, denn sein von Natur satyrischer Geist hatte eine düstere Färbung, die auch seiner Lustigkeit etwas Trauriges einhauchte. „Wie glücklich sind sie!" sagte er, indem er mich führte, während die Andern lärmend vorausliefen; „sie haben nur gefärbtes Wasser getrunken und sind berauscht! Welch ein herrlicher Wein ist doch die Jugend und wie wohlthuend ist das Lachen, das keiner Ursache bedarf. Ach, könnte man sich doch zwei Tage nach einander so amüsiren! Aber sobald man weiß, worüber man sich amüsirt, ist's mit der Lust vorbei und man fühlt sich zum Weinen geneigt."

Der Hauptkummer des guten Delatouche war das Altwerden; er konnte sich nicht hineinfinden und pflegte zu sagen: „Man ist niemals fünfzig Jahre alt, sondern zweimal

fünfundzwanzig.“ Trotz dieſes geiſtigen Widerſtrebens war er älter als ſeine Jahre. Er war ſchon krank, verſchlimmerte ſein Uebel durch die Ungeduld, mit welcher er es ertrug, und war oft frühmorgens ſchon von ſo ſtreitſüchtiger Laune, daß ich mich, ohne ein Wort zu ſagen, aus dem Staube machte. Dann rief er mich zurück oder kam mir nach, um mich wieder zu holen, gab ſich zwar niemals Unrecht, aber verwiſchte den Eindruck ſeiner Verſtimmung und den Kummer, den er mir bereitet hatte, durch tauſend Liebenswürdigkeiten und väterliche Aufmerkſamkeiten.

Als ich ſpäter den Grund ſeiner plötzlichen Abneigung zu entdecken ſuchte, ſagte man mir: Er wäre in mich verliebt geweſen, hätte an heimlicher Eiferſucht gelitten und wäre durch meinen Mangel an Verſtändniß für ſeine Gefühle verletzt. Das iſt aber nicht der Fall. Im Anfange habe ich ihm mißtraut, weil Durès-Dufresne mich durch ſeine Vorurtheile gegen Delatouche mißtrauiſch gemacht hatte; ich hätte alſo ihm gegenüber jedenfalls den Scharfblick gehabt, der mir bei meinem Mangel an Koketterie zu andern Zeiten und unter anderen Verhältniſſen zuweilen gefehlt hat. Aber hier ſuchte ich mich gleich zu überzeugen, ob mein Vertrauen ein uneigennütziges Entgegenkommen fände, und ich überzeugte mich bald, daß die Eiferſucht unſeres Meiſters, wie wir ihn zu nennen pflegten, durchaus geiſtiger Natur war und daß ſie ſich über ſeine ganze Umgebung, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, erſtreckte.

Von Natur war er ein eiferſüchtiger Freund und beſonders ein eiferſüchtiger Lehrer, wie der alte Porpora, den ich in einem meiner Romane geſchildert habe. Wenn er einen

Geiſt entdeckt, ein Talent ausgebildet hatte, wollte er nicht leiden, daß ſich daſſelbe anderen Einflüſſen als dem ſeinigen hingab, oder andern Beiſtand ſuchte.

Einer meiner Freunde, der etwas mit Balzac bekannt war, hatte mich demſelben vorgeſtellt, nicht wie eine Muſe aus dem Departement, ſondern wie eine gute Kleinſtädterin, die von Bewunderung für ſein Talent erfüllt wäre. So war es auch; denn obwohl Balzac zu jener Zeit ſeine Meiſterwerke noch nicht geſchaffen hatte, war ich doch ſchon von ſeiner neuen, originellen Productionsweiſe überraſcht und betrachtete ihn als ein Vorbild, das ich ſtudiren könnte. Balzac hatte mich nicht mit derſelben Liebenswürdigkeit aufgenommen wie Delatouche, war aber doch recht naiv gegen mich geweſen und war freimüthiger und von gleichmäßigerer Stimmung. Es iſt bekannt, wie ſehr ſich ſeine Selbſtzufriedenheit, die übrigens ganz begründet war, bei jeder Gelegenheit kund gab; wie gern er von ſeinen Werken ſprach, ſie voraus erzählte, ſie gleichſam beim Plaudern ausarbeitete, ſie im Entwurf oder aus den Correcturbogen vorlas. Er war ſo unbefangen als möglich und gut wie ein Kind. Zuweilen fragte er bei wahren Kindern um Rath, achtete dann aber gar nicht auf die Antwort, oder nahm ſie nur hin, um ſie mit der ganzen Wucht ſeiner Ueberlegenheit zu bekämpfen. Aber er belehrte nie; er ſprach von ſich ſelbſt, von ſich allein. Ein einziges Mal vergaß er ſeine Perſönlichkeit, um uns von Rabelais zu unterhalten, den ich noch nicht kannte, und dabei war er ſo bewundernswürdig, ſo glänzend, ſo klar, daß wir beim Weggehen zu einander ſagten: „Ja, gewiß wird er die Zukunft haben, die er ſich erträumt; er begreift

das Weſen Anderer zu gut, um nicht aus ſich ſelbſt eine große Individualität zu machen.“

Balzac wohnte damals Rue Caſſini, in einem kleinen, freundlichen Entreſol, neben dem Obſervatorium. Es war bei ihm oder durch ſeine Vermittlung, daß ich mit Emanuel Arago bekannt wurde, der in ſpätern Zeiten ein Bruder für mich werden ſollte, damals aber noch ein Knabe war. Ich wurde ſchnell mit ihm vertraut, da ich ihm gegenüber das Benehmen einer Großmama annehmen konnte; er war noch ſo jung, daß ſeine Arme im Laufe des Jahres länger geworden waren, als ſich mit ſeinen Aermeln vertrug; und doch hatte er ſich ſchon eines Bändchens Gedichte und eines ſehr geiſtvollen Dramas ſchuldig gemacht.

Nachdem Balzac ſeinen Roman: „la Place de Chagrin“ unter günſtigen Bedingungen verkauft hatte, ließ er ſich eines ſchönen Tages einfallen, ſein Entreſol zu verachten. Nach reiflicher Ueberlegung begnügte er ſich jedoch damit, ſeine kleine Poetenſtube in eine Reihe eleganter Boudoirs zu verwandeln, und ſobald es geſchehen war, lud er uns ein, in ſeinen mit Seidenſtoffen ausgeſchlagenen und mit Spitzen verzierten Gemächern Eis zu eſſen. Ich mußte herzlich darüber lachen, glaubte nicht, daß er wirklich das Bedürfniß fühlte, ſich mit dieſem „eitlen Prunke“ zu umgeben, und hielt das Ganze für eine vorübergehende Laune. Aber ich irrte mich; die Anforderungen ſeiner weibiſchen Phantaſie ſind die Tyrannen ſeines Lebens geworden und um ihnen zu genügen, hat er oft dem einfachſten Wohlbehagen entſagt. Von dieſer Zeit an lebte er häufig ſo, daß ihm das Nothwendige inmitten ſeines Ueberfluſſes fehlte, und er entzog ſich

lieber die Suppe und den Kaffee, als daß er auf Silberzeug und chineſiſches Porcellan verzichtet hätte.

Bald ſah er ſich zu den ſonderbarſten Hülfsmitteln getrieben, um ſich von den Spielereien nicht zu trennen, die ſein Auge ergötzten; er war ein phantaſtiſcher Künſtler, das heißt, ein Kind mit goldenen Träumen, und lebte in Gedanken im Reiche der Feen. Dagegen ertrug er mit der Willenskraft und dem Eigenſinn des Mannes alle Sorgeu und Leiden, um nur der Wirklichkeit mit Gewalt einen Schein ſeiner Träume zu erhalten.

Er war zu gleicher Zeit kindiſch und gewaltig; war immer neidiſch um ein Nichts, niemals eiferſüchtig auf eine Berühmtheit; aufrichtig bis zur Beſcheidenheit und eitel bis zur Großſprecherei; vertrauensvoll in ſich ſelbſt und auf Andere; ſehr mittheilſam, ſehr gut und ſehr närriſch — dabei trug er aber in ſich ein Allerheiligſtes hoher Vernunft, in welches er ſich zurückzog, um von dort aus Alles in ſeinen Werken zu beherrſchen. Er war cyniſch, trotz ſeiner Keuſchheit, er berauſchte ſich beim Waſſertrinken, war unmäßig bei der Arbeit und mäßig in allen Leidenſchaften, war in gleichem Uebermaß romantiſch und nüchtern; war gläubig und ſkeptiſch, voller Kontraſte und Geheimniſſe — und ſo war Balzac ſchon in ſeiner Jugend unerklärlich für jeden, der bei der unaufhörlichen Beobachtung ſeiner Eigenthümlichkeiten, zu welcher er ſeine Freunde fortwährend zwang, ermüdete oder ſie nicht für ſo intereſſant hielt, als ſie doch wirklich war.

Um dieſe Zeit zweifelten wirklich mehrere bedeutende Kritiker an Balzac's Talent, oder glaubten zum wenigſten

nicht, daß er zu einer so glänzenden Carriere, einer so bedeutenden Entwickelung bestimmt wäre. Delatouche war sein eifrigster Widersacher und sprach von ihm mit einer wahrhaft erschreckenden Animosität. Balzac war sein Schüler gewesen und ihr Bruch, dessen Ursache Letzterer niemals erfahren hat, war noch ganz neu, die Wunden noch ganz frisch. Delatouche versuchte nie seine Abneigung zu begründen und Balzac sagte mir oft: „Nehmen Sie sich in Acht, ohne daß Sie's vorher ahnen und ohne daß Sie wissen warum, werden Sie eines schönen Morgens einen Todfeind in ihm finden."

In meinen Augen hatte Delatouche durchaus Unrecht, indem er Balzac herunterriß, der immer nur voll Anerkennung und Bedauern von ihm sprach. Aber Balzac hatte wiederum Unrecht, an eine unversöhnliche Feindschaft zu glauben; mit der Zeit wäre es möglich gewesen, Delatouche's Freundschaft wieder zu gewinnen.

Damals war es freilich noch zu früh und ich versuchte mehrere Mal vergebens Delatouche etwas zu sagen, was sie einander wieder nähern konnte. Das erste Mal sprang er fast an die Decke. „Sie haben ihn also gesehen," rief er aus; „Sie verkehren also mit ihm — das fehlte mir noch!" ich glaubte, er würde mich aus dem Fenster werfen. Er wurde ruhiger, trotzte eine Weile, kam dann zu mir zurück und ließ mir endlich meinen Balzac hingehen, denn er sah wohl ein, daß meine Sympathie für denselben der Zuneigung, auf die er selbst Anspruch machte, keinen Eintrag that. Aber bei jeder neuen literarischen Verbindung, die ich aufsuchte oder einging, gerieth Delatouche in denselben Zorn und in

den gleichgültigſten Perſönlichkeiten ſah er Feinde, ſobald ſie mir nicht durch ihn ſelbſt vorgeſtellt waren.

Mit Balzac ſprach ich wenig von meinen literariſchen Projekten; er glaubte nicht daran oder es fiel ihm nicht ein, zu prüfen, ob ich fähig wäre, etwas zu leiſten. Ich verlangte keine Lehren von ihm, er würde mir geſagt haben, daß er dieſe für ſich ſelbſt behielte, und darin wäre eben ſo viel naive Beſcheidenheit als naiver Egoismus geweſen; denn er konnte unter dem Anſchein der Arroganz eine gewiſſe Beſcheidenheit verbergen, wie ich ſpäter mit angenehmer Ueberraſchung eingeſehen habe, und was ſeinen Egoismus betrifft, ſo wurde auch dieſer zuweilen von einem Anflug der Großmuth und der Hingebung verdrängt.

Sein Umgang war ſehr angenehm, für mich zwar ein wenig anſtrengend durch das viele Schwatzen, denn es fehlt mir an der nöthigen Leichtigkeit des Geiſtes, um das Thema des Geſprächs oft genug zu wechſeln; aber ſeine Seele beſaß eine große Heiterkeit und ich habe ihn keinen Augenblick verdrießlich geſehen. Trotz ſeines dicken Bauches erſtieg er die Treppen meines Hauſes am Quai St. Michel, trat keuchend bei mir ein und begann zu lachen und zu erzählen, noch ehe er wieder zu Athem gekommen war. Er nahm die Papiere zur Hand, die auf meinem Tiſche lagen, warf einen flüchtigen Blick darauf und hatte die Abſicht, ſich ein wenig darnach zu erkundigen, was es wohl ſein könnte; aber dann fiel ihm wieder die Arbeit ein, mit welcher er gerade beſchäftigt war, er fing an zu erzählen — und im Ganzen fand ich das viel lehrreicher, als alle Hinderniſſe,

welche Delatouche durch ſeine quälenden Fragen meiner Phantaſie in den Weg legte.

Eines Abends, nachdem wir bei Balzac's auf die ſonderbarſte Weiſe dinirt hatten (ich glaube, die Mahlzeit beſtand aus gekochtem Rindfleiſch, einer Melone und gekühltem Champagner), zog er ſich einen ſchönen, ganz neuen Schlafrock an, den er uns mit der Freude eines kleinen Mädchens vorführte. Dann beſtand er darauf, in dieſem Anzuge auszugehen und uns, mit einem Wachslichte in der Hand, bis an das Gitter des Luxembourg zu begleiten. Es war ſpät, die Gegend war öde und ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß er auf dem Rückwege ermordet werden könnte. „Behüte," gab er zur Antwort, „wenn mir Diebe begegnen, werden ſie mich für verrückt halten und werden ſich vor mir fürchten, oder ſie denken, ich wäre ein Prinz, und dann haben ſie Reſpekt." Die Nacht war ſchön und ruhig und er begleitete uns, einen hübſchen Leuchter von ciſelirtem, vergoldetem Silber mit brennender Kerze in der Hand. Unterwegs unterhielt er uns von den arabiſchen Pferden, die er noch nicht beſaß, bald zu beſitzen hoffte, nie erlangt hat, aber eine Zeit lang zu beſitzen glaubte. Er würde uns bis an das entgegengeſetzte Ende von Paris begleitet haben, wenn wir uns nicht dagegen geſträubt hätten.

Andere Celebritäten kannte ich nicht und wünſchte auch nicht ſie kennen zu lernen, denn ich fand eine ſolche Oppoſition der Ideen, der Gefühle und der Syſteme zwiſchen Balzac und Delatouche, daß ich fürchtete meinen armen Kopf durch ein Chaos von Widerſprüchen zu verwirren, wenn ich noch einem dritten Meiſter das Ohr lieh. Nur ein einziges

Mal sah ich Jules Janin in dieser Zeit, um eine Gefälligkeit von ihm zu erbitten. Es war das einzige Mal, daß ich die Kritik um etwas gebeten habe, und da es nicht für mich selbst war, that ich es ohne Skrupel. In Jules Janin fand ich einen guten Jungen, ohne Ziererei und ohne eitles Gebahren; er hatte die Feinheit, seinen Geist nicht unnöthig zu zeigen, und sprach mit größerer Liebe von seinen Hunden als von seinen Schriften. Da ich die Hunde gern leiden mag, fühlte ich mich gleich behaglich; eine literarische Unterhaltung mit einem Unbekannten würde mich dagegen sehr verschüchtert haben.

Ich sagte vorhin, daß Delatouche einen störenden, peinigenden Einfluß auf mich ausübte; aber gegen sich selbst war er eben so und ließ sich's angelegen sein, sich alles, was er unternahm, zuwider zu machen. Von Zeit zu Zeit überließ er sich dem Vergnügen, seine Romane im Voraus zu erzählen; er war dabei noch ausführlicher und vertraulicher als Balzac, aber auch selbstgefälliger, wenn er gute Zuhörer fand. Man durfte sich z. B. nicht einfallen lassen, ein Möbel zu rücken, das Feuer zu schüren oder zu nießen, sonst unterbrach er sich gleich und fragte in höflicher Theilnahme, ob man den Schnupfen hätte, oder Unruhe in den Beinen; er that dann, als hätte er seine Erzählung vergessen und ließ sich lange bitten, ehe er sich den Anschein gab, sich wieder darauf zu besinnen. Sein schriftstellerisches Talent war viel geringer als das Balzac's, aber er verstand viel besser seine Ideen in Worten darzustellen. Was er in seiner bewundernswürdigen Weise erzählte, erschien immer ganz vortrefflich, während das, was Balzac auf ungenießbare Art

mittheilte, oft als etwas ganz Ungenießbares erſchien. Aber wenn Delatouche's Werk gedruckt war, ſuchte man darin vergebens nach der Schönheit und dem Zauber von früher, und wenn man Balzac las, trat die entgegengeſetzte Ueberraſchung ein. Balzac wußte auch, daß er ſchlecht erzählte; nicht ohne Feuer und Geiſt, aber ohne Klarheit und Ordnung. Darum las er lieber vor, wenn er das Manuſcript bei der Hand hatte, während Delatouche, der eine Menge Romane erfand, ohne ſie aufzuſchreiben, faſt niemals etwas vorzuleſen hatte; höchſtens waren es einige Seiten, die ſeiner Abſicht nicht entſprachen und ihn ſichtlich verſtimmten. Ihm fehlte die Leichtigkeit des Producirens und er hatte einen Abſcheu vor ſchriftſtelleriſcher Fruchtbarkeit, der ihm Balzac gegenüber zu den wunderlichſten Beſchuldigungen und zu allerhand mediciniſchen Vergleichen Anlaß gab. Nur die Produktivität Walter Scott's, den er verehrte, blieb von dieſem Haß verſchont.

Ich bin immer der Anſicht geweſen, daß Delatouche zu viel wirkliches Talent in Worten verſchwendete. Balzac verſchwendete nur ſeine Thorheiten. Er warf das Uebermaß derſelben von ſich und behielt ſeine tiefe Weisheit für ſeine Werke. Delatouche erſchöpfte ſich in vortrefflichen Demonſtrationen und obwohl er viel beſaß, war er doch nicht reich genug, um ſich ſo freigebig zu beweiſen.

Außerdem wurde jeder Aufſchwung im Augenblick, wo er die Schwingen ausbreitete, durch ſeine ſchlechte Geſundheit gelähmt. Er hat ſchöne, leichte, geiſtvolle Verſe gemacht, aber ſie ſind mit gezierten, hohlen Verſen untermiſcht; einige ſeiner Romane ſind ſehr originell und hervorragend,

andere ſehr ſchwach und unbedeutend; er hat die geiſtvollſten, beißendſten Artikel geſchrieben, während andere ſo voller Perſönlichkeiten ſind, daß ſie dem Publikum unverſtändlich bleiben und darum alles Intereſſe verlieren. Dieſer Wechſel von Licht und Schatten bei einer ſo bedeutenden Begabung läßt ſich nur durch das traurige Kommen und Gehen der Krankheit erklären.

Delatouche bekümmerte ſich unglücklicher Weiſe auch zu viel um das, was Andere thaten. In der Zeit, von welcher ich erzähle, pflegte er Alles zu leſen. Als Journaliſt bekam er Alles, was erſchien, that aber, als ob er es gar nicht anſähe, überreichte das Exemplar dem erſten beſten ſeiner Mitarbeiter und ſagte ihm: „Schlucken Sie die Medicin; Sie ſind jung und werden es aushalten. Sagen Sie von der Arbeit, was ſie wollen, ich mag nicht wiſſen, was es iſt.“ Wenn man ihm aber das Referat übergab, kritiſirte er die Kritik mit einer Schärfe, welche bewies, daß er zuerſt die Medicin verſchluckt und ſogar alle ihre Bitterkeit mit Wolluſt ausgekoſtet hatte.

Es wäre thöricht von mir geweſen, das, was mir Delatouche ſagte, nicht zu beachten; aber dieſe unaufhörliche Analyſe aller Dinge, dieſe Section Anderer ſowohl wie des eigenen Weſens, dieſe glänzende und oft gerechte Kritik, die auf eine Negation alles Beſtehenden hinauslief, ſchlugen meine Seele vollſtändig zu Boden. Ich hörte immerfort, was man nicht thun ſoll, aber nie, was man thun ſoll, und ſo verlor ich alles Vertrauen zu mir ſelbſt.

Ich erkannte und erkenne noch jetzt, daß mir Delatouche einen großen Dienſt erzeigte, als er mich zur Prüfung ver-

anlaßte. Zu jener Zeit gingen auf dem Felde der Literatur die ſonderbarſten Dinge vor. Victor Hugo's jugendliche Excentricitäten hatten die Jugend berauſcht, welche der alten Ueberbleibſel der Reſtauration müde war. Chateaubriand war nicht mehr romantiſch genug und kaum vermochte der neue Meiſter die wilden Gelüſte zu befriedigen, die er hervorgerufen hatte. Die Kinder ſeiner eigenen Schule, die, welche er gewiß nicht als ſeine Jünger anerkannt hätte, und die ſich deſſen auch bewußt waren, ſuchten ihn zu beſiegen, indem ſie ihn überholten. Man ſuchte einen unſinnigen Titel, einen ekelhaften Stoff und es gab Männer von Talent, die ſich von der Mode hinreißen ließen, ſich mit wunderlichen Lappen bedeckt in's Gedränge ſtürzten und an dem Wettlauf nach närriſchen Einfällen Theil nahmen.

Auch ich fühlte mich verſucht, es den andern Schülern gleich zu thun — die Meiſter gaben ja das böſe Beiſpiel — und ich ſuchte nach wunderlichen Stoffen, die ich nicht zu bewältigen vermocht hätte. Unter den Kritikern jener Zeit, welche dem Widerſtand leiſteten, bewies Delatouche Geſchmack und geſundes Urtheil, indem er das Gute und Schöne in beiden Schulen anerkannte. Durch Spöttereien ſowohl, wie durch ernſtliche Rathſchläge hielt er mich auf dem ſchlüpfrigen Abhange zurück, aber zu gleicher Zeit warf er mich auch in unlösbare Schwierigkeiten. „Hüten Sie ſich vor Nachahmung," ſagte er; „nutzen Sie Ihr eignes Vermögen; blicken Sie in Ihr Leben, in Ihr Herz; geben Sie Ihre Eindrücke wieder." Hatten wir aber über irgend Etwas mit einander geplaudert, ſo ſagte er wieder: „Sie ſind zu ſchroff in Ihren Anſichten; Ihr Weſen iſt zu außergewöhnlich; Sie

kennen weder die Welt noch die Menschen und haben weder gelebt noch gedacht wie Andere — Sie sind ein Strohkopf.“ Ich war überzeugt, daß er recht hätte, und kehrte mit dem Vorsatze nach Nohant zurück, Theebüchsen und Tabaksdosen zu malen.

Endlich fing ich Indiana an; ich hatte dabei weder eine bestimmte Absicht, noch eine Hoffnung, noch einen Plan; ich warf alle Lehren und Beispiele, die man mir gegeben hatte, aus meinem Gedächtniß hinaus und suchte den Stoff und die Vorbilder weder in der Manier anderer Schriftsteller, noch in meiner eigenen Individualität. Man hat nicht ermangelt in der Indiana meine Persönlichkeit und meine Geschichte zu suchen — aber mit Unrecht. Ich habe viele Frauenbilder gezeichnet, aber ich glaube, daß Jeder, der diese Darstellung meiner Entwickelung und meines Lebens gelesen hat, zu der Ueberzeugung kommen muß, daß ich mich niemals in Gestalt eines Weibes in Scene gesetzt habe. Ich bin zu romantisch, um in meinem Spiegel eine Romanheldin zu erblicken; und ich habe mich niemals schön genug, liebenswürdig genug oder logisch genug im Zusammenhang meines Charakters und meiner Handlungen gefunden, um der Poesie zu genügen oder Interesse zu erwecken, und wenn ich noch so sehr versucht hätte, meine Persönlichkeit auszuschmücken oder mein Leben zu dramatisiren — es würde mir nicht gelungen sein. Sobald mir mein Ich gegenüber getreten wäre, hätte ich alle Begeisterung verloren.

Ich bin übrigens weit entfernt, zu sagen, daß ein Künstler nicht das Recht hätte, sich zu schildern und darzustellen. Je mehr er sich mit den Blumen der Poesie bekränzt, um sich

dem Publikum zu zeigen, um so beſſer iſt's, wenn er Geſchicklichkeit genug beſitzt, um unter dieſem Schmucke nicht erkannt zu werden, oder wenn er ſchön genug iſt, um darunter nicht lächerlich zu erſcheinen. Aber was mich ſelbſt betrifft, ſo war ich von zu buntem Stoff, um zu irgend einer Idealiſation tauglich zu ſein. Hätte ich den innerſten Kern meines Weſens gezeigt, ſo mußte ich ein Leben erzählen, das mehr dem des Mönches Alexis (in dem wenig unterhaltenden Romane „Spiridion") glich, als dem der leidenſchaftlichen Creolin Indiana. Oder, wenn ich die andere Seite meines Weſens aufgefaßt hätte, mein Verlangen nach Kindereien, nach Luſtigkeit, nach abſoluter Albernheit, ſo hätte ich eine ſo unwahrſcheinliche Geſtalt geſchaffen, daß ich nicht im Stande geweſen wäre, ſie vernünftig reden oder handeln zu laſſen.

Als ich zu ſchreiben anfing, hatte ich nicht die geringſte Theorie und glaube auch nicht, daß ich jemals einer ſolchen gefolgt bin, ſo oft der Schaffensdrang mir die Feder in die Hand gegeben hat. Das hat mich aber nicht gehindert, inſtinktmäßig, ohne daß ich es wollte, eine Theorie zu ſchaffen, der ich im Allgemeinen nachgefolgt bin, ohne mir Rechenſchaft davon zu geben, und die noch heutigen Tags nicht feſtgeſtellt iſt.

Nach dieſer Theorie müßte der Roman eben ſo gut ein Werk der Poeſie wie der Analyſe ſein. Er müßte wahre Situationen und Charaktere, wirkliche Menſchen ſogar, ſchildern, welche ſich um ein Urbild gruppiren, das den Hauptgedanken des Werkes in ſich darſtellt. Dies Urbild perſonificirt gewöhnlich die Liebe, da faſt alle Romane Liebes-

geſchichten ſind. Nach der eben angedeuteten Theorie (die eigentlich hier erſt beginnt) müßte nun dieſe Liebe, folglich auch die Perſönlichkeit, welche ſie darſtellt, idealiſirt werden, und wir dürften uns nicht ſcheuen, ſie mit aller Kraft und Schönheit zu begaben, deren Ahnung wir in uns tragen, oder ſie mit allen Schmerzen zu belaſten, die wir gefühlt haben. Aber in keinem Falle dürfen wir ſie in den Zufälligkeiten der Ereigniſſe beflecken. Sie muß ſterben oder ſiegen, und wir dürfen uns nicht ſcheuen, ihr eine außergewöhnliche Bedeutung im Leben zu geben und außerordentliche Kräfte und eine Schönheit oder ein Leid, welche ſich über das Maß der menſchlichen Dinge erheben und ſogar über das Wahrſcheinliche, im gewöhnlichen Sinne, hinausgehen.

Im Allgemeinen alſo Idealiſirung des Gefühls, welches den Mittelpunkt bildet, wobei es der Kunſt des Erzählers überlaſſen bleibt, ſeinen Helden in Verhältniſſe zu bringen und in eine Umgebung, welche geeignet iſt, ihn hervortreten zu laſſen — ſobald es ſich nämlich darum handelt, einen Roman zu ſchaffen.

Iſt dieſe Theorie richtig? ich bin davon überzeugt, obwohl ſie nicht abſolut iſt, noch ſein darf. Balzac hat mir im Lauf der Zeit durch die Vielfältigkeit und die Kraft ſeiner Darſtellungen bewieſen, daß die Idealiſirung des Stoffes für die Wahrheit der Zeichnung, für die Kritik der Geſellſchaft und die Erforſchung des Menſchenlebens geopfert werden darf.

Balzac faßte dies Alles zuſammen, als er mir ſpäter ſagte: „Sie ſuchen den Menſchen, wie er ſein ſollte; ich

nehme ihn so, wie er ist. Glauben Sie mir, wir haben Beide recht; diese beiden Wege führen an dasselbe Ziel. Auch ich liebe die außergewöhnlichen Wesen — ich bin selbst eins derselben. Uebrigens bedarf ich derselben in meinen Romanen auch, um meinen gewöhnlichen Menschen als Folie zu dienen, und ich opfere sie niemals ohne Nothwendigkeit. Aber auch die gewöhnlichen Wesen interessiren mich; ich vergrößere, ich idealisire sie in umgekehrtem Sinne, in ihrer Häßlichkeit oder in ihrer Dummheit, und ich gebe ihrer Mißgestalt erschreckende oder lächerliche Dimensionen. Sie wären dazu nicht fähig und Sie thun wohl, sich nicht um Wesen und Dinge zu kümmern, die Ihnen Alpdrücken verursachen müßten. Idealisiren Sie im Gebiet des Lieblichen und Schönen; das ist eine Aufgabe für Frauen."

Balzac sagte dies ohne versteckte Mißachtung, ohne heimlichen Spott; er war aufrichtig in seiner brüderlichen Zuneigung und hat das Weib zu sehr idealisirt, als daß man ihn im Verdacht haben könnte, jemals die Theorie des Herrn von Kératry gehabt zu haben.

Balzac, dieser umfassende Geist, der zwar nicht unermeßlich und ohne Mängel war, aber jedenfalls der tiefste und reichbegabteste ist, der sich in neuester Zeit dem Romane gewidmet hat; Balzac, dieser Meister, der unerreichbar dasteht in der Schilderung der modernen Gesellschaft und des Menschenlebens unserer Tage, hatte recht, kein absolutes System gelten zu lassen. Er hat mir nichts von alle dem enthüllt, was ich suchte, und ich mache ihm das nicht zum Vorwurf — er hat es damals selbst noch nicht gewußt, war selbst noch im Suchen begriffen. Er hat sich an Allem ver-

ſucht und hat bewieſen, daß für einen ſo biegſamen Geiſt wie der ſeinige, jede Manier gut und jeder Stoff fruchtbar iſt. Er hat ſich der Richtung, in welcher er ſich am gewaltigſten fühlte, vorzugsweiſe hingegeben und hat den Irrthum der Kritik verlacht, die ſich herausnimmt dem Künſtler einen beſtimmten Rahmen, einen Stoff und eine Behandlungsweiſe vorzuſchreiben. Das Publikum iſt noch immer in dieſem Irrthum verſunken und will nicht einſehen, daß dieſe willkürliche Theorie, die immer der Ausdruck einer Individualität iſt, ſeinen eigenen Principien widerſpricht, indem es ſich für unabhängig erklärt und alle andern Theorien beſtreitet.

Man iſt von dieſen Widerſprüchen überraſcht, wenn man ein halbes Dutzend kritiſcher Artikel über daſſelbe Kunſtwerk lieſt; man ſieht dann ein, daß jeder Kritiker ſein Kriterium, ſeine Leidenſchaft und ſeinen beſondern Geſchmack hat, und daß, wenn ſich auch zwei oder drei derſelben in der Aufſtellung deſſelben Geſetzes vereinigen, die Anwendung, welche ſie von dieſem Geſetze machen, doch nur beweiſt, daß ſie von ganz verſchiedenen Standpunkten ausgehen und von Vorurtheilen beſtimmt werden, welche keine feſtſtehende Regel beherrſcht.

Uebrigens iſt es gut, daß es ſo iſt, denn wenn es für die Kunſt eine Schule und eine Lehre gäbe, müßte die Kunſt, in Ermanglung neuer, kühner Verſuche, raſch dahinſterben. Der Menſch geht immer vorwärts, mit Schmerzen nach der abſoluten Wahrheit ſuchend, deren Ahnung er in ſich trägt, die er aber, als vereinzeltes Individuum, niemals in ſich zu finden vermag. Die Wahrheit iſt das Ziel eines Strebens, welches alle vereinigten Kräfte unſerer Gattung in Anſpruch

nimmt — und doch verfällt jeder bedeutende Mann, der ſich der Erforſchung der Wahrheit widmet, in den ſonderbaren und verderblichen Irrthum, dieſe Forſchung allen Andern zu unterſagen und nur das, was er ſelbſt entdeckt zu haben glaubt, für das Rechte zu halten. Sogar das Suchen nach dem Geſetz der Freiheit wird Nahrung für den Despotismus und die Intoleranz des menſchlichen Hochmuths. Trauriger Wahnſinn! wenn ſich die Staaten noch nicht davon los machen konnten, mögen ſich die Künſte wenigſtens davon befreien und mögen in der vollſtändigen Unabhängigkeit der Begeiſterung Leben finden.

Begeiſterung! wie unmöglich iſt es, ſie zu erklären, und wie wichtig, ſie als eine übermenſchliche Kraft, eine beinahe göttliche Einwirkung anzuerkennen! Die Begeiſterung iſt für den Künſtler, was die Gnade für den Chriſten iſt. Es iſt Niemandem eingefallen, den Gläubigen das Inſichaufnehmen der Gnade zu verbieten — aber es gibt eine ſogenannte Kritik, welche den Künſtlern gern unterſagte, ſich der Begeiſterung hinzugeben und ihr zu gehorchen.

Und ich ſpreche hier nicht etwa von der geſchäftsmäßigen Kritik; ich wende mich hier nicht an eine oder mehrere Koterien, ſondern ich bekämpfe ein öffentliches, allgemeines Vorurtheil. Man will, daß die Kunſt einen gebahnten Weg verfolge, und ſobald irgend eine Manier gefallen hat, ruft das ganze Zeitalter: „Gebt uns von derſelben Art, es iſt das einzig Gute!“ dann wehe Allen, die neue Wege ſuchen! ſie müſſen unterliegen oder einen furchtbaren Kampf beſtehen, bis ihr Widerſpruch, der Anfangs ein Schrei der Empörung iſt, ſeinerſeits zu einer Tyrannei ausartet, welche

dann auch gleich berechtigte und gleich wünschenswerthe Neuerungen bekämpft und erdrückt.

Mir ist das Wort „Begeisterung" immer sehr stolz und nur auf Geister erster Größe anwendbar erschienen. Ich würde niemals wagen, es auf mich selbst zu beziehen, ohne gegen den Ausdruck zu protestiren, der eigentlich nur durch unbedingten Erfolg gerechtfertigt wird. Wir bedürften eines Ausdrucks, der bescheidne Wesen nicht zu erröthen zwänge und doch diesen Zustand der Gnade schildern könnte, der sich mehr oder weniger fruchtbar über alle Seelen ergießt, die von ihrem Berufe erfüllt sind. Auch der bescheidenste Arbeiter hat die Stunde seiner Begeisterung und vielleicht ist der himmlische Trank eben so köstlich im irdenen Gefäße, als im goldenen Becher. Der Unterschied ist nur, daß das eine Gefäß ihn rein bewahrt, das andere ihn mit unreinen Elementen vermischt oder in seinem Feuer zerbricht. Auch die Gnade der Christen vermag nicht allein zu wirken; die Seele muß sie empfangen, wie gute Erde das Samenkorn aufnimmt. Die Begeisterung ist desselben Ursprungs — und so wollen wir das Wort hinnehmen, wie es ist, und ihm unter meiner Feder keine hochmüthige Bedeutung geben.

Als ich anfing Indiana zu schreiben, fühlte ich eine so lebhafte und außergewöhnliche Erregung, wie bei keinem meiner frühern Versuche. Aber diese Erregung war mehr peinlich als angenehm. Ich schrieb in einem Zuge und, wie schon gesagt, ohne den geringsten Plan und im vollen Sinne des Wortes ohne zu wissen, wohin ich ging, ohne mir nur von dem gesellschaftlichen Problem, das ich zu lösen unternahm, Rechenschaft zu geben. Ich war nicht St. Simonistin; ich

bin es nie gewesen, obwohl ich für einige Ideen und einige Anhänger der Secte lebhafte Sympathien gefühlt habe. Zu jener Zeit kannte ich sie aber noch nicht und konnte nicht unter ihrem Einfluß stehen.

Aber in mir lebte als klares, glühendes Gefühl der Abscheu vor brutaler, dummer Sclaverei. Ich hatte sie nicht ertragen und ertrug sie nicht, wie die Freiheit beweist, deren ich mich ohne Anfechtung erfreute. Es war also nicht eine Klage gegen einen besondern Herrn, sondern eine Protestation gegen die allgemeine Tyrannei; und wenn ich diese Tyrannei in einem Mann personificirte, wenn ich den Kampf in den Rahmen des Familienlebens einschloß, so war es, weil ich mir nichts Anderes vorgenommen hatte, als einen Sitten-Roman zu schreiben. Darum habe ich mich auch in einer Vorrede, die erst nach dem Buche entstanden ist, gegen die Anschuldigung verwahrt, die Institutionen der Gesellschaft angreifen zu wollen. Ich war ganz aufrichtig darin und maßte mir nicht an, mehr zu verstehen, als ich sagte; aber die Kritik lehrte mich mehr davon erkennen und brachte mich zur gründlichern Erforschung der Frage.

Ich schrieb dies Buch also unter der Herrschaft eines Gefühls, nicht unter der eines Systemes; meine Empfindung, die während eines Lebens voller Reflexionen langsam aufgewachsen war, ergoß sich mit Heftigkeit, sobald sich ein Rahmen von Situationen fand, der sie aufnehmen konnte. Aber sie war in demselben sehr bewegt und diese Art von Kampf zwischen Empfindung und Ausführung erhielt mich sechs Wochen lang in einem mir bis dahin ganz fremden Zustand der Willensthätigkeit.

Aber mein lieber Corambé verſchwand für immer, ſobald ich anfing mich beharrlich mit einem beſtimmten Stoff zu beſchäftigen. Er war zu ſubtiler Natur, um ſich den Anforderungen der Form zu beugen. Sobald ich mein Buch vollendet hatte, verſuchte ich meine gewöhnlichen, unbeſtimmten Träumereien wiederzufinden — allein es war unmöglich: die Helden meines Romans blieben zwar ruhig in ihrem Schubfache liegen, aber ich hoffte vergebens Corambé erſcheinen zu ſehen und mit ihm jene tauſend flüchtigen Weſen, die mich ſonſt unaufhörlich umſchwirrten, jene halb ſichtbaren Geſtalten, jene leiſe tönenden Stimmen, die ſich ſonſt, wie ein belebtes Bild, hinter einem durchſichtigen Vorhange zeigten. Dieſe lieben Viſionen waren nur die Vorläufer der Begeiſterung geweſen, jetzt hatten ſie ſich grauſam in die Tiefe des Schreibzeuges zurückgezogen und zeigten ſich nur noch, wenn ich es wagte, ſie darin aufzuſuchen.

Ich hätte viel zu erzählen von dieſem Phänomen der Halb-Hallucinationen, die ſo lange mein Leben erfüllten und dann plötzlich auf immer verſchwanden, aber ich fürchte ein Kapitel zu wiederholen, das in dieſem Werke vielleicht ſchon zu lang und ausführlich geweſen iſt. Ich begnüge mich alſo damit, nochmals zu ſagen, daß ich in früheſter Kindheit einen Roman begonnen hatte, der aus unzähligen einzelnen Geſchichten beſtand, welche durch einen übernatürlichen Helden Namens Corambé mit einander verbunden waren. Der Name dieſes Helden hatte keine beſondere Bedeutung und war aus dem Zufall irgend einer Träumerei entſtanden, aber ſeine Perſönlichkeit war während einiger Jahre meiner

Kindheit eine Art Götze gewesen, dem ich zuweilen einen gläubigen Kultus weihte.

Der glühende Katholicismus, der sich meiner im Kloster bemächtigte, hatte Corambé verdrängt, mich aber nicht vermocht, ihn als heidnisches Gespenst mit Entsetzen zurückzuweisen. Diese Schöpfung meiner Träume hatte mich durch ihre himmlische Poesie zum Enthusiasmus für Christi göttliches Bild bereitet. Meine Begeisterung für diesen ist mir geblieben, und was Corambé betrifft, so bezweifle ich nicht, daß er für mich in der Kindheit eine menschlichere und verständlichere Offenbarung gewesen ist, als die, welche uns die Kirche der Jetztzeit von dem göttlichen Meister giebt. Hätte sich Corambé mit Politik befaßt, so wäre das blutende Polen nicht von dem grausamen Rußland verschlungen worden. Hätte er sich dem Socialismus zugewendet, so wäre der Schwache nicht dem Starken unterlegen und das moralische und physische Leben des Armen wäre nicht den Launen des Reichen preisgegeben — mit einem Worte, Corambé wäre christlicher gewesen, als das Papstthum.

Als ich in das Alter kam, worin wir unsere eigenen Kindereien belächeln, verwies ich Corambé auf den Platz, der ihm zukam, d. h. in meine Phantasie, in das Gebiet der Träume. Aber in diesem blieb er der Mittelpunkt, und alle Fictionen, die sich rings um ihn her erzeugten, gingen aus dieser Haupt-Fiction hervor.

Die scheinbar zerstückte Arbeit, der ich mich hingab, indem ich unter dem Einfluß dieser Hallucinationen für mich allein eine Menge von Romanen schuf, welche in das Nichts zurücksanken, ehe sie beendigt waren, hatte also doch

einen eigenthümlichen Zusammenhang. Ein geheimnißvolles Wesen, das zwar nicht allmächtig, aber mit übermenschlichen Kräften begabt war, trat in allen diesen Geschichten auf, beendigte sie, oder setzte sie nach Gutdünken fort. Das war freilich sehr bequem und ich fand diese Erfindung für meinen eignen Gebrauch ganz vortrefflich, war mir aber bewußt, daß sie für jeden Anderen und folglich für das große Publikum durchaus unzulässig wäre. Ich mußte also fortan, wenn ich von menschlichen Dingen erzählte, die Lösung dem Zufall oder der irdischen Nothwendigkeit überlassen. Ich fügte mich — aber es wurde mir so schwer, daß ich jahrelang eine tiefe Bitterkeit gegen die Publicität in mir trug. Ich erlaubte mir später, inmitten meiner Erfolge, diese Bitterkeit gegen einige Menschen zu äußern, sah mich aber bald genöthigt, sie in mein Inneres zu verschließen, weil das unbefangene Hervorbrechen meines Schmerzes für Affectation gehalten wurde.

Und während ich dies heute so trocken als möglich erzähle — wer wird mir glauben und wer wird mich verstehen, wenn ich sage, daß die wahren Dichtungen im Allerheiligsten der Seele ruhen und es nie verlassen? Einige Seelen von derselben Natur als die meinige — aber nur diese, und um den Anderen kein Aergerniß zu geben, spreche ich hier von Corambé und meinen übrigen lebendigen Träumen nur wie von einer psychologischen Merkwürdigkeit, deren Einflüssen ich mich nicht erwehrte, weil sie von unsäglichem Reiz für mich waren und weil ihre himmlische Reinheit mich nichts für meine geistige Gesundheit fürchten ließ.

Es ist mir z. B. seit meiner frühesten Kindheit nicht eingefallen, diesen Erscheinungen irgend welche Existenz außerhalb meiner Phantasie zuzuschreiben. Ich begriff vollständig, daß ich von einer Vision beherrscht wurde, die, wenn auch nicht gerade durch einen freien Akt meines Willens hervorgebracht, doch gleichsam ein schillernder Wiederschein meines inneren Lebens war. Als die Vision verschwand, glaubte ich darum auch nicht von einer geistigen Krankheit befreit zu sein — ich fühlte mich im Gegentheil einer Wohlthat beraubt. Ob diese Wohlthat nicht zum Verderben ausarten konnte, weiß ich freilich nicht; es hätte vielleicht nur einer kleinen Störung im physischen Gleichgewicht bedurft, um die heitern Bilder schöner Landschaften und paradiesischer Gärten, die mit fabelhaften Wesen bevölkert waren, in düstere, fürchterliche Erscheinungen zu verwandeln, und wer weiß, ob ich sie in diesem Falle nicht für etwas Wirkliches gehalten hätte? Ich glaube das zwar nicht, aber wer kann darüber urtheilen? Die Ermattung einer solchen Angst kann endlich wohl den Widerstand der Vernunft besiegen.

In dieser Weise suchte ich mich zu trösten, als die Anstrengung, mit der ich Wesen hervorrief und festhielt, welche der vernunftgemäßen Entwickelung fähig und der Schilderung im Romane angemessen waren, in mir die Fähigkeit ertödtet hatte, Wesen zu erblicken, die ich nicht freiwillig schuf. Es war mir nun nicht mehr erlaubt, die Gestalten zu verlassen, die ich hervorrief, um mich unter andere Gruppen und in andere Gegenden meiner unendlichen Gedankenwelt zu flüchten. Indessen konnte ich mir nicht versagen,

Indiana und Ralph eine Reiſe bis ans Ende der Welt unternehmen zu laſſen, und vielleicht habe ich mich auch in Betreff ihrer letzten Zufluchtsſtätte einiger geographiſchen Irrthümer ſchuldig gemacht — aber darauf kam es mir durchaus nicht an; ich fühlte mich gar zu unbehaglich in der eben betretenen Welt des Wirklichen.

Die Nothwendigkeit, vernunftgemäß zu erſcheinen — eine Nothwendigkeit, die ich ahnte, ohne ſie deutlich zu erkennen — gab mir ſpäterhin, als ich mich derſelben vollſtändig untergeordnet hatte, eine andere Art von Freuden. Meine Geſtalten fingen an ſich mir in anderer Weiſe zu offenbaren; ich ſah ſie nicht mehr in einem Winkel meines Zimmers ſchweben, oder unter den Bäumen meines Gartens hinſchlüpfen, aber wenn ich die Augen ſchloß, erſchienen ſie mir in beſtimmten Umriſſen und ihre Worte, die nicht mehr mit geheimnißvollem Flüſtern in mein Ohr drangen, blieben meinem Geiſte tiefer eingeprägt. Wenn ſie mir im Traum erſchienen, waren ſie mir ſehr langweilig, aber ſobald ich mich in meinem „Schranke“ befand (ich pflegte das Bureau meines Kabinets ſo zu nennen), fingen ſie an auf dem Papier in einer ſelbſtſtändigen und eigenthümlichen Weiſe zu ſprechen und zu handeln, die auch ihren Reiz beſaß. Dieſer Reiz war nicht ſo ſüß und dauernd wie der frühere, da Alles verſchwand, ſobald ich die Feder niederlegte, aber er war mächtiger und kam mir deutlicher zum Bewußtſein.

Noch ein anderes Phänomen trat ein, das ich in keiner Weiſe zu erklären vermag: ſobald ich nämlich mein erſtes Manuſcript vollendet hatte, verſchwand ſein Inhalt aus

meinem Gedächtniß, vielleicht nicht ſo vollſtändig wie die zahlreichen Romane, die ich niemals niederſchrieb, aber doch ſo, daß ich ſeine Geſtalten nur noch undeutlich erblickte. Ich hatte erwartet, daß die Schilderung der Perſönlichkeiten, Gemüthsbewegungen und Situationen dieſelben meinem Gedächtniß einprägen müßte; aber es war nicht der Fall, und dies Vergeſſen, in welches mein Geiſt alle ſeine Produktionen verſenkt, iſt immer größer geworden. Wenn meine Werke nicht auf dem Bücherbrett ſtänden, würde ich ſogar ihre Titel vergeſſen; und man kann mir einen halben Band gewiſſer Romane vorleſen, die ich vielleicht in den letzten Wochen nicht unter den Händen gehabt habe, ohne daß ich mich darauf beſinne, ſie geſchrieben zu haben. Ich erinnere mich viel deutlicher an die Umſtände, unter welchen ich arbeitete, als an die Sachen, welche ich ſchrieb, und nur nach der Erinnerung meiner jedesmaligen Verhältniſſe kann ich beurtheilen, ob das Buch mehr oder weniger gelungen iſt. Aber wenn man ohne Weiteres eine Kritik meiner Werke von mir verlangt, kann ich mit vollem Rechte ſagen, daß ich ſie nicht kenne, und daß ich ſie erſt mit Aufmerkſamkeit leſen müßte, um irgend eine Meinung darüber zu haben.

Ich hoffe alſo, daß man hier kein tieferes Eingehen auf meine Schriften erwartet. Ich bedürfte zu vieler Lectüre, zu großer Aufmerkſamkeit, um mein Urtheil feſtzuſtellen. Seit fünfzehn Jahren, das heißt, ſeit ich ſehe, daß ſie geleſen und beſprochen werden, habe ich mich nach Kräften bemüht, ihnen die möglichſte Vollendung zu geben; aber es iſt mir kaum ein bis zwei Mal gelungen, etwas daran zu ändern. Sobald der erſte Schaffensdrang vorüber iſt,

habe ich nicht die geringste Sicherheit in Beurtheilung der gewählten Form, und ich würde das Ganze umarbeiten müssen, um eine Kleinigkeit zu ändern. Wenn ich einen Stoff wieder aufnehme, um ihn auf's Theater zu bringen, kann ich nicht ein Wort des Dialogs beibehalten, und ich verändere die Gestalten nicht allein, um den Anforderungen des Dramas zu genügen, sondern weil es mir nicht gelingt, ihre erste Form wieder zu erfassen.

Ich weiß nicht, ob dies Alles der Mühe werth ist, gesagt zu werden. Ich habe kein Verlangen, von mir selbst in Bezug auf Dinge zu reden, die vielleicht ganz individueller Natur und ohne moralischen Zusammenhang mit anderen Individualitäten sind. Die Zahl der Künstler ist groß genug, um es wünschenswerth zu machen, daß eine Künstlernatur von sich selbst Rechenschaft zu geben sucht: aber ich fürchte zuweilen, daß ich, selbst als Mitglied eines gewissen Geschlechts betrachtet, von außergewöhnlichen Zuständen zu erzählen habe. Ich habe mich gar nicht gescheut, die Träume meiner Kindheit mitzutheilen, denn alle Kinder sind Künstler und die kältesten Leute erinnern sich einer längeren oder kürzeren Periode der Schwärmerei, ehe sie in die Praxis des Lebens eintraten. Ich bin aber so lange Kind gewesen, und habe mich in Hinsicht der Vernunft so spät entwickelt, oder vielmehr, ich habe so lange nach der mir eigenthümlichen Vernunft gesucht, ich habe trotz Zeit und Erfahrung ein so tiefes Bedürfniß bewahrt, alle Dinge auf ein, vielleicht zu kindliches Ideal zurückzuführen, daß ich mich bei dem Versuch, die Fibern meiner Geistesthätigkeit zu analysiren, verlegen und gleichsam eingeschüchtert fühle.

Die Laien, ich meine Diejenigen, die nicht Künſtler ſind, haben im Allgemeinen ein lebhaftes Verlangen, zu erfahren, unter welchen äußeren Einflüſſen und in welchen Lokalverhältniſſen der Künſtler ſeine Werke producirt. Dieſe Neugier iſt ein wenig kindiſch und ich habe ſie niemals vollſtändig befriedigen können, obwohl ich mir ernſtlich Mühe gab, ohne Unhöflichkeit und ohne Trug zu antworten. Ich muß geſtehen, daß die Fragen oft ſo verworren oder ſo ſonderbar geſtellt waren, daß ich davon verblüfft wurde und im erſten Augenblick nichts antworten konnte, als: „Ich weiß es nicht!“ Eine Engländerin, die eine große Vorliebe für meine Romane zu haben behauptete, fragte mich zum Beiſpiel, indem ſie mich mit großen Eulenaugen anſah: „An was Sie denken, wenn Sie machen eine Roman?“ — „Nun, ich verſuche an meinen Roman zu denken,“ gab ich zur Antwort. „Oh! Sie doch nicht können immer denken, wenn Sie ſchreiben? Das muß ſein zu ſchwer!“

Das, was wir die Begeiſterung in der Kunſt zu nennen pflegen, erſcheint übrigens in ſo vielfältiger Geſtalt, daß wir, je mehr wir nach ihren äußeren Eigenthümlichkeiten ſuchen, um ſo weniger im Stande ſein werden, eine Syntheſe über die Thätigkeit des Geiſtes aufzuſtellen. Viele berühmte Künſtler haben in den Stunden der Arbeit wunderlichen Gewohnheiten gefröhnt. Balzac hat ſich mehr dergleichen zugeſchrieben, als er wirklich beſaß, und man hat noch andere dazu gedichtet. Ich habe ihn mehr als einmal überraſcht, wenn er am hellen Tage ohne Reizmittel und ohne Koſtüm arbeitete wie andere Menſchen, und er iſt

mir freundlich entgegengetreten, mit heiterem Auge und frischem Gesicht.

Man sagt, daß einige Künstler übermäßigen Gebrauch von Kaffee, Spirituosen oder Opium machen. Aber ich kann nicht daran glauben, und wenn es ihnen eingefallen sein sollte, unter dem Einfluß einer anderen Trunkenheit als der des eigenen Geistes zu produciren, so bezweifle ich sehr, daß sie solche Machwerke aufbewahrt und Anderen mitgetheilt haben. Die Arbeit der Phantasie ist schon an und für sich aufregend genug, und ich muß gestehen, daß ich derselben immer nur mit Milch oder Limonade zu Hülfe gekommen bin, was eben nicht à la Byron ist. Aber ich glaube auch nicht an den berauschten Byron, der schöne Verse macht. Die Begeisterung kann sich unserer Seele zwar eben sowohl inmitten einer Orgie, als im Schweigen des Waldes bemächtigen; aber wenn es sich darum handelt, dem Gedanken eine Form zu geben, müssen wir die volle Herrschaft über uns selbst besitzen, wir mögen uns in der Einsamkeit unseres Studirzimmers, oder auf den Brettern der Bühne befinden.

Digitized by Google

Vierte Abtheilung.

Erſtes Kapitel.

Delatouche geht ſchnell vom Spott zum Enthuſiasmus über. — Valentine erſcheint. — Unmöglichkeit des projektirten Zuſammenarbeitens. — Die Revue des deux Mondes. — Buloz. — Guſtav Planche. — Delatouche zürnt und bricht mit mir. — Reſumé unſeres ſpäteren Verhältniſſes. — Moritz tritt im Gymnaſium ein. — Sein Kummer und der meinige. — Eine Execution im Lyceum Henri IV. — Die Zärtlichkeit iſt nicht vernünftig. — Moritz nimmt zum erſten Male an der Communion Theil.

Ich wohnte noch mit meiner Tochter am Quai St. Michel, als „Indiana" erſchien.*) In der Zeit, welche zwiſchen der Beendigung des Buches und ſeinem Erſcheinen verfloß, hatte ich „Valentine" geſchrieben und „Lelia" angefangen. „Valentine" erſchien alſo zwei oder drei Monate nach „Indiana", ich hatte es ebenfalls in Nohant geſchrieben, wo ich regelmäßig drei Monate von ſechſen verlebte.

Delatouche kletterte in meine Manſarde herauf und fand das erſte Exemplar von „Indiana", welches der Verleger Erneſt Dupuy mir geſchickt hatte und auf das ich eben den Namen Delatouche ſchreiben wollte. Er war an dieſem Tage beſonders ſpöttiſch und durchblätterte das Buch mit Neugier und Unruhe. Ich war auf dem Balkon und wollte, daß er mit hinausgehe und von anderen Dingen ſpreche — aber er war nicht dazu zu bringen. Er wollte leſen, er las

*) Ich glaube, es war im Mai 1832.

und rief bei jeder Seite: „Ah, das ist ein Abklatsch der Balzac'schen Sachen! Abklatsch, was soll ich mit dir? Balzac, was soll ich mit dir?"

Er kam endlich mit dem Buche auf den Balkon, bekrittelte jedes Wort und bewies mir haarklein, daß ich Balzac's Manier kopirt und dadurch nichts gewonnen habe, als daß ich weder Balzac noch ich selbst sei.

Ich hatte nicht die Absicht gehabt, Balzac nachzuahmen, und es schien mir deshalb, als wäre der Vorwurf nicht gegründet. Ich wartete daher, ehe ich mich selbst verdammte, bis mein Richter, der das Buch mit sich nahm, es ganz gelesen haben würde. Am anderen Morgen erhielt ich in der Frühe folgendes Billet: „George, ich komme, um Abbitte zu thun; ich lege mich zu Ihren Füßen. Vergessen Sie meine Härte von gestern Abend, vergessen Sie überhaupt alles Bittere, was ich Ihnen seit sechs Monaten gesagt habe. Ich habe die Nacht damit zugebracht, Ihr Buch zu lesen. O, mein Kind, wie zufrieden bin ich mit Ihnen!"

Ich glaubte, daß mein Erfolg sich auf dieses väterliche Billet beschränken würde, und erwartete nichts weniger, als daß der Verleger mir neue Anträge machen und „Valentine" verlangen würde. Die Journale sprachen mit Lob von Herrn George Sand. Sie bemerkten, es möge hier und da eine Frau die Hand im Spiele gehabt haben, um dem Verfasser seine Züge des Herzens und Geistes zu enthüllen, aber sie erklärten, Styl und Urtheil seien viel zu männlich, um nicht von einem Manne herzurühren. Sie waren Alle ein wenig Kératry.

Dies ärgerte mich nicht im Geringsten, aber die Bescheidenheit Jules Sandeau's litt darunter. Ich habe schon früher bemerkt, daß diese Erfolge ihn veranlaßten, seinen Namen zurückzunehmen und auf das Projekt des Zusammenarbeitens zu verzichten, das wir indessen schon früher als unausführbar erkannt hatten. Das gemeinschaftliche Arbeiten an einem Werke ist eine Kunst, welche nicht nur ein gegenseitiges Vertrauen und ein gutes Einvernehmen, sondern eine besondere Geschicklichkeit und die Gewohnheit verlangt, ad hoc zu verfahren. Wir waren aber Beide zu unerfahren, um die Arbeit theilen zu können. Als wir es versuchten, kam es vor, daß Jeder die Arbeit des Andern gänzlich umstürzte und dies mehrmalige Verändern machte aus unserem Werke die Stickerei der Penelope.

Als ich die vier Bände von „Indiana" und „Valentine" verkauft hatte, sah ich mich im Besitz von dreitausend Francs, die mir erlaubten, meine kleinen Schulden zu bezahlen, mir eine Dienerin zu halten und mir einige Annehmlichkeiten mehr zu gewähren. Buloz kaufte damals die „Revue des deux Mondes" und verlangte einige Novellen von mir. Ich lieferte „La Marquise", „Lavinia" und ich glaube noch einiges Andere.

Die Revue des deux Mondes war zu jener Zeit ein Sammelplatz für die Elite der Schriftsteller. Mit zwei oder drei Ausnahmen ist Alles, was sich später als Publicist, Dichter, Roman- und Geschichtsschreiber, Philosoph, Kritiker u. s. w. einen Namen gemacht hat, durch die Hände von Buloz gegangen. Er ist ein intelligenter Mann, der sich nicht auszudrücken versteht, aber unter der rauhen

Schale eine große Feinheit verbirgt. Es ist sehr leicht, vielleicht zu leicht, sich über diesen brutalen, hartköpfigen Genfer zu moquiren — er läßt sich selbst mit vieler Gutmüthigkeit necken, wenn er nicht gerade zu schlechter Laune ist — aber es ist nicht leicht, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Er hat zehn Jahr die Schnur meiner Börse in der Hand gehabt, und im Künstlerleben ist diese Schnur, die sich nur lockert, um uns einige Stunden Freiheit für eben so viele Stunden der Sklaverei zu geben, der Faden der Existenz selbst. In dieser langen Zeit der Association der Interessen habe ich Buloz wohl zehntausend Mal zum Teufel gewünscht, aber ich habe ihn auch so oft in Wuth gebracht, daß wir quitt sind. Und trotz seiner Spötterei, seiner Härte und seiner übertriebenen Anforderungen hat der Despot Buloz Augenblicke, in denen er, wie alle Polterer, wirklich gefühlvoll und theilnehmend ist. Er hatte gewisse Aehnlichkeiten mit dem armen Deschartres und darum ertrug ich so lange seine, von Regungen reiner Freundschaft unterbrochene Uebellaunigkeit. Wir haben uns später verneinigt und uns gegenseitig verklagt. Ich habe meine Freiheit wieder errungen, ohne daß Einem von uns ein Schaden daraus entsprungen ist, und wir würden auch ohne Prozeß zu diesem Resultate gelangt sein, wenn er seinen Starrsinn hätte bezwingen können. Kurze Zeit nachher sah ich ihn wieder; er beweinte den Tod seines kürzlich verstorbenen ältesten Sohnes. Seine Frau, eine Dame von großen Vorzügen, ein Fräulein Blaze, rief mich in diesem traurigen Momente zu sich. Ich habe ihm die Hand gereicht, ohne mich der früheren Uneinigkeit zu erinnern, und

habe auch seitdem nicht wieder daran gedacht. Es liegt in jeder Freundschaft, mag sie noch so gestört und mangelhaft gewesen sein, Etwas, das stärker und dauerhafter ist, als unsere materiellen Interessen und der Zorn eines Tages. Wir glauben die Menschen zu hassen, die wir trotz Alledem lieben. Berge von Zwistigkeiten trennen uns von ihnen, und oft genügt ein Wort, um uns diese Berge überspringen zu lassen. Das Wort von Buloz: „Ach, George, wie unglücklich bin ich!" ließ mich alle Ziffern und Processe vergessen. Zu anderen Zeiten hatte auch er mich weinen sehen und mich nicht verspottet. Ich bin seitdem oft aufgefordert worden, an den Kreuzzügen gegen Buloz theilzunehmen, aber ich habe es entschieden verweigert, obgleich die Kritik der Revue des deux Mondes fortfuhr zu versichern, ich hätte viel Talent gezeigt, so lange ich an der Revue des deux Mondes arbeitete, seit dem Bruche aber leider! .... Naiver Buloz! Das ist mir gleichgültig.

Was mir aber nicht gleichgültig blieb, war der plötzliche Zorn Delatouche's gegen mich. Die von Balzac vorhergesehene Krisis trat eines schönen Morgens ohne alle sichtbare Veranlassung ein. Er haßte besonders Gustav Planche, der mir einen Besuch gemacht und einen eben in der Revue des deux Mondes erschienenen Artikel zu meinem Lobe mitgebracht hatte. Da ich noch nicht an der Revue arbeitete, so war das Lob aufrichtig und ich konnte es nur dankbar aufnehmen. War es das, was Delatouche verletzte? Er ließ sich nichts davon merken. Da er zu jener Zeit in Aulnay wohnte, kam er nicht oft nach Paris und ich bemerkte seinen Zorn nicht sogleich. Ich wollte ihn

eben aufſuchen, als Herr von Rochefoucauld, den er mir vorgeſtellt hatte, und der ſein Nachbar in Aulnay war, mir ſagte, daß er nur noch mit Bitterkeit von mir ſpreche und mich beſchuldige: daß ich mich vom „Ruhm“ dahin bringen ließe, meine Freunde zu opfern, nur noch mit Schriftſtellern umzugehen, ſeinen Rath zu verachten u. ſ. w. Da an allen dieſen Beſchuldigungen nichts Wahres war, ſo glaubte ich, daß es nur eine ſeiner gewöhnlichen Launen ſei, und widmete ihm, um ihn auf zartere Weiſe, als durch einen Brief zu verſöhnen, „Lelia“, die eben erſcheinen ſollte. Er verſtand das unrecht und erklärte, ich nähme Rache an ihm. Was hatte ich zu rächen? Ich dachte, er könne mir nicht vergeben, daß ich mit Guſtav Planche umging, und bat dieſen, ſich wegen eines Artikels bei ihm zu entſchuldigen, in welchem er Delatouche übel behandelt hatte. Ich glaube, es war die Antwort auf einen ſehr heftigen Artikel gegen die Romantiker, deren Verfechter Guſtav Planche zuweilen geweſen war. Wie dem auch ſei, Guſtav Planche ſchrieb, gerührt von dem, was ich ihm über Delatouche ſagte, einen ſehr liebenswürdigen Brief an ihn, und drückte ſich ſo ehrerbietig aus, wie es einem jungen Manne dem älteren gegenüber zukommt — aber der immer mehr aufgebrachte Delatouche würdigte ihn keiner Antwort. Er fuhr fort, die Menſchen gegen mich aufzureizen, mit denen ich umging, und es gelang ihm wirklich, mir zwei von den fünf oder ſechs Freunden zu rauben, aus denen unſer Kreis beſtand. Der eine davon bat mich ſpäter um Verzeihung, den anderen hatte ich in der Folge ſelbſt gegen Delatouche zu vertheidigen, der ihn mit Füßen trat. Aber ich kannte damals

ſchon meinen armen Delatouche und wußte, was man von ſeinem Zorne zu denken hatte, der zu heftig und bitter war, um nicht zur Hälfte ungerecht zu ſein.

Etwa zwei Jahre nach ſeinen Zornausbrüchen gegen mich kam Delatouche nach dem Berry, um ſeine Couſine, Madame Duvernet, zu beſuchen. Sie und ihr Sohn, mein Freund Charles, brachten ihn zur Einſicht ſeines Unrechts und er hatte große Luſt, mich zu beſuchen — aber er konnte ſich nicht entſchließen. Er ſagte mir in einem ſeiner Romane ſehr angenehme Dinge; doch er vergaß wohl, daß er ſich zu ſtark über mich ausgeſprochen hatte, als daß ich mich durch ſolche literariſche Avancen verſöhnen laſſen konnte. Die Wunden, welche der Freundſchaft geſchlagen ſind, laſſen ſich nicht durch Complimente heilen. Ich gebe auf Complimente nichts und habe ſie nie nöthig gehabt. Ich habe nie von meinen Freunden verlangt, daß ſie mich als großen Geiſt betrachten, ſondern nur, daß ſie mich als einen ehrenhaften Charakter behandeln. Ich verſöhnte mich alſo nur nach einem direkten Entgegenkommen. Delatouche wendete ſich 1844 mit der Bitte um einen Dienſt an mich. Ein ſolcher Schritt iſt die ehrenvollſte Genugthuung, die man fordern kann, und ich zögerte nun auch keine Sekunde, ſondern warf mich in die Arme meines alten, eben ſo grauſamen als zärtlichen Freundes, der von dieſem Augenblicke an Alles that, um mich die Vergangenheit vergeſſen zu laſſen.

Einen anderen noch herberen Kummer bereitete mir der Eintritt meines Sohnes ins Gymnaſium. Ich hatte mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo ich ihn in der Nähe

haben ſollte, und weder er noch ich hatten einen Begriff davon, was ein Gymnaſium eigentlich ſei. Ich will von der gemeinſamen Erziehung nichts Böſes ſagen, aber mein Sohn gehörte zu den Kindern, deren Charaktere ſich mit dieſer militäriſchen Einrichtung der Lyceen und dieſer Brutalität der Disciplin nicht befreunden können, die den Mangel der mütterlichen Sorgfalt, der äußeren Poeſie, der geiſtigen Sammlung und der Gedankenfreiheit zu ſchmerzlich empfinden. Mein armer Moritz war geborener Künſtler. Er hatte ſich von mir alle Gewohnheiten des Künſtlers angeeignet, beſaß alle Neigungen und, ohne es zu wiſſen, die ganze Unabhängigkeit eines ſolchen. Der Eintritt in die Schule war ihm ein Feſt, denn er fand, wie alle Kinder, Vergnügen an der Veränderung des Ortes und der Lebensweiſe. Er war luſtig wie ein kleiner Vogel, als ich ihn nach dem Lyceum Henri IV. führte, und ich fühlte mich ſehr zufrieden, ihn ſo glücklich zu ſehen. Sainte-Beuve, welcher ein Freund des Verwalters war, hatte mir verſprochen, daß mein Sohn mit beſonderer Sorgfalt behandelt werden ſollte. Der Cenſor war ein ſehr liebenswürdiger Mann und ſelbſt Familienvater, der ihn wie eins ſeiner eigenen Kinder empfing.

Wir machten mit ihm eine Tour durch die Anſtalt. Aber dieſe großen Höfe ohne Bäume, dieſe gleichmäßigen Kreuzgänge von kalter moderner Bauart, die unharmoniſchen Stimmen der gefangnen Kinder, welche eben Erholungsſtunde hatten, die ſtarren Geſichter der Lehrer, die erſt kürzlich aus der Klaſſe hervorgegangen, zum großen Theil Sklaven der Nothwendigkeit ſind, und nothgedrungen Opfer

oder Tyraun ſein müſſen, Alles bis auf die Trommel, ein Inſtrument, welches gut ſein mag die Nerven von Männern zu erſchüttern, die ſich ſchlagen ſollen, aber unpaſſend iſt, um Kinder zur Arbeit oder zur Freiſtunde zu rufen, — Alles das ſchnürte mir das Herz zuſammen und flößte mir Entſetzen ein. Ich ſah Moritz verſtohlen an und bemerkte, daß er noch zwiſchen Erſtaunen und einem Gefühl ſchwankte, welches dem meinigen verwandt war. Trotzdem hielt er ſich gut; er fürchtete, ſein Vater möchte ihn auslachen, aber als es ans Abſchiednehmen ging, traten ihm die Thränen in die Augen. Der Cenſor nahm ihn ſehr väterlich in die Arme, denn er ſah wohl, daß der Sturm losbrechen würde. Er brach in der That in dem Augenblicke los, als ich mich ſchnell entfernte, um mein Unbehagen zu verbergen. Das Kind riß ſich aus den umſchließenden Armen, hielt ſich an mir feſt und ſchrie ſchluchzend, daß es nicht hier bleiben wolle.

Ich glaubte vergehen zu müſſen. Es war das erſte Mal, daß ich Moritz unglücklich ſah; ich wollte ihn wieder mitnehmen. Mein Mann war feſter und hatte jedenfalls die Vernunft auf ſeiner Seite. Ich war gezwungen, den Liebkoſungen und Bitten meines armen Sohnes zu entfliehen, deſſen Geſchrei ich noch auf den letzten Stufen der Treppe hörte, aber ich kam ſchluchzend zu Hauſe an und ſchrie im Fiaker, der mich nach meiner Wohnung brachte, faſt eben ſo laut wie er.

Zwei Tage ſpäter beſuchte ich ihn und fand ihn in einer entſetzlich ſchweren und unſaubern Uniform. Ich weiß nicht, ob noch immer der Gebrauch exiſtirt, die eintretenden Eleven in die Anzüge der ausgetretenen zu kleiden. Da die

Eltern für den Anzug bezahlten, so war dieser Gebrauch eine Betrügerei. Ich protestirte dagegen, indem ich bewies, daß es ungesund sei und ansteckende Hautkrankheiten fortpflanzen könne, aber vergebens.

Der damalige Verwalter war ein rechtschaffner und menschenfreundlicher Mann und sehr geneigt, Mißbräuche zu bekämpfen. Auch sein Nachfolger zeigte sich sehr sanft und zugänglich. Dann aber kam ein Herr ***, der seiner Pflicht pünktlich wie ein Stadtsoldat nachkam und die Kinder so unglücklich zu machen wußte, als es die Regel nur immer zuließ. Als eifriger Anhänger der absoluten Gewalt, erlaubte er einst einem „intelligenten" Vater, seinen Sohn durch seinen Neger vor der ganzen Klasse schlagen zu lassen, die nach „militärischer" Weise zu dieser Exekution im russischen oder creolischen Geschmacke kommandirt und mit einer ernsten Strafe bedroht war, wenn sie sich das geringste Zeichen des Mißfallens erlauben sollte. Ich habe den Namen dieses Verwalters, so wie den des Vaters vergessen und will nicht, daß mein Sohn sie mir nennt, aber Alle, die zu jener Zeit in Henri IV. erzogen wurden, können den Vorfall attestiren.

Mein zweiter Besuch bei Moritz endigte sich wie der erste. Meine Freunde beschuldigten mich der Schwachheit, und ich gestehe, daß ich mich der Verzweiflung des armen Kindes gegenüber, das man verurtheilte, sich einem brutalen Gesetze zu unterwerfen, ohne daß es diese grausame Strafe verdient hatte, weder als Römerin noch als Spartanerin fühlte. Man hoffte, daß Beethoven mich trösten würde, und führte mich nach dem Conservatorium der Musik. Ich

hatte ſo viel geweint, als ich aus dem Lyceum zurückkam, daß meine Augen im buchſtäblichen Sinne des Wortes blutig waren. Das ſchien ſehr unvernünftig, und war es in der That auch. Aber das Weinen iſt nicht die Sache der Vernunft, und das Herz iſt nicht zu vernünftiger Ueberlegung geſchaffen.

Die Symphonie paſtorale beruhigte mich durchaus nicht, es koſtete mich eine ſolche Anſtrengung, leiſe zu weinen, daß ich ewig mit Entſetzen daran denken werde.

Moritz ſuchte ſich zu fügen, weil er fürchtete, meinen Kummer zu vermehren, den ich ihm nicht verbergen konnte, aber es gelang ihm nicht. Die Tage, an denen er mich beſuchen durfte, führten neue Kriſen herbei. Er kam am Morgen heiter, luſtig und wie trunken von ſeiner Freiheit. Ich brachte eine Stunde damit zu, ihn zu waſchen und zu kämmen, denn die Unreinlichkeit im Lyceum war fabelhaft. Aufs Spazierengehen gab er nicht viel. Seine beſte Freude war, mit ſeiner Schweſter und mit mir in den kleinen Zimmern zu ſein, Männer zu zeichnen und Bilder zu beſehen oder auszuſchneiden. Selten hat ſich ein Menſch als Kind, und ſpäter als Mann, ſo gut mit einer ſitzenden Beſchäftigung zu amüſiren gewußt, als er. Aber jede Minute ſah er nach der Uhr und ſagte: „Nun darf ich nur noch ſoviel Stunden bei Dir ſein.“ Je mehr die Zeit verſtrich, je länger wurde ſein Geſicht. Wenn das Diner kam, fing er an zu weinen ſtatt zu eſſen, und wenn die Stunde der Rückkehr ſchlug, war der Jammer ſo groß, daß ich oft genöthigt war zu ſchreiben, er ſei krank, und er war es in der That. Das

Kind vermag nicht, gegen den Kummer anzukämpfen, und der meines Sohnes war ein wahres Heimweh.

Als man ihn zur ersten Communion vorbereitete, wie es in der Schule Sitte war, sah ich, daß er den Religionsunterricht sehr unbefangen aufnahm. Ich hätte um keinen Preis der Welt sehen mögen, daß er das Leben mit einem Akt der Heuchelei oder des Atheismus anfänge, und wenn ich bemerkt hätte, daß er geneigt wäre, sich zu moquiren, wie viele Andere, so würde ich ihm die wichtigen Gründe mitgetheilt haben, die mich in meiner Jugend bestimmten, nicht gegen eine Institution zu protestiren, deren Geist ich besser zu fassen vermochte, als die Form. Als ich aber sah, daß ihm kein Zweifel aufstieß, hütete ich mich wohl, einen solchen in ihm zu wecken. Er stand noch nicht in dem Alter, wo man untersucht, und sein Geist war dem Alter nicht vorausgeeilt. Er beging also seine erste Communion mit vieler Unschuld und großer Andacht.

Ich hatte indessen eins der traurigsten Jahre meines Lebens, das Jahr 1833, zurückgelegt, und bin das Resumé noch schuldig.

Zweites Kapitel.

Was ich damit gewann, daß ich Künſtler wurde. — Die organiſirte Bettelei. — Die Gauner von Paris. — Bettelei um Anſtellungen und um Ruhm. — Anonyme Briefe und ſolche, die es ſein ſollten. — Beſuche. — Die Engländer, die Neugierigen, die Müßiggänger, die Rathgeber. — Betrachtungen über das Almoſen und die Verwendung der Güter. — Die religiöſe und ſociale Pflichterfüllung in offenbarem Widerſpruche. — Die Räthſel der Zukunft und das Geſetz der Zeit. — Das materielle und intellektuelle Erbe. — Die Pflichten gegen die Familie und die Geſetze der Gerechtigkeit und Redlichkeit widerſprechen der evangeliſchen Aufopferung unter den jetzigen geſellſchaftlichen Verhältniſſen. — Unvermeidlicher Widerſpruch in uns ſelbſt. — Zweifel und Schmerz. — Betrachtungen über die Beſtimmung des Menſchen und die Vorſehung. — Lelia. — Die Kritik. — Der Kummer, welcher vergeht, und der, welcher uns bleibt. — Das allgemeine Uebel. — Balzac. — Abreiſe nach Italien.

Das Jahr 1833 eröffnete die Reihenfolge tiefer und wirklicher Leiden, die ich bereits ausgekoſtet zu haben glaubte, die aber in der That erſt jetzt ihren Anfang nahmen. Ich hatte Künſtler ſein wollen, und war es endlich. Ich bildete mir ein, das langerſtrebte Ziel, die äußere Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit erreicht zu haben — und fühlte jetzt eine Kette an meinem Fuße, an die ich nicht gedacht hatte.

Ja, ich hatte Künſtler ſein wollen, nicht nur, um dem Kerker zu entfliehen, in den uns der Beſitz, mag er groß oder klein ſein, durch einen Kreis widerwärtiger, kleiner Vorurtheile einſchließt; nicht nur, um mich der Controle der öffentlichen Meinung in ihrer Beſchränktheit, Dummheit, Eigenſucht, Feigheit und Kleinſtädterei zu entziehen; nicht nur, um über den falſchen, veralteten, dünkelhaften, grauſamen, unlautern und blödſinnigen Vorurtheilen der guten

Geſellſchaft zu ſtehen; ſondern vor Allem, um mich mit mir ſelbſt zu verſöhnen, denn ich konnte es nicht ertragen, müßig und unnütz, als „Herrin“ auf den Schultern der Arbeiter zu laſten. Wenn ich hätte hacken und graben können, würde ich lieber mit ihnen gearbeitet als die Worte gehört haben, die ich in meiner Kindheit ſo oft vernommen hatte, wenn Deschartres den Rücken wandte: „Er, der den Bauch voll hat, und die Hände auf den Rücken legt, will, daß man ſich abhetzt!“ Ich ſah, daß die Leute, die in meinen Dienſten ſtanden, öfter faul, als ermüdet waren, aber ihre Apathie rechtfertigte meine eigene Unthätigkeit nicht. Es ſchien mir, als hätte ich, die ich nicht das Geringſte that (denn ſich zu ſeinem Vergnügen beſchäftigen, heißt nicht arbeiten), nicht das Recht, Fleiß von ihnen zu verlangen.

Hätte ich meinen eigenen Geſchmack berückſichtigt, ſo würde ich die literariſche Laufbahn nicht eingeſchlagen und noch weniger gewünſcht haben, berühmt zu werden. Ich hätte von meiner Hände Arbeit leben und ſoviel damit erwerben mögen, um meine Anſprüche an die Arbeit zu rechtfertigen, denn meine Revenüen waren zu unbedeutend, als daß ich damit wo anders hätte leben können, als am häuslichen Herde, von dem mich unerträgliche Verhältniſſe vertrieben. Die einzige Schwierigkeit, mich dieſen Verhältniſſen zu entziehen, beſtand in dem Mangel an Geld — ich mußte mir alſo dieſes Geld verſchaffen. Ich beſaß es endlich, und von dieſer Seite hatte ich alſo weder Vorwürfe noch Unzufriedenheit zu erwarten.

Ich hätte gewünſcht, unbekannt zu leben, und da es mir ſeit dem Erſcheinen der Indiana bis zur Herausgabe der Va-

lentine gelungen war, mein Incognito so gut zu bewahren, daß mich die Journale fortwährend Herr nannten, so gab ich mich der Hoffnung hin, daß mein kleiner Erfolg mich nicht in meinen häuslichen Gewohnheiten und in dem Umgange mit Leuten stören würde, die eben so unbekannt waren, wie ich selbst. — Seit ich mich mit meiner Kleinen am Quai St. Michel installirt hatte, lebte ich zurückgezogen und ruhig, und wünschte keine andere Verbesserung meines Schicksals, als weniger Treppen zu steigen und etwas mehr Holz in den Ofen zu haben.

Als ich nach dem Quai Malaquais zog, kam ich mir vor, wie in einem Palaste, denn Delatouche's Mansarde war, im Vergleich zu der, die ich verließ, sehr comfortabel. Sie war etwas finster, obgleich sie nach Süden lag; gegenüber standen noch keine Häuser und die großen Bäume der nachbarlichen Gärten bildeten einen grünen Vorhang, in dem die Grasmücken sangen und die Sperlinge zwitscherten, wie auf dem Lande. Ich glaubte mich also im Genuß einer Wohnung und eines Lebens, die meinem Geschmack und meinen Bedürfnissen entsprachen. Aber bald sollte ich hier, wie überall, nach Ruhe seufzen, und bald, wie Jean Jacques Rousseau, vergebens nach Einsamkeit suchen.

Ich verstand es nicht, meine Freiheit zu bewahren, und meine Thür den Neugierigen, Müßigen und Bettlern aller Art zu verschließen. Bald sah ich, daß weder meine Zeit, noch das Geld eines ganzen Jahres für die Zudringlichen hinreichen würde, die mich an einem einzigen Tage belagerten. Ich schloß mich also ein, aber nun gab es einen unaufhörlichen, unerträglichen Kampf zwischen der Klingel und

dem Geſpräche der Magd, und der zehnmal unterbrochenen Arbeit.

Die Künſtler in Paris werden von einer wohlorganiſirten Bettelei beſtürmt, von der man ſich lange düpiren läßt, und deren Opfer man auch in der Folge bleibt, wenn man ſcrupulös und gewiſſenhaft iſt. Da ſind alte verarmte Künſtler, die von Thür zu Thür gehen, Subſcriptionsliſten mit gefälſchter Unterſchrift in der Hand; Handwerker ohne Arbeit; Mütter, die eben ihr letztes Kleidungsſtück in das Leihhaus getragen haben, um ihren Kindern das tägliche Brod zu verſchaffen; altersſchwache Komödianten, Dichter ohne Verleger, falſche Almoſenſammlerinnen. Ja es kommen ſelbſt Miſſionäre und ſogenannte Pfarrer. Und alles das iſt nur ein Haufen Vagabonden, die der Galeere entlaufen oder wenigſtens werth ſind, dahin zu kommen. Die beſten ſind noch die alten Dummköpfe, die durch Eitelkeit, Mangel an Talent und ſchließlich durch Trunkſucht in wirkliches Elend gekommen ſind.

Wenn man ſo einfältig iſt, an die erſte Geſchichte zu glauben, ſo wird man von der Bande als willkommene Beute betrachtet, umringt und überwacht. Sie ſpürt ſogar die Stunden aus, an denen man auszugehen pflegt, und die Tage, wo man Geld empfängt. Zuerſt nähert man ſich mit Vorſicht, dann erzählt man neue Geſchichten, macht öfter Beſuche; dann kommen Briefe, in denen man uns mittheilt, daß man, wenn in zwei Stunden die verlangte Hülfe nicht gewährt iſt, in der bezeichneten Wohnung nur noch eine Leiche finden wird. Das Schickſal von Eliſa Mercoeur und Hegéſippe Moreau dient allen den Poeten zum Thema und

zur Drohung, die ſich nicht ſchämen, zu betteln und ſich für zu große Männer halten, um etwas Anderes zu thun, als die Sterne anzuſchwärmen.

Ich bin nicht einfältig genug, mich von allen dieſen intereſſanten Miſèren täuſchen zu laſſen, aber es gibt ſo viel wirkliches und unverdientes Unglück, daß es eine entſetzliche Arbeit iſt, unter der Menge der Bittſteller die wahren von den falſchen zu unterſcheiden. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß ſich unter hundert Bettlern neunzig falſche und ehrloſe Arme befinden. Die, welche wirklich leiden, obgleich ſie Muth und Ehrgefühl beſitzen, ſterben lieber, als daß ſie betteln. Dieſe muß man aufſuchen, entdecken, und oft ſogar täuſchen, um ſie zur Annahme der Hülfe zu vermögen. Die Andern drängen ſich auf, und drohen ſogar.

Aber es gibt auch Unglückliche, ohne große Tugend und ohne große Laſter, die nicht den Heroismus beſitzen, zu ſchweigen (ein Heroismus, der von der armen Klaſſe des Volks kaum zu verlangen iſt), es gibt Menſchen, deren Muth und Wille durch Mangel an Erfolg gebeugt, durch Ohnmacht gebrochen iſt. Es gibt Frauen, die einen Heldenmuth andrer Art, als den der Reſignation, zeigen, und den Kelch der Erniedrigung leeren, indem ſie die Hand nach einem Almoſen ausſtrecken, um ihren Gatten, ihren Geliebten oder ihre Kinder zu retten. Und der Gedanke, daß unter neunundneunzig frechen Gaunern ein einziges dieſer unſchuldigen Opfer ſein könnte, das man dem Hunger, der Verzweiflung, dem Selbſtmorde überläßt, genügt, um den Schlaf zu verſcheuchen. Das iſt das Bleigewicht, das ſich

an mein Leben gehangen hat, seit ich etwas mehr besitze, als ich nothwendig bedarf.

Da ich keine Zeit hatte, auf Erkundigungen auszugehen, um die Wahrheit zu erforschen, so befolgte ich lange den scheinbar einfachen Grundsatz, daß es besser sei, einem Schurken hundert Sous zu geben, als sie einem rechtlichen Mann zu verweigern; aber das Plünderungssystem machte so rasche Fortschritte, daß ich bedauern mußte, den Ersten etwas gegeben zu haben, weil es mich in die Nothwendigkeit versetzte, es den Andern zu verweigern. Bald bemerkte ich auch in den pathetischen Anreden, die man an mich hielt, Widersprüche und Lügen. Eine Zeit lang ging die Unverschämtheit soweit, daß alle die Galgengesichter an demselben Tage erschienen. Ich versuchte den Ersten abzuweisen, der Zweite kam und wurde dringend; ich blieb unerbittlich und der Dritte kam nicht. Ich sah daran, daß sie im Zusammenhang standen, und hätte die Polizei in Kenntniß setzen sollen; aber das unterließ ich, weil ich mich meiner Sache nicht vollkommen sicher glaubte.

Aber es kamen andere Bettler, mochte es nun eine andere Bande sein, oder die Arrièregarde der ersten. Ich that, was ich bis dahin aus Furcht, die Unglücklichen zu demüthigen, noch nicht über mich gewonnen hatte — ich forderte Beweise. Einige Ungeschickte verschwanden sofort und ließen mich ziemlich naiv bemerken, daß mein Mißtrauen gerechtfertigt war. Einige gaben sich das Ansehen, als seien sie gekränkt, Andere endlich gaben mir die Mittel in die Hände, mich von ihrer Armuth zu überzeugen. Sie ließen mir ihre Namen und Adressen; aber es waren falsche Namen und

Adreſſen. Ich beſuchte entſetzliche Dachkammern, ſah halbverhungerte, kranke Kinder, und wenn ich Hülfe gebracht hatte, entdeckte ich eines ſchönen Morgens, daß Dachkammern und Kinder nur gemiethet waren, um ihre Lumpen und ihre Wunden auszuſtellen, daß dieſe Kinder der Frau nicht gehörten, die vor mir über ſie geweint hatte und ſie mit dem Beſenſtiele hinausprügelte, wenn ich weg war.

Einſt ſchickte ich zu einem unglücklichen Poeten, den man, wie Escouſſe, in Kohlendampf erſtickt finden ſollte, wenn er zur beſtimmten Stunde meine Antwort nicht empfing. Man pochte vergebens, er ſtellte ſich todt und als man die Thüre einſchlug, fand man ihn beim Eſſen einer Bratwurſt.

Aber ich habe unter dieſem Geſindel, das ſich an gutmüthige Menſchen heftet, auch wirkliche Unglückliche gefunden und mich nie entſchließen können, die Bettelei entſchieden abzuweiſen. Mehrere Jahre übergab ich Leuten, die damit beauftragt waren, alle Morgen einige Stunden auf Erkundigungen auszugehen, eine gewiſſe kleine Summe — aber ſie wurden nur etwas weniger betrogen, als ich, und ſeit ich Paris nicht mehr bewohne, überhäufen mich Hunderte von Bettlern aus allen Theilen Frankreichs mit Bittſchreiben.

Da gibt es eine Menge von Poeten und Schriftſtellern, die Protection verlangen, als ob die Protection, ich will nicht ſagen das Talent, erſetzen, ſondern ihnen auch nur den einfachſten Begriff von der Sprache beibringen könnte, die ſie zu ſchreiben behaupten. Dann gibt es eine Reihe unverſtandener Frauen, die zum Theater gehen wollen. Es iſt allerdings wahr, daß ſie niemals verſucht haben Komödie

zu ſpielen, aber ſie fühlen den Beruf in ſich, die erſten Rollen zu übernehmen. Dann melden ſich eine Anzahl junger Leute, die keine Anſtellung haben und mich bitten, ihnen die erſte beſte Stellung, ſei es in Kunſt und Wiſſenſchaft, bei der Landwirthſchaft oder in einem kaufmänniſchen Geſchäft, zu verſchaffen; ſie ſcheinen ſich für Alles zu eignen, und verlangen, daß man, obgleich man ſie nicht kennt, Bürgſchaft für ſie leiſtet und ſie empfiehlt. Die Beſcheidenſten unter ihnen geſtehen, daß ſie nicht die geringſte Erziehung genoſſen haben, und eigentlich zu nichts gut ſind, daß man aber, wenn man nicht aller Menſchenliebe entbehrt, eine Beſchäftigung für ſie finden ſoll. Es gibt eine Klaſſe demokratiſcher Arbeiter, die das ſociale Räthſel gelöſt haben, und die das Elend unſrer Geſellſchaft heben werden, wenn man ihnen die Mittel gibt, ihr Syſtem zu veröffentlichen. Sie halten ſich für ganz unfehlbar, und wer ſich einen Zweifel erlaubt, iſt ſtolz, geizig und egoiſtiſch. Dann gibt es noch eine Menge kleiner Händler, die ruinirt ſind und fünf oder ſechstauſend Francs brauchen, um einen neuen Handel anzulegen. „Das iſt eine Kleinigkeit für Sie," ſagen ſie; „Sie ſind gut, Sie werden es mir nicht abſchlagen." Dann kommen Maler und Muſiker, denen es an Erfolg fehlt, weil ſie zuviel Talent haben, und die Eiferſucht der Meiſter ſie unterdrückt; Soldaten, die ſich loskaufen wollen; Juden, die Autographen verlangen, um ſie zu verkaufen; junge Damen, die als Kammerjungfer bei mir eintreten wollen, um meine Schülerinnen in der Literatur zu werden. Ich beſitze ganze Schränke voll abgeſchmackter Briefe, fabelhafter Manuſcripte, Romanzen und Opern, Maſſen ſocialer

Theorien, nach denen man alle Bewohner des Weltalls zu retten vermag. Und alles das ist von einem Postscriptum begleitet, worin man um eine kleine Hülfe bittet. Die erste Erinnerung ist dann gewöhnlich mit Beleidigungen, die zweite mit Drohungen gespickt.

Und doch habe ich die Geduld, alle diese Briefe zu lesen, wenn sie überhaupt zu entziffern und nicht sechszehn Seiten lang sind. Ich bin gewissenhaft genug, alle philosophischen Abhandlungen, alle musikalischen und literarischen Arbeiten anzufangen und selbst zu Ende zu lesen, wenn ich nicht gleich auf der ersten Seite durch zu grobe Fehler oder zu empörende Verirrungen abgestoßen werde.

Wenn ich nur einen Schatten von Talent bemerke, lege ich die Arbeit bei Seite und gebe eine Antwort; verrathen sie viel Talent, so nehme ich mich ihrer an. Diese Letztern machen mir nicht viel Last, aber die Mittelmäßigkeit raubt mir viel Zeit und ermüdet mich. Das wahre Talent verlangt niemals etwas, es bietet nur ein Zeichen der Sympathie. Die rechtschaffene Mittelmäßigkeit verlangt kein Geld, aber Complimente in der Form von Ermuthigungen. Die gemeine Mittelmäßigkeit, die eine Stufe tiefer steht, wünscht einen Verleger oder lockende Zeitungsartikel. Der Blödsinn bittet nicht mehr, sondern fordert in gebieterischem Tone Geld und Ruhm.

Zu diesen Belästigungen kommen noch anonyme, beleidigende, grobe Briefe; die oft eben so cynischen Versuche von Heiligen, die mich in den Schooß der Kirche zurückführen wollen; Geistliche, die mir anbieten, meine Seele zu retten, wenn ich ihnen Geld zur Ausbesserung einer Kapelle

oder zur Bekleidung einer Statue der Jungfrau sende; die Besuche von Lehrern, die 1848 abgesetzt wurden; von Trappisten, von freiwilligen Spionen, eine Art alberner Provokateurs, die gegen jede Regierung schreien, sich aber oft irren und sich als Legitimisten den Republikanern gegenüber zeigen und umgekehrt; es kommen dazu noch herumziehende Künstler; flüchtige spanische Obersten und Kapitains aller Parteien, die nach und nach in diesem unglücklichen Lande geschlagen wurden; höhere Offiziere, die ihre Charge vierzehn Tage bekleideten, mit Orden bedeckt sind, zwanzig Francs verlangen und sich mit zwanzig Sous begnügen; mit einem Worte das falsche oder wahre, demüthige und anspruchsvolle Elend, die vertrauende oder haßerfüllte Eitelkeit, die unnoble Wuth der Parteien, die Indiskretion, die Thorheit, die Niederträchtigkeit und der Blödsinn in allen Gestalten, das ist der Aussatz, der sich an jede Berühmtheit heftet. Er stört, verwirrt, macht müde, ruinirt und tödtet auf die Länge der Zeit, wenn man nicht das harte Princip annimmt: „alles Elend ist verdient," über seine Thür schreibt: „ich gebe nichts," und ruhig schläft, indem man sich sagt: „Ich bin durch einige Schelme mißbraucht worden, das ist schlimm für die rechtschaffenen Leute, die Hunger haben."

Und nun habe ich noch nicht einmal von der sehr gemischten Klasse der nur einfach Neugierigen gesprochen, die uns in Gefahr bringen, ehrenvollen Sympathien den Rücken zu kehren, indem man die Menge der müßigen Aufdringlinge abzuschütteln sucht. In diese letzte Kategorie gehören besonders die reisenden Engländer, die nur die Bemerkung

in ihr Buch zu ſchreiben wünſchen, daß ſie uns geſehen haben. Da ich das Engliſche zu ſehr vergeſſen habe, um die Anſtrengung zu machen, es zu ſprechen, ſo antworte ich Denen, die nicht drei Worte Franzöſiſch verſtehen und mich engliſch anreden, in meiner Sprache. Sie verſtehen nichts, ſagen oh! und gehen ſehr befriedigt von dannen. Da ich weiß, daß Einige ihr Notizbuch und den geſpitzten Bleiſtift ſchon in der Hand halten, um meine Antworten aufzuſchreiben, bevor ſie in den Wagen ſteigen, aus Furcht, ſie möchten dieſelben vergeſſen, ſo habe ich mir zuweilen den Spaß gemacht, ihnen ebenfalls mit Oh! zu antworten, oder ihnen, wenn mir die Geſichter mißfielen, ſo unverſtändliche Dinge zu ſagen, daß ich ſehr bezweifle, daß es ihnen möglich war, etwas davon im Gedächtniß zu behalten. Aber es gibt auch Neugierige, die nur zu wohl verſtehen, und uns die Worte in den Mund legen.

Dann kommen die boshaften Neugierigen, die ſich mit der Abſicht nähern, uns zu einer Beichte zu veranlaſſen und als entſchiedene Feinde fortgehen, wenn es ihnen nicht gelungen iſt, uns Betrachtungen über etwas Anderes als das Wetter zu entlocken.

Aber es gibt auch Leute, die uns aufſuchen, um uns mitzutheilen, daß ſie uns gleichſtehen, und daß wir keine Zeit zu verlieren haben, wenn wir unſerem ſchwachen Talente mit Hülfe ihrer Erfahrung und ihres Alles beherrſchenden Verſtandes ein wenig aufhelfen wollen. Sie ſchlagen uns Sujets für Romane, Typen, Theaterſituationen vor. Sie ſind mit einem Worte reiche Verſchwender, die

Wohlwollen genug beſitzen, um uns eine Idee als Almoſen zuzuwenden.

Man kann ſich kaum vorſtellen, wie viel Lächerliches, Excentriſches und Unpaſſendes, wie viel Eitelkeit, Thorheit und Albernheit an dem unglücklichen Künſtler vorübergeht, der einigen Ruf beſitzt. Dieſe wahnſinnige Aufdringlichkeit hat nur eine gute Folge, ſie vergrößert nämlich das Intereſſe und die Freude an dem wirklichen und doch beſcheidenen Talent, das uns hier und da begegnet. Man beeilt ſich dann auf ein ſolches alles Wohlwollen zu übertragen, das durch ſo viel Prätentionen und unſinnige Zumuthungen zurückgedrängt wird.

Kaum hatte ich alſo das gewünſchte Ziel erreicht, ſo erwartete mich eine doppelte Täuſchung. Ich hatte eine zweifache Unabhängigkeit, nämlich in der Verwendung meiner Zeit und meines Vermögens erſtrebt, aber kaum glaubte ich ſie erreicht zu haben, ſo verwandelte ſie ſich in eine fortwährende peinliche Sklaverei. Als ich ſah, wie wenig meine Arbeit genügte, die Forderungen der mich umgebenden Armuth zu befriedigen, ſo verdoppelte, verdreifachte und vervierfachte ich meine Arbeitsſtunden. Es gab Zeiten, wo ich mir die Stunden der Ruhe und die nothwendige Zerſtreuung als eine unerlaubte Weichlichkeit und als einen egoiſtiſchen Genuß zum Vorwurf machte. Da ich gewohnt war, ganz und unbedingt meiner Ueberzeugung zu folgen, ſo war ich lange Zeit durch das mir ſelbſt gegebene Geſetz angeſtrengter Arbeit und maßloſen Almoſengebens ebenſo beherrſcht, als ich in der Zeit, wo ich mir die Spiele und die Heiterkeit der Jugend verſagte, um mich ganz dem Ge-

bete und der Beſchaulichkeit hinzugeben, vom Katholicismus beherrſcht war.

Nur die Idee einer großen ſocialen Reform vermochte mich in der Folge zu tröſten, wenn ich bemerken mußte, wie unzureichend meine Mittel waren, wie ungenügend meine Hingebung blieb. Ich hatte mir mit vielen Anderen geſagt, daß, da gewiſſe ſociale Baſen nicht zertrümmert werden dürften, die freiwillige individuelle Aufopferung das einzige Mittel ſei, der überhandnehmenden Ungleichheit der Verhältniſſe zu ſteuern. Aber dieſe Theorie der ſelbſtſtändigen Vertheilung des Almoſens öffnet ebenſo gut dem Egoismus, als dem Opfermuthe Thür und Thor. Man kann ſich der Aufgabe ganz widmen, aber man kann ſich auch den bloßen Anſchein geben, denn Niemand kann den Beweis für Wahrheit oder Schein liefern. Es gibt allerdings ein Gebot, welches uns befiehlt, nicht nur unſeren Ueberfluß, ſondern auch das den Armen zu geben, was wir ſelbſt brauchen; es gibt allerdings eine öffentliche Meinung, die ſich für die Mildthätigkeit ausſpricht, aber es gibt keine Gewalt, die uns dazu zwingt und uns controlirt, ob wir wirklich geben und wie groß unſere Gaben ſind.*) Wir ſind alſo im Stande, die öffentliche Meinung zu täuſchen und Atheiſt vor Gott und Heuchler vor den Menſchen zu ſein. Die Armuth iſt auf das Gewiſſen jedes Individuums angewieſen; und während warme Herzen übermäßige

*) Ich will damit nicht ſagen, daß ich den Zwang, Almoſen zu geben, für ein ſociales Heilmittel halte. Man wird das ſpäter ſehen.

Opfer bringen, denken kalte, berechnende Menſchen nicht daran, ſie zu unterſtützen und überlaſſen ihnen eine Laſt, die ihre Kräfte überſteigt.

Ja, eine Laſt, die ihre Kräfte überſteigt, denn wenn es anders wäre, wenn eine Handvoll treuer Knechte durch angeſtrengte Arbeit und ſchrankenloſe Selbſtverleugnung die Welt retten und das Elend und das daraus hervorgehende Laſter vertilgen könnten, ſo hätten ſie ein Recht, auf ihre Miſſion ſtolz zu ſein, und die Hoffnung des Erfolgs würde eine größere Anzahl veranlaſſen, ſich des Ruhms und der Freude an dieſem Opfer theilhaftig zu machen. Aber der Abgrund des menſchlichen Elends gehört nicht zu denjenigen, welche die Götter ſchließen, nachdem er ein Opfer verſchlungen hat. Er iſt grundlos und eine ganze Generation muß ihre Gaben hineinwerfen, wenn er ſich nur für einen Augenblick füllen ſoll. Ja, bei dem jetzigen Stande der Dinge ſcheint es ſogar, als ob die Hingebung des Einzelnen den Abgrund nur noch tiefer machte, denn das Almoſen demoraliſirt und veranlaßt den, der darauf zählt, ſich ſelbſt zu verlaſſen.

Man hat dem Klerus und den religiöſen Gemeinſchaften die ungeheueren Güter entzogen, die ſie beſaßen; man hat in einer großen ſocialen Revolution verſucht, die trägen und ſchädlichen Bettler in kleine, thätige und betriebſame Grundbeſitzer umzuwandeln. Aber das Almoſen rettete die Geſellſchaft nicht, ſelbſt wenn es im Großen und durch einen mächtigen und wohlorganiſirten Verein vertheilt wurde; der flüſſig gemachte und in anderer Form ausgeſtreute Reichthum ließ den Abgrund offen und hinderte das Wachſen der

Armuth nicht. Man ſieht, daß ich, indem ich dieſes Beiſpiel anführe, auch annehme, daß Alles gut geweſen iſt, daß der Klerus und die Klöſter ihre Beſitzthümer nie zu etwas Anderem, als zu Almoſen verwendet, und daß der Verkauf der Nationalgüter Niemand bereichert hat, als die Armen. Daß dieſe Annahme nicht ganz wahr iſt, weiß man.

Ach, leider, leider iſt die Wohlthätigkeit ohnmächtig, das Almoſen unnütz! So iſt es geſchehen, und wird wieder geſchehen, daß heftige Kriſen die Regierungen ſtürzen, mögen ſie demokratiſch ſein oder monarchiſch und von der beſitzenden Klaſſe der Geſellſchaft ſehr große Opfer fordern. Das wird nach der Anſicht der Menſchen das Recht des Augenblickes, aber niemals ein abſolutes Recht ſein, wenn es nicht durch ein neues Princip in dem freien Glauben der Menſchheit geheiligt wird.

Die Regierungen, mögen ſie ſein wie ſie wollen, können jetzt noch nichts thun. Man darf ſie nicht zu ſehr verdammen. Angenommen, daß ſie um jeden Preis dieſes Princip des allgemeinen Heils unter irgend einer Geſtalt annehmen wollten, ſo würden ſie es doch vergebens verſuchen. Der Widerſtand der Maſſen wird immer den Willen des Einzelnen brechen, mag er auch der eifrigſte und ſtärkſte ſein. Jede Diktatur iſt ein Traum, wenn ſie nicht zeitgemäß iſt.

Und doch was ſollen wir, die wir die gute Abſicht haben, thun? Sollen wir unſer Streben aufgeben oder darin untergehen?

Ich habe mir dieſe Frage tauſendmal vorgelegt und ſie nicht beantworten können. Die Ausführung des Gebotes Jeſu Chriſti: „Verkauft Alles, gebt das Geld den Armen

und folgt mir nach," iſt durch die weltlichen Geſetze verboten. Ich habe nicht das Recht, meine Beſitzthümer zu verkaufen und ſie den Armen zu geben. Wenn ſich ſelbſt die partikulären Beſtimmungen in Bezug auf mein Eigenthum der Befolgung des Gebotes nicht widerſetzten, ſo würde ich es doch nicht ausführen können, ohne gegen das moraliſche Gebot der Vererbung der Güter zu handeln, welches das der Vererbung der Erziehung, Würde und Unabhängigkeit nach ſich zieht, und ohne die Pflicht gegen die Familie zu verletzen. Wir haben nicht das Recht, unſeren Kindern die Taufe der Armuth zu geben. Wir haben nicht mehr moraliſches Eigenthumsrecht an ſie, als die Gutsherrn an ihre Leibeignen hatten. Die Armuth wirkt ohne Zweifel demoraliſirend, und wenn ſie ihren höchſten Grad erreicht hat, muß der Arme ſich demüthigen und entgeht ihr dann nur durch den Tod. Niemand hat alſo das Recht, ſeine eignen Kinder in den Abgrund zu ſtürzen, um die Anderer herauszuziehen. Wenn wir auch Alle Gottes Kinder ſind, ſo haben wir doch die Verpflichtung, ſpeciell für die zu ſorgen, die er uns gegeben hat.

Wenn künftig einmal die Geſellſchaft das Erbe unſerer Kinder von uns verlangt, ſo wird ſie ohne Zweifel auch für die Exiſtenz dieſer Kinder ſorgen; ſie wird ihnen eine ehrenhafte und freie Stellung in einer Geſellſchaft geben, in der die Arbeit das Leben garantirt. Die Geſellſchaft hat nur dann das Recht, das Eigenthum des Einzelnen anzutaſten, wenn ſie es der Geſammtheit gibt. Während wir aber auf das Utopien warten, in dem dieſer Gedanke zur Geltung kommen ſoll, und genöthigt ſind, die entſetzlichen

Schwierigkeiten zu bekämpfen, die sich der Sicherung der Existenz durch die Arbeit entgegenstellen; während wir die Bande der Familie aufrecht erhalten müssen, die allezeit heilig bleiben werden, sind wir gezwungen, uns den bestehenden Gesetzen zu fügen, d. h. das Eigenthum Anderer zu respektiren und unserem Eigenthumsrechte Geltung zu verschaffen, wenn wir nicht auf der Galeere oder im Hospital sterben wollen. Was haben nun die für ihre Pflicht zu halten, die in den Abgrund des Leidens und des Elends geschaut haben?

Das Problem ist unlösbar, wenn man sich nicht entschließt, im schneidenden Widerspruche zwischen dem Princip der Zukunft und den Anforderungen der Gegenwart zu leben. Diejenigen, welche uns zurufen, wir sollten mit einem guten Beispiele vorangehen, nichts besitzen und nach der Weise der ersten Christen leben, scheinen Recht zu haben — es ist nur zu bedenken, daß sie, indem sie uns rathen, Alles hinzugeben und von Almosen zu leben, durchaus nicht logisch sind, denn sie veranlassen uns, durch unser Beispiel die Bettelei zu sanktioniren, die wir in der socialen Theorie verwerfen.

Andere Socialisten hatten eine andere Anschauung der Frage; ich erinnere mich, daß sie mir sagten: „Geben Sie kein Almosen. Wenn Sie denen geben, die etwas verlangen, so erkennen Sie das Princip der Abhängigkeit dieser Leute an.“

Aber die, welche das in einem Momente heiliger Ueberzeugung sagten, waren selbst einen Augenblick später unfähig, dem Mitleid zu widerstehen, das zum Herzen spricht

und aller Vernunftgründe ſpottet — ſie gaben ſelbſt Almoſen; und da man, wenn man Almoſen vertheilt, noch immer menſchenfreundlicher und nützlicher iſt, als wenn man ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, es zu empfangen, ſo thaten ſie, wie ich glaube, recht, ihre eigne Logik zu verleugnen und ſich in den unvermeidlichen Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu ergeben.

Die Richtigkeit ihres Princips iſt aber dennoch nicht zu beſtreiten, und man kann und darf nicht zugeben, daß die Eigenthumsgeſetze, wie ſie jetzt ſind, für gerecht gehalten werden. Ich glaube nicht, daß dieſe Geſetze durch einen plötzlichen und gewaltſamen Umſturz in zweckentſprechender Weiſe und auf die Dauer verbeſſert werden können. Es iſt erwieſen, daß die Theilung der Güter einen ſchrecklichen und endloſen Kampf herbeiführen, oder eine neue Kaſte großer Grundbeſitzer ſchaffen würde, welche die kleinen verſchlingen.

Für mich iſt nichts Anderes denkbar, als daß man die Menſchen durch eine Folge von Modifikationen, ohne Zwang und nur durch die Erklärung ihres eignen Intereſſes zu einer allgemeinen Verbrüderung führt, deren Form noch nicht zu beſtimmen iſt. Während des langſamen Fortſchrittes wird es noch manche Schwierigkeit zwiſchen dem Ziele, das man verfolgt, und den Anforderungen des Augenblicks zu löſen geben. Alle ſocialiſtiſchen Schulen der neueren Zeit haben die Wahrheit erkannt und ſelbſt in einigen weſentlichen Punkten feſtgeſtellt, aber keine hat noch das Geſetzbuch geſchaffen, welches im Augenblicke der Verheißung aus der allgemeinen Inſpiration hervorgehen ſoll. Es iſt ganz einfach: Der Menſch kann nur vorbereiten und die

Zukunft entſcheidet. Der Philoſoph, der am weiteſten vorgeſchritten zu ſein glaubt in ſeinem Jahrhundert, wird plötzlich durch Ereigniſſe und Umſtände überflügelt, die in dem geheimnißvollen Schluſſe der Vorſehung lagen, und Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die auch dem Auge des Vorſichtigen unbedeutend erſchienen, widerſtehen oft am längſten den Anſtrengungen des menſchlichen Geiſtes.

Ich meinestheils hatte nicht unbeſchränkte Freiheit in der Verwendung der Mittel, die mir zugefallen ſind. Ich war durch Contrakt unter das Dotalſyſtem geſtellt, durfte Nohant nur als ein kleines Majorat betrachten, das ich verwaltete, und hätte das Geſetz nur umgehen können, wenn ich in dieſer Verwaltung zum Schaden meiner Kinder eine Untreue beging. Ich habe es mir zur Gewiſſensſache gemacht, ihnen das kleine Erbe, das ich für ſie empfing, unverkürzt aufzubewahren und habe geglaubt, die Pflichten gegen die Familie und die Pflichten gegen die Menſchheit möglichſt zu vereinigen, indem ich für die Armen nur den Ertrag meiner Arbeit beſtimmte. Ich weiß nicht, ob ich im Unrecht bin — aber ich habe geglaubt, recht zu handeln, und beſitze das Bewußtſein, mir ſeit vielen Jahren die Erfüllung jedes ſelbſtſüchtigen Wunſches verſagt zu haben. Ich habe weder der Eitelkeit, noch dem Luxus, noch der Weichlichkeit, noch dem Geize gefröhnt; ich beſaß keine dieſer Neigungen und ſie ſind nicht in mir erwacht, als ich die Mittel hatte, ſie zu befriedigen. Das Verdienſt iſt alſo nicht groß. Das Einzige, was mir ſchwer wurde, iſt, daß ich mir das Reiſen verſagen mußte. Ich reiſte leidenſchaftlich gern und es würde meine künſtleriſche Ausbildung ſehr

gefördert haben — aber ich mußte darauf verzichten, um den Anſprüchen Anderer zu genügen. Auch daß ich auf den Aufenthalt in Paris verzichten mußte, war mir in vieler Beziehung nachtheilig, aber ich glaubte nicht zaudern zu dürfen und das Opfer hat ſeine Belohnung in ſich ſelbſt gefunden, denn die Liebe zum Landleben und meine Häuslichkeit haben mich für die Vereinſamung entſchädigt.

Ich habe alſo nichts Großes gethan und fand auch in der That nichts Großes zu thun, was nicht in irgend einer Weiſe die Ruhe meines Gewiſſens gefährdet hätte. Meinen Kindern gegen ihren Willen den Fanatismus glühender Ueberzeugung einzuflößen, würde mir als ein Angriff auf ihre moraliſche Freiheit erſchienen ſein. Ich habe vorgezogen, ihnen zu ſagen, was ich glaube, und es ihnen dann überlaſſen, meinen Glauben zu theilen oder zurückzuweiſen. Ich habe es in Vorausſicht der Stürme, die uns die Zukunft bringen wird, für meine Pflicht gehalten, das blinde Vertrauen in ihnen zu mindern, das eine kleine Erbſchaft der Jugend leicht einflößt, und habe ihnen gelehrt, die Nothwendigkeit der Arbeit zu erkennen. Ich habe meinen Sohn Künſtler werden laſſen, um ihn nicht nur zum Grundbeſitzer zu erziehen, und habe ihm ſeinen Grundbeſitz erhalten, damit er nicht gezwungen iſt, nur Künſtler zu ſein. Ich habe mit ſkrupulöſer Treue alle pekuniären Verpflichtungen erfüllt, die ich durch Contrakte übernommen hatte — aber ich habe nicht viel Geld zu erwerben gewußt, obgleich ich mit anhaltendem Eifer arbeitete. Ich verlor lieber mein Geld, als daß ich es Denen, die es mir ſchuldig waren und vielleicht durch die Rückzahlung in Verlegenheit geſetzt wurden,

auf rückſichtsloſe Weiſe abforderte. Die pekuniären Verhältniſſe ſtehen oft ſo, daß der Beiſtand, den man den Einen gewährt, die Anderen beraubt, wenn man nicht vorſichtig iſt. Was ſoll man unter ſolchen Umſtänden thun? Ich weiß es nicht. Wenn ich es wüßte, würde ich es gethan haben — aber ich habe das Mittel nicht gefunden, meine Hingebung in größerem Maßſtabe für meine Nebenmenſchen nützlich zu machen, und kann dieſe Unmöglichkeit nicht dem Ungenügen meiner Mittel zuſchreiben. Wenn die Summen, über die ich verfüge, bedeutender wären, ſo würde ſich auch die Zahl der Unglücklichen mehren, die ſich an mich wenden, und Millionen in meiner Hand würden auch Millionen von Armen herbeigezogen haben. Wo wäre die Grenze zu finden? Wenn die Herren von Rothſchild ihr Vermögen den Dürftigen gäben, würden ſie die Armuth vertilgen? Nein, ſie würden es nicht. Alſo iſt die Privat-Mildthätigkeit kein Heilmittel, ja nicht einmal ein Palliativ. Es iſt nichts Anderes, als ein moraliſches Bedürfniß, dem man genügt, ein Drang, der ſich geltend macht und den man nie befriedigt.

Und ſo werden mich ſowohl meine Erfahrungen, als die in meinem eigenen Herzen lebenden Beweggründe immer hindern, die ſocialen Zuſtände der Gegenwart als gut und dauernd zu betrachten, und ich werde gegen dieſe Zuſtände bis zu meiner letzten Lebensſtunde proteſtiren. Man ſagt, dieſer revolutionäre Geiſt ſei aus meinem Hochmuth entſprungen. Was hat mein Hochmuth mit Alledem zu thun? Ich habe damit angefangen, die beſtehenden Dinge ohne Streit und ohne Reflexionen hinzunehmen. Ich habe Mild-

thätigkeit geübt, und zwar lange im Geheimen, weil ich den naiven Glauben hegte, daß dies ein Verdienſt ſei, welches man verbergen müßte. Ich handelte nach dem Evangelium: „Laßt Eure linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut,“ aber als ich die Größe und Tiefe des Elendes kennen lernte, da wurde mir auch klar, daß das Mitleid eine unabweisliche Pflicht iſt, und daß es durchaus nicht als Verdienſt betrachtet werden kann, wenn man es empfindet. Außerdem erſchien es mir wie eine Feigheit oder Heuchelei, in einer Geſellſchaft, die dem Geſetze des Chriſtenthums ſo feindlich gegenüberſteht, über ſolche Wunden zu ſchweigen.

Zu dieſer Ueberzeugung führte mich der Anfang meines Künſtlerlebens — und es war nur der Anfang. Aber kaum hatte ich das Problem des allgemeinen Unglücks ins Auge gefaßt, ſo packte mich ein unüberwindliches Entſetzen. Ich hatte viel nachgedacht und in der Einſamkeit von Nohant manche traurige Stunde durchlebt, aber ich hatte mich in meine perſönlichen Intereſſen verſenkt und eingeſponnen. Ich hatte der Neigung meines Jahrhunderts gefröhnt, die dahin ging, ſich in einen egoiſtiſchen Schmerz zu vergraben, zu glauben, daß man René oder Obermann ſei, ſich eine beſondere Empfindſamkeit und in Folge deſſen Schmerzen zuzuſchreiben, die dem gewöhnlichen Menſchen unbekannt waren. Meine Umgebung trug dazu bei, mich zu überzeugen, daß Niemand dachte und litt wie ich, denn ich ſah ſie nur mit materiellen Intereſſen beſchäftigt und in der Befriedigung derſelben glücklich.

Als mein Horizont ſich erweiterte, als mir das ganze Leid, die ganze Verzweiflung und die ganze Verderbtheit

der großen Menge ſichtbar wurden, als ich nicht nur mein eignes Schickſal, ſondern das der Welt, in der ich nur ein Atom war, zum Gegenſtande meines Nachdenkens machte, da dehnte ich meine eigene Hoffnungsloſigkeit auf alle Weſen aus und die Idee des unerbittlichen Fatums erhob ſich in ſolcher entſetzlichen Geſtalt vor meinem Geiſte, daß meine Vernunft davon erſchüttert wurde.

Man ſtelle ſich ein Weſen vor, das ein Alter von dreißig Jahren erreicht hat, ohne ſich von der Wirklichkeit einen Begriff zu machen, obgleich es mit ſcharfem Wahrnehmungsvermögen begabt iſt; ein Weſen, das im Grund der Seele ſtreng und ernſt iſt, ſich aber ſo lange Zeit durch poetiſche Träume, einen enthuſiaſtiſchen Glauben an göttliche Dinge und durch die Illuſion der gänzlichen Verzichtleiſtung auf alle allgemeinen Lebensintereſſen wiegen und einſchläfern ließ, und dann plötzlich das wirkliche Leben vor ſich ſieht und es mit der ganzen Klarheit faßt und durchdringt, die eine reine Jugend und ein geſundes Gewiſſen verleihen.

Und der Moment, wo ich die Augen öffnete, war ein feierlicher Moment der Weltgeſchichte. Die im Juli geträumte Republik ging im Maſſacre zu Warſchau und in dem im Kloſter St. Merry gebrachten Opfer zu Grunde. Die Cholera hatte die Menſchheit decimirt. Der Saint-Simonismus, welcher dem Geiſte einen Aufſchwung verhieß, wurde verfolgt und ging unter, ohne die große Frage über die Liebe gelöſt zu haben, ja nachdem er ſie ſogar, meiner Meinung nach, beſudelt hatte. Selbſt die Kunſt hatte die Wiege ihrer romantiſchen Reform durch beklagenswerthe Verirrungen beſchmutzt. Es war eine Zeit der Ohnmacht,

der Ironie, der Bestürzung und der Unsittlichkeit. Die Einen weinten auf den Ruinen ihrer hochherzigen Illusionen, die Anderen lachten auf den ersten Stufen zu einem unreinen Triumph; Niemand glaubte mehr an Etwas, die Einen, weil sie entmuthigt, die Anderen, weil sie Atheisten waren.

Mein alter Glaube war in seinen Beziehungen auf das sociale Leben nicht deutlich genug ausgeprägt, um mir im Kampfe gegen diese Sündfluth beizustehen, in welcher die Herrschaft des Materialismus begründet wurde, und auch in den republikanischen und socialen Ideen des Augenblicks fand ich kein genügendes Licht, um die Finsterniß aufzuhellen, die der Mammon über die Erde verbreitete. Ich blieb also allein mit meiner allmächtigen Gottheit, die mir keine allliebende mehr schien, da sie das Menschengeschlecht seiner eigenen Verderbtheit oder seinem eigenen Wahnsinne überließ.

Unter dem Einflusse dieser tiefen Entmuthigung schrieb ich „Lelia", und zwar ohne daß ich den Zweck hatte, ein Buch daraus zu machen oder es zu veröffentlichen. Als ich eine ziemlich große Anzahl von Fragmenten, wie sie der Zufall fügte, in der Weise eines Romans zusammengestellt hatte, las ich sie Sainte-Beuve vor; er ermuthigte mich fortzufahren und veranlaßte Buloz ein Kapitel für die Revue des deux Mondes zu verlangen. Trotzdem hatte ich mich aber noch nicht entschlossen, aus dieser Phantasie ein Buch für das Publikum zu machen. Sie trug zu sehr den Charakter der Träumerei, aber zu sehr aus der Schule des Corambé und dem großen Publikum zu gefallen. Ich beeilte

mich also nicht, hielt mir mit Willen den Gedanken an das Publikum fern und fand eine melancholische Erleichterung darin, meinen Träumen ohne Rückhalt zu folgen, um mich von der Realität der Welt zu befreien, um die Syntheſen des Zweifels und des Schmerzes aufzuzeichnen, wie ſie ſich meinem Geiſte eben in irgend einer Geſtalt aufdrängten.

Ich hatte das Manuſcript ein Jahr unter der Feder und warf es bald mit Verachtung bei Seite, bald nahm ich es mit Eifer wieder auf. Vom künſtleriſchen Standpunkte aus betrachtet, hat das Buch, glaube ich keinen Menſchenverſtand, aber nichts deſto weniger haben die Künſtler es als ein Werk der Inſpiration bis ins Detail anerkannt. Ich ſchrieb zwei Vorreden zu dem Buche und habe Alles darin geſagt, was ich zu ſagen hatte — ich werde alſo nicht unnützer Weiſe darauf zurückkommen. Der Erfolg der Form war ſehr groß, der Inhalt wurde mit außerordentlicher Bitterkeit getadelt. Man wollte in allen Perſonen Portraits erkennen, erblickte in allen Situationen perſönliche Enthüllungen und ging ſogar ſo weit, Stellen, die mit größter Lauterkeit des Herzens geſchrieben ſind, einen ſchmutzigen und obſcönen Sinn unterzulegen. Ich erinnere mich, daß ich mir Dinge erklären laſſen mußte, die ich noch nicht kannte, um zu verſtehen, was ich geſchrieben haben ſollte.

Ich war nicht empfindlich für die Ausfälle der Kritik und die unedle Verläumdung, die ſich gegen mich erhob. Gänzlich falſche Beſchuldigungen beunruhigen nicht. Man fühlt, daß ſie bei verſtändigen Menſchen in ſich ſelbſt zuſammenfallen müſſen, ſelbſt wenn dieſe verſtändigen Menſchen

ſich über die Abſicht und die Tendenz eines Buches täuſchen könnten.

Ich wunderte mich nur und wundere mich jetzt noch, welche perſönliche Feindſchaft das Ausſprechen von Ideen hervorruft. Ich habe nie begriffen, wie man der Feind eines Künſtlers werden kann, der in einer der meinigen entgegengeſetzten Weiſe denkt und ſchafft. Ich begreife, daß man den Zweck ſeines Werkes beſtreiten und bekämpfen kann; aber wie man ſeine Ideen mit Vorſatz verfälſchen, den Text ſelbſt durch falſche Citate und unrichtige Erklärungen entſtellen mag; wie man das Leben des Autors verläumden kann, um ihm perſönliche Beleidigungen zuzufügen: das iſt für mich ein Räthſel, welches ich nie gelöſt habe und wahrſcheinlich auch nie löſen werde. Ich bemerke wohl die Thatſache, ich bemerke ſie immer und in Bezug auf alle Ideen; aber ich bin erſtaunt, daß die Schrecken der Inquiſition, die man jetzt allgemein empfindet, nicht genügt haben, die Menſchen von jener gegenſeitigen Verfolgungsſucht zu kuriren. Es ſcheint zuweilen, als ob die Kritik, wenn ſie zu Gericht ſitzt, bedauerte, nicht den Henker zu ihrer Rechten und den Scheiterhaufen zu ihrer Linken zu haben.

Ich beobachtete dieſe Wuth mit Schmerz, aber auch mit einer gewiſſen Ruhe — denn ich hatte in meiner Einſamkeit nicht umſonſt eine entſchiedene Verachtung für alles Unwahre gewonnen. Wenn ich die Welt geliebt und geſucht hätte, ſo würde ich mich wahrſcheinlich über die Verläumdung gegrämt haben, die ſie mir im Augenblicke viel-

leicht verſchloß; aber ich ſuchte nur ernſte Freundſchaft und wußte, daß nichts die Freundſchaft der Menſchen erſchüttern konnte, die mich umgaben. Ich bemerkte in der That nichts von den Bemühungen der Bosheit, und in dieſer Beziehung war meine Aufgabe ſo leicht, daß ich die Verfolgung nicht als eins der ſchweren Uebel bezeichnen kann, die mich im Leben heimſuchten.

Außerdem rechne ich die Leiden, die nur meine eigene Perſon trafen, jetzt für nichts. Ich will damit durchaus nicht ſagen, daß ich ſie alle mit großer Standhaftigkeit ertragen hätte. Nein, ich war und bin vielleicht noch jetzt von einer außerordentlichen Empfindlichkeit, und vermag durchaus nicht die Vernunft in Augenblicken der Kriſis zu Rathe zu ziehen; aber ich nehme die Gemüthsleiden hin, wie ich glaube, daß die Vernunft ſie hinnehmen würde, wenn ſie wieder zur Herrſchaft gelangt. Ich erblicke in meiner Vergangenheit und in der aller lieben Weſen, die ich gekannt habe, entſetzliche Kämpfe, niederſchmetternde Enttäuſchungen, Stunden wirklicher Todesangſt, aber ich weiß auch, welchen Einfluß die lebhaften Empfindungen der Jugend darauf hatten. Es iſt das Eigenthümliche der Jugend, daß ſie den Traum des Glücks faſſen und feſthalten will. Wenn ſie mit Leichtigkeit darauf verzichtete, wenn ſie ihn nicht mit Eifer verfolgte, wenn ſie ſich nicht einen Tag nach der Kataſtrophe von der Verzweiflung zu neuer Sicherheit erhöbe, wenn ſie nicht von Chimären, von inbrünſtigem Glauben, enthuſiaſtiſcher Ergebenheit, bitterer Verachtung, tiefer Entrüſtung, mit einem Worte von kleinmüthiger Ermattung und neuer Kräftigung des Willens lebte, ſo würde ſie eben

nicht die Jugend ſein; und die dunkle Gewalt, welche ſie dazu treibt, die Welt ihrer Träume, das Ideal ihres Herzens trotz der Gefahr des Schiffbruchs aufzuſuchen, iſt eine Art von Recht, welches ſie ausübt, weil es ein Geſetz iſt, dem ſie ſich unterwirft.

Aber Alles das ſcheint, wenn man es aus der Ferne betrachtet, in das Reich entſchwundener Träume zu gehören. Niemand bedauert, von dieſen Uebeln befreit zu ſein, und Niemand bereut, ſie zu kennen. Wir Alle wiſſen, daß man leben muß, wenn man die ganze Kraft der Empfindung beſitzt, weil man gelebt haben muß, wenn man in das Alter der Reflexion tritt. Man darf nur die Prüfungen des Lebens beklagen, die ein wirkliches und dauerndes Unglück waren.

Und welche Art von Prüfungen ein ſolches Unglück ſind, will ich Euch ſagen. Jeder ſchleichende oder heftige Schmerz, der uns die Kraft raubt und uns kleiner werden läßt, iſt ein wirkliches Unglück, über welches wir uns ſchwer, vielleicht niemals zu tröſten vermögen. Der Vorwurf eines Laſters, eines moraliſchen Vergehens, einer Feigheit, den wir uns zu machen haben, iſt ein Unglück, welches uns ſchnell altern läßt, und verdient das Mitleid, das man mit ſich ſelbſt fühlen und von Andern verlangen kann. Es gibt moraliſche, den phyſiſchen Krankheiten analoge Leiden, die uns für immer brechen und elend laſſen.

Iſt Euer Körper nicht vor der Zeit alt geworden, ſo beklagt Euch nicht, mögt Ihr auch noch ſo leidend ſein, Ihr befindet Euch noch immer ſo wohl, als ein menſchliches

Weſen hoffen darf. So iſt's auch mit der Seele. Fühlt Ihr Euch im Beſitz der Fähigkeit, das Gute und Rechte zu thun, ſo klagt das Schickſal nicht an, Euch zu hart geprüft zu haben, denn trotz aller Eurer vorübergehenden Schmerzen und Kämpfe ſeid Ihr noch ſo glücklich, als der Menſch verlangen kann, es zu ſein.

Dieſe Philoſophie ſcheint mir jetzt leicht. Geduldig leiden, weil der Schmerz nicht zu vermeiden iſt, und der Prüfung nicht fluchen, wenn ſie vorüber iſt, da ſie noch ſchlimmer hätte ſein können, iſt eine beſcheidene Weisheit, zu der ſich jeder gute Menſch zu erheben vermag.

Aber es gibt einen Schmerz, der ſchwerer zu tragen iſt, als Alles, was uns als einzelnes Individuum trifft. Er hat mich viel beſchäftigt und hat ſoviel Einfluß auf mein Leben gehabt, daß er ſelbſt die Phaſen meines Lebens vergiftet, in denen ich mich des Genuſſes eines reinen perſönlichen Glücks erfreute; ich darf alſo wohl davon ſprechen.

Es iſt der Schmerz um das Allgemeine; es iſt das Weh des ganzen Geſchlechts, die Betrachtung und die Erkenntniß der Beſtimmung des Menſchen in dieſer Welt. Man ermüdet ſchnell in der Selbſtbeſchauung, denn wir ſind kleine, unbedeutende Weſen und unſere Geſchichte läßt ſich bald in der Erinnerung durchgehen. Iſt es aber möglich, ſein eigenes Ich immer zu prüfen und zu beobachten, wenn man ſich nicht für etwas Großes hält? Und wer hält ſich denn wirklich für etwas Großes? Nur der arme Narr, der ſich einbildet, er ſei die Sonne und der aus ſeinem traurigen Käfig den Vorübergehenden zuruft: „Nehmt Euch vor meinen Strahlen in Acht!“

Wir können nur dahin kommen, uns selbst zu verstehen, wenn wir uns selbst vergessen und sozusagen in dem großen Bewußtsein des Menschenthums untergehen. Neben mancher Freude und manchen ruhmwürdigen Dingen, in deren Reflex wir wachsen und uns verwandeln, erblicken wir plötzlich mit unüberwindlichem Entsetzen und bittrer Reue das Elend, die Verbrechen, die Thorheiten, die Ungerechtigkeit, den Blödsinn und die Schande der Nation, welche die Weltkugel bedeckt und sich Menschen nennt. Weder der Hochmuth, noch der Egoismus kann uns beruhigen, wenn wir uns in diese Idee versenken. Du wirst Dir vergebens sagen: „Ich bin ein vernünftiges Wesen unter den Millionen, die es nicht sind; ich leide nicht an den Uebeln, die ihre Thorheit ihnen zuzieht.“ Ach, Du wirst aufhören stolz zu sein, wenn Du nicht vermagst, Deinesgleichen zu Deinesgleichen zu machen, Deine Vereinsamung wird Dich nur um so mehr erschrecken, je besser Du Dich glaubst, je glücklicher Du Dich im Vergleich zu Andern fühlst.

Selbst Deine Unschuld, das Bewußtsein Deiner Sanftmuth und Rechtlichkeit, die Lauterkeit Deines eigenen Herzens bieten Dir keinen Schutz gegen die tiefe Traurigkeit, die Dich erfaßt, wenn Du fühlst, daß Du in einer unreinen Umgebung, auf besudeltem Boden, und unter Menschen ohne Treu und Glauben lebst, die sich gegenseitig vernichten, und deren Laster ansteckender sind, als ihre Tugend.

Ich nehme an, Du besäßest eine glückliche Familie, vortreffliche Freunde und wärest nur von Seelen umgeben, die

gut ſind, wie die Deinige; es iſt Dir gelungen, Dich von der Berührung der kranken Menſchheit fern zu halten. Ach armer, guter Menſch, dann biſt Du noch einſamer.

Du biſt ſanft, großmüthig; gefühlvoll; Du kannſt die Geſchichte nicht leſen, ohne bei jeder Seite zu ſchaudern, und das Schickſal der unzähligen Opfer, welche die Zeit verſchlang, erpreßte Dir heiße Thränen. Ach! armes gutes Herz, was nützen Dir Thränen des Mitleids? Sie machen das Blatt naß, das Du lieſeſt, aber ſie erwecken keinen einzigen Menſchen, die der Haß vernichtet.

Du biſt hingebend, thätig, eifrig; Du ſprichſt, Du ſchreibſt und wirkſt mit allen Deinen Kräften auf Die, welche Dich hören wollen. Man wirft Dich mit Schmutz und Steinen. Du läßt Dich nicht ſtören, biſt muthig und beharrlich — ach, armer Märtyrer, Du wirſt der Laſt unterliegen und Dein letztes Wort wird ein Gebet für die Menſchen ſein, denen andere Menſchen Schmerz bereiten.

Nun wohl, man braucht noch kein Heiliger zu ſein, um ſein Leben von dem Leben Anderer abhängig zu machen und zu fühlen, daß das Leiden des Allgemeinen das Glück der Einzelnen untergräbt und vergiftet. Wir Alle, Alle nehmen Theil an dem Wehe Aller, und Die, welche ſich am wenigſten darum zu kümmern ſcheinen, beſchäftigen ſich doch noch immer genug damit, um für das künſtliche Gebäude ihrer Sicherheit zu fürchten. Und das Intereſſe am Allgemeinen mehrt ſich von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde, in demſelben Verhältniſſe, wie die Welt ſich aufklärt, ſich ihr Leben mittheilt, und ſich von einem Ende zum andern wie durch

eine magnetiſche Kette verbunden fühlt. Es begegnen ſich nicht zwei Perſonen, es befinden ſich nicht drei Männer zuſammen, ohne daß die Unterhaltung von den Privatintereſſen zu den allgemeinen Intereſſen übergeht. Selbſt der Bauer, der ſich um nichts kümmert und Alles verachtet, was über ſeinen Acker hinausgeht, verlangt jetzt zu wiſſen, ob an der andern Seite des Berges menſchliche Weſen wohnen, die ruhiger und zufriedener ſind als er.

Dieſe Beſchäftigung mit den ſocialen Intereſſen iſt ein Geſetz des Lebens, aber von allen Lebensgeſetzen das grauſamſte, und wenn ſie zum Geſetz des Gewiſſens wird, wird ſie zum Kampfe zwiſchen der Pflicht Aller gegen die Ohnmacht jedes Einzelnen.

Dies ſoll keine politiſche Anklage ſein. Die Politik der Gegenwart, ſo intereſſant ſie auch ſein mag, umfaßt immer nur einen begrenzten Horizont; aber das Geſetz des Leidens, welches unſere Welt beherrſcht, und der Schrei der Klage, welcher aus unſerm Leben hervorbricht, gehen aus den innerſten Zuckungen dieſer Welt hervor, und keine jetzt mögliche Revolution wäre im Stande, die Klage zu erſticken, oder ihre tiefliegende Urſache zu heben. Wenn man ſich in dieſe Forſchungen vertieft, hat man zuerſt die Einwirkung des Guten und Böſen auf die Menſchheit feſtzuſtellen, den Mechanismus der Wirkung und des Widerſtandes zu erklären und endlich zu enträthſeln, auf welche Weiſe dieſer ewige Kampf vor ſich geht. Nichts weiter! Das Warum könnte Gott allein uns ſagen, der den Menſchen zum langſamen Fortſchreiten geſchaffen hat, und der ihm mehr Ver-

ſtändniß und Kraft für das Gute als für das Böſe hätte geben können.

Bei dieſer Frage, welche die Seele an die Allweisheit richten kann, ſtehen wir beſtürzt vor dem furchtbaren Schweigen der Gottheit. Wir fühlen, wie unſer Wille ſich an den ehernen Pforten des undurchdringlichen Geheimniſſes bricht, denn wir können uns nicht vorſtellen, daß die höchſte Güte, das Urbild des Lichts und der Vollkommenheit, der bittenden und ſtöhnenden Welt die Antwort geben ſollte, daß es ſo iſt, weil es ihm ſo gefällt.

Wollte man Atheiſt werden und annehmen, daß es ein unerklärliches Geſetz gäbe, welches das Schickſal des Weltalls lenkt, ſo würde man nur etwas Unglaubliches und Wunderbares annehmen, ſtatt zu geſtehen, daß man mit ſeinem beſchränkten Verſtande die Motive der höchſten Weisheit nicht zu ergründen vermag. Der Glaube beſiegt die Zweifel, aber die gequälte Seele fühlt, wie die Schranken ihrer Macht ſie eng einſchließen und ihre Hingebung auf einen ſo kleinen Raum beſchränken, daß der Hochmuth für immer entweicht und nur die Trauer in der Seele bleibt.

Unter den Einflüſſen dieſer Stimmung ſchrieb ich Lelia. Ich ſprach mit Niemand davon, denn ich wußte, daß Niemand meine Frage beantworten könne, und vielleicht war mir auch in gewiſſer Beziehung das Heimlichhalten meiner Träumereien lieb. Ich habe immer geliebt, eine Idee langſam und allein auszukoſten, mochte ſie noch ſo nagend und quälend ſein. Es iſt der einzige erlaubte Egoismus, wenn man Niemand ſeine Muthloſigkeit mittheilen mag, die ſich durch die Betrachtung ihrer eignen Urſachen verſcheuchen

läßt, und endlich dem Lebensmuthe und vielleicht der innern Gnade gänzlich weicht.

Es iſt wahr, daß ich, indem ich meinen Freunden gegenüber ſchwieg, durch die Veröffentlichung meines Buches eine Klage ausſtieß, die nur um ſo größern Widerhall finden mußte. Anfänglich dachte ich nicht daran. Ich legte mir ſelbſt und dem Ausdrucke meiner Schmerzen wenig Bedeutung bei; ich ſagte mir, mein Buch würde wenig geleſen werden, man werde darüber lachen, wie über eine Zuſammenſtellung hohler Träume — es würde nicht im Stande ſein, Betrachtungen über die Probleme des Zweifels und des Glaubens hervorzurufen. Als ich aber ſah, daß einige Menſchen in meine Seufzer einſtimmten, fing ich an zu glauben, und ich glaube es noch jetzt, daß die Wirkung ſolcher Bücher eher gut als ſchlecht iſt, und daß in einem ſo materialiſtiſchen Zeitalter dieſe Arbeiten von größerem Werthe ſind, als z. B. die Contes drôlatiques, obgleich dieſe das große Publikum mehr amüſiren.

Wegen der Contes drôlatiques, die zu derſelben Zeit erſchienen, gerieth ich in ziemlich lebhaften Streit mit Balzac, und als er mir gegen meinen Willen Fragmente daraus vorleſen wollte, hätte ich ihm beinahe das Buch an den Kopf geworfen. Ich erinnere mich, daß ich ihm ſagte, er ſei ein indecenter Menſch; er erwiderte: ich ſei prüde; und noch auf der Treppe rief er: „Sie ſind doch ein dummes Geſchöpf!“ Aber das ſtörte unſere Freundſchaft nicht im Geringſten, denn Balzac war ein wirklich guter und naiver Menſch.

Nachdem ich einige Tage in dem Walde von Fontainebleau zugebracht hatte, wünſchte ich, wie alle Künſtler, Italien

zu ſehen. Es ſollte mich in einer meinen Erwartungen widerſprechenden Weiſe befriedigen. Ich wurde der Beſichtigung von Bildern und Monumenten ſchnell müde. Die Kälte zog mir das Fieber zu, die Hitze erdrückte mich, und der ſchöne Himmel wurde mir langweilig. Aber in einem Winkel von Venedig fand ich die Einſamkeit, und ſie würde mich lange gefeſſelt haben, wenn meine Kinder bei mir geweſen wären. Ich werde hier, man mag ſich beruhigen, keine der Beſchreibungen wiederholen, die ich in den „Lettres d'un Voyageur“ veröffentlicht habe, und in verſchiedenen Romanen, die in Italien und beſonders in Venedig ſpielen. Ich werde nur von mir ſelbſt einige Einzelnheiten mittheilen, deren Platz in dieſer Erzählung iſt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Zweite Ausgabe.

Elfter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Herr Beyle (Stendhal). — Die Kathedrale von Avignon. — Die Reiſe über Genua, Piſa und Florenz. — Durch die Apenninen nach Venedig, Bologna und Ferrara. — Alfred de Muſſet, Géraldy, Leopold Robert in Venedig. — Arbeit und Einſamkeit in Venedig. — Finanzielle Verlegenheit. — Ein ſchöner Zug von einem öſterreichiſchen Offizier. — Quälereien. — Polichinelle. — Eine merkwürdige Begegnung. — Abreiſe nach Frankreich. — Carlone. — Die Räuber. — Antonio. — Zuſammentreffen mit drei Engländern. — Die Theater in Venedig. — Die Paſta. Mercadante, Zacometto. — Die Gleichheit der Lebensweiſe in Venedig. — Ankunft in Paris. — Rückkehr nach Nohant. — Julie. — Meine Freunde in Berry. — Die Freunde aus der Dachſtube. — Prosper Breſſant. — Der Prinz.

Auf dem Dampfſchiffe, das mich von Lyon nach Avignon führte, traf ich mit einem der bedeutendſten Schriftſteller damaliger Zeit, mit Beyle zuſammen, deſſen Pſeudonyme Stendhal war. Er bekleidete das Amt eines Conſuls in Civita-Vecchia, und kehrte nach kurzem Aufenthalte in Paris auf ſeinen Poſten zurück. Er war ſehr geiſtreich und ſeine Unterhaltung erinnerte an die von Delatouche, nur beſaß er mehr Tiefe, und weniger Grazie und Delikateſſe. Dem erſten Anſcheine nach ſtimmte auch ihr Aeußeres überein; er war ebenfalls ein dicker Mann, der den feinen Ausdruck

ſeines Geſichtes unter einer ſchwerfälligen Maske verbarg. Aber Delatouche wurde zuweilen durch ſeine plötzlich hervorbrechende Melancholie ſchön, Beyle hingegen war beſtändig ſatyriſch und ſpöttiſch. Ich unterhielt mich einen Theil des Tages mit ihm und fand ihn ſehr liebenswürdig. Er ſpottete über meine Sympathien für Italien, verſicherte, daß ich ſehr bald davon zurückkommen würde, und daß die Künſtler, die in dieſem Lande das Schöne ſuchten, dumme Tölpel ſeien. Ich glaubte ihm nicht, denn ich ſah, daß er ſeines Exils müde war, und nur mit Widerſtreben nach Italien zurückkehrte. Er verſpottete den italieniſchen Charakter, den er nicht leiden mochte, und gegen welchen er ſehr ungerecht war, in ſehr ergötzlicher Weiſe. Er bereitete mich vor Allem auf eine Entbehrung vor, die ich indeſſen niemals empfunden habe, nämlich auf die Entbehrung der angenehmen Unterhaltung und überhaupt alles Deſſen, was zum geiſtigen Leben gehört. Er behauptete, man könne weder Bücher, noch Journale, noch neue Nachrichten erhalten. Ich begriff wohl, was einem ſo lebhaften, originellen und mittheilſamen Menſchen, wie er, fehlen mußte, wenn er aus den Kreiſen geriſſen war, die ihn verſtanden und anregten. Er trug beſonders eine Verachtung aller Eitelkeit zur Schau, und ſuchte an jedem, der mit ihm ſprach, irgend etwas zu entdecken, was er durch ſeine unbarmherzige Spötterei zermalmen konnte. Aber ich glaube nicht, daß er boshaft war; er gab ſich zu viel Mühe, es zu ſcheinen.

Alles, was er mir von der Langweiligkeit und dem Mangel des geiſtigen Lebens in Italien ſagte, zog mich nur

an, ſtatt mich zu ſchrecken, denn ich reiſte ja nur, um mich von der Schöngeiſterei zu retten, die ich ſeiner Meinung nach liebte.

Wir ſoupirten mit einigen andern Reiſegefährten in einer ſchlechten Herberge des Dorfes, denn der Steuermann des Dampfſchiffes wagte nicht, die Brücke St. Esprit vor Tagesanbruch zu paſſiren. Beyle betrank ſich, gerieth in eine tolle Heiterkeit, tanzte in ſeinen großen Pelzſtiefeln um den Tiſch und wurde ein wenig grotesk, aber nicht im geringſten hübſch.

In Avignon zeigte er uns die ſehr ſchön gelegene Hauptkirche. In einer Ecke derſelben befindet ſich ein alter, entſetzlicher Chriſtus, von gemaltem Holz in natürlicher Größe, der ihm Gelegenheit zu den unerhörteſten Ausſprüchen gab. Er hatte einen wahren Abſcheu vor dieſen widerwärtigen Götzenbildern, an denen die Südländer, wie er behauptet, nur die rohe Häßlichkeit und cyniſche Nacktheit bewundern. Er hatte Luſt, das Bild mit Fauſtſchlägen zu traktiren.

Ich bedauerte es nicht, als Beyle den Landweg einſchlug, um Genua zu erreichen. Er fürchtete das Meer, und mir lag daran, Rom ſchnell zu erreichen. Wir trennten uns alſo nach einigen heiter zuſammen verlebten Tagen; aber ich geſtehe, daß ich genug von ihm hatte, und vielleicht den Landweg eingeſchlagen haben würde, wenn er ſeine Reiſe zu Waſſer fortgeſetzt hätte, denn im Hintergrunde ſeines Geiſtes lag die Neigung zur Obſcönität. Uebrigens war er ein bedeutender Mann. Er beſaß einen mehr witzigen, als gerechten Scharfſinn im Urtheil, und ein wirkliches und

ursprüngliches Talent. Er schrieb schlecht, und verstand doch den Leser in hohem Grade zu interessiren und zu fesseln.

In Genua bekam ich das Fieber, und schrieb dies der außerordentlichen Kälte bei der Ueberfahrt über die Rhône zu, aber es kam nicht davon, denn ich bekam später in Genua das Fieber auch bei sehr schönem Wetter. Es war nur die italienische Luft, an die ich mich nicht gewöhnen kann.

Trotz des Fiebers setzte ich meine Reise fort, aber es machte mich so stumpf, daß ich Pisa und Campo-Santo in vollkommner Apathie sah. Es wurde mir selbst gleichgültig, welchen Weg ich einschlug; ich ließ die Kopf- oder die Schriftseite einer Münze für Rom oder Venedig entscheiden. Die Kopfseite, die für Venedig sprach, fiel zehnmal nach oben — ich wollte darin eine Bestimmung sehen, und reiste über Florenz nach Venedig.

In Florenz hatte ich einen neuen Fieberanfall. Ich sah alles Schöne, was dort zu sehen ist, aber nur wie im Traume, und dadurch erhielt es etwas Phantastisches für mich. Das Wetter war ausgezeichnet, aber ich fühlte mich eiskalt, und als ich den Perseus von Cellini und die Kapelle von Michel Angelo betrachtete, schien es mir zuweilen, als sei ich selbst eine Statue. In der Nacht träumte ich, ich würde eine Mosaikarbeit, und dann zählte ich aufmerksam meine kleinen Quarrés von Lapislazuli und Jaspis.

Die Apenninen durchreiste ich in einer klaren, kalten Januarnacht, in einer ziemlich bequemen Kalesche, die von zwei Gensdarmen in kanariengelber Uniform begleitet war und zur Beförderung des Couriers benutzt wurde.

Ich habe niemals eine einſamere Straße und nutzloſere Gensdarmen geſehen, denn ſie waren immer um eine Stunde voraus oder zurück, und ſchienen gar nicht daran zu denken, daß ſie uns gegen die Räuber ſchützen ſollten. Aber trotz der Aengſtlichkeit des Couriers ſtieß uns nichts auf, als ein kleiner Vulkan, den ich für eine an der Straße angeſteckte Laterne hielt, welchen der Mann aber mit Emphaſe il monte fuoco nannte.

In Ferrara und Bologna konnte ich nichts ſehen; ich war zu ſehr erſchöpft, und ich erwachte erſt wieder ein wenig beim Uebergang über den Po, deſſen Lauf durch die weiten ſandigen Ebenen den Charakter der Traurigkeit und Troſtloſigkeit trägt. Dann ſchlief ich wieder bis Venedig und war ſehr wenig erſtaunt, als ich in einer Gondel dahinglitt, als ich ſah, wie die Lichter des Markusplatzes ſich im Waſſer ſpiegelten, und wie ſich die Umriſſe der großen byzantiniſchen Bauwerke auf dem hellen Hintergrunde abzeichneten, auf dem der Mond in ſeiner ungeheuern Größe beim Aufgange phantaſtiſcher erſchien, als alles Andere.

Venedig war die Stadt meiner Träume, und Alles, was ich ſah, übertraf meine Erwartungen, ſowohl der Morgen als der Abend, die Stille der ſchönen Tage, wie der düſtere Effekt der Stürme und Wetter. Ich liebte die Stadt um ihrer ſelbſt willen; ſie iſt die einzige der Welt, die ich ſo lieben kann, denn jede andere hat bis jetzt den Eindruck eines Gefängniſſes auf mich gemacht, das ich nur meiner Mitgefangenen wegen zu ertragen vermochte. In Venedig könnte man lange allein leben und lernt verſtehen, wie ſeine Kinder es in der Zeit ſeiner Pracht und Freiheit

faſt nicht wie eine Sache, ſondern wie ein Weſen lieben konnten.

Auf mein Fieber folgte eine große Abſpannung und furchtbare Kopfſchmerzen, die ich noch nicht kannte, die ſich aber ſeitdem als oft wiederkehrende und zuweilen unerträgliche Migräne feſtſetzten. Ich glaubte in Venedig nur einige Tage und in Italien überhaupt nur wenige Wochen bleiben zu können, aber unvorhergeſehene Ereigniſſe feſſelten mich länger.

Alfred de Muſſet litt noch mehr als ich von der venetianiſchen Luft, die viele Fremde niederwirft. *) Er er-

*) Der Sänger Géraldy war zu derſelben Zeit in Venedig und erkrankte mit Alfred de Muſſet zugleich eben ſo gefährlich. Auch glaube ich, daß die Luft von Venedig, die für viele Naturen zu aufregend iſt, zur Ausbildung des tragiſchen Spleens viel beigetragen hat, der Leopold Robert kurze Zeit nach meiner Abreiſe zum Selbſtmorde trieb. Er hatte ſich in Venedig niedergelaſſen; ich wohnte einige Zeit in einem Hauſe ihm gegenüber, und ſah ihn alle Tage in einer Barke ausfahren, die er ſelbſt ruderte. Er war gewöhnlich mit einer ſchwarzen Sammetblouſe und eben ſolchem Baret bekleidet, und erinnerte an die Maler der Renaiſſance. Sein Geſicht war blaß und traurig, ſeine Stimme rauh und klanglos. Ich wünſchte ſehr, ſeine Fiſcher von Chios zu ſehen, von denen man wie von einem geheimnißvollen Wunderwerke ſprach, denn er verbarg ſie mit einer Art zorniger Eiferſucht, und ich hätte leicht die Zeit ſeiner Abweſenheit benutzen können, um mich in ſein Atelier zu ſchleichen, aber man ſagte mir, daß er wahnſinnig werden könnte, wenn er die Treuloſigkeit ſeiner Wirthe erführe. Ich hütete mich alſo wohl, denn ich hätte ihm nicht die kleinſte Anwandlung von Verdruß bereiten mögen, aber ich hörte bei dieſer Gelegenheit von Perſonen, die ihn täglich ſahen, daß man ihn ſchon für einen Wahnſinnigen der ſchlimmſten Art halte.

krankte am Typhus und ſtand mit einem Fuße im Grabe. Es war nicht nur die Achtung vor ſeinem Genius, welcher mir ein lebhaftes Intereſſe für ihn einflößte und mir die Kraft gab, ihn zu pflegen, obgleich ich ſelbſt ſehr krank war, ſondern auch die Liebenswürdigkeit ſeines Charakters und die geiſtigen Qualen, die gewiſſe Widerſprüche zwiſchen dem Herzen und der Phantaſie dieſer poetiſchen Natur bereiteten. Ich brachte ſiebzehn Tage an ſeinem Bette zu, ohne täglich länger als eine Stunde zu ſchlafen. Seine Geneſung dauerte faſt eben ſo lange, und als er abgereiſt war, brachte die Ermüdung eine merkwürdige Erſcheinung bei mir hervor. Ich hatte ihn am frühen Morgen in einer Gondel bis Meſtre begleitet, und kehrte durch die kleinen Kanäle im Innern der Stadt nach meiner Wohnung zurück. Alle dieſe engen Kanäle, welche als Straßen dienen, ſind mit kleinen, aus einem einzigen Bogen beſtehenden Brücken für die Fußgänger überbaut. Meine Augen waren durch die Nachtwachen ſo überreizt, daß ich alle Gegenſtände verkehrt ſah, beſonders ſchienen mir alle dieſe kleinen Brücken nach unten, ſtatt nach oben gebogen.

Aber der Frühling kam, und der Frühling im nördlichen Italien iſt vielleicht der ſchönſte der Welt. Lange Wanderungen durch die Tyroler Alpen und Touren durch den mit reizenden kleinen Inſeln überſtreuten venetianiſchen Archipel, ſetzten mich bald wieder in den Stand, ſchreiben zu können. Und das war nöthig, denn meine kleine Baarſchaft war aufgezehrt, und ich beſaß nicht die Mittel nach Paris zurückzukehren. Ich nahm nun eine kleine, mehr als beſcheidene Wohnung im Innern der Stadt, ging nur

am Abend aus, um Luft zu ſchöpfen, und arbeitete den ganzen Nachmittag und einen Theil der Nacht beim Geſange der zahmen Nachtigallen, die alle Balkons von Venedig beleben. Ich ſchrieb dort André, Jacques, Mattea und die erſten Lettres d'un voyageur.

Ich machte Buloz mehrere Zuſendungen, die mich in den Stand ſetzen ſollten, meine Lebensbedürfniſſe zu bezahlen (denn ich lebte zum Theil auf Credit) und zu meinen Kindern zurückzukehren, nach denen ich mich von Tage zu Tage mehr ſehnte. Aber es verfolgte mich in dieſem lieben Venedig ein eigenthümliches Unglück — das Geld kam nicht; Wochen vergingen und meine Exiſtenz wurde mit jedem Tage problematiſcher. Man lebt in Venedig ſehr billig, das iſt wahr, wenn man ſich darauf beſchränkt, Sardinen und Muſcheln zu eſſen, eine Nahrung, die übrigens ſehr geſund iſt und dem geringen Appetit genügt, den man bei der außerordentlichen Hitze empfindet. Aber der Kaffee iſt in Venedig unentbehrlich. Die meiſten Fremden werden hauptſächlich krank, weil ſie ſich nicht zu der nothwendigen Lebensweiſe verſtehen wollen, welche fordert, daß man täglich wenigſtens ſechsmal ſchwarzen Kaffee trinkt. Dieſes in der Atmoſphäre der Lagunen unſchädliche und unentbehrliche Nervenreizmittel wird aber wieder gefährlich, ſobald man den Fuß auf feſten Boden ſetzt.

Der Kaffee war alſo eins der koſtſpieligen Dinge, in deren Gebrauch ich mich beſchränken mußte. Auch das Lampenöl ging durch das lange Nachtarbeiten ſchrecklich ſchnell zu Ende. Ich behielt noch immer die Mieth-Gondel, die ich Abends von ſieben bis zehn Uhr benutzte, und welche

monatlich fünfzehn Francs koſtete; aber das geſchah nur, weil ich einen Gondolier hatte, der ſo alt und hinfällig war, daß ich dachte, er würde verhungern, wenn ich gewagt hätte, ihn abzulohnen. Indeſſen ſtellte ich doch Betrachtungen darüber an, daß ich für ſechs Sous zu Mittag aß, damit ich ihn bezahlen konnte und er die Mittel fand, ſich alle Abende zu betrinken.

Dieſer arme Vater Catul, von dem ich in den Lettres d'un voyageur geſprochen habe, erinnert mich an eine Anekdote, welche die öſterreichiſche Herrſchaft in Venedig charakteriſirt.

Eines Abends, als die verſchloſſene Gondel ruhig an einem Anhaltepunkte lag, und ich wartete, daß mir mein alter Gondolier irgend einen Gegenſtand brächte, nach dem ich ihn geſchickt hatte, hörte ich, wie Jemand das Dach der Gondel beſchmutzte. Bald darauf hörte ich die heiſere Stimme des rückkehrenden Catul rufen: „Porco di Tedesco! Du erlaubſt Dir, meine Gondel zu beſudeln!“ „Höre,“ antwortete der Andere in ſchlechtem Italieniſch, „ich bin Offizier im Dienſte Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich, und habe das Recht, mit Deiner Gondel zu machen, was ich will.“

„Aber es iſt eine Dame in der Gondel,“ ſchrie der Gondolier.

Hierauf öffnete der Offizier, der durchaus nicht betrunken war, die Thüre der Feltra (ſo heißt das Dach), betrachtete mich, und ſagte: „Die Signora hat die gentilleza e die prudenza gehabt, zu ſchweigen, und ſie hat wohl daran gethan; Du aber wirſt morgen in's Gefängniß ſpazieren,

und kannſt Dich glücklich ſchätzen, daß ich Dir nicht den Degen durch den Leib renne."

Und der arme Catul würde in der That ins Gefängniß gewandert ſein, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt hätte, indem ich verſicherte, er ſei betrunken, und mir den Anſchein gab, als rechne ich es uns für eine Ehre an, daß der Oeſterreicher unſere Gondel des Beſudelns würdig achtete.

Solche gemeine Scherereien wiederholen ſich täglich. Ein wenig Tabaksgeruch autoriſirt die Douaniers in die Wohnungen einzudringen und die Schränke und Kommoden zu unterſuchen; im glücklichſten Falle benutzen ſie die Gelegenheit nicht, um ein Foulard oder ein Paar Strümpfe in die Taſche zu ſtecken, wie ich es bei der Durchſuchung meines Gepäcks in Genua und andern Orten erlebte. Man macht dies ohne große Umſtände ab.

Polichinelle war damals der einzige Rächer der geknechteten Einwohnerſchaft. Mit Hülfe des venezianiſchen Dialekts, den die kürzlich angekommenen Deutſchen nicht verſtanden, griff man ſie auf die ergötzlichſte Weiſe an, und wenn ein fremdes verdächtiges Geſicht erſchien, machten die Straßenbuben durch einen gewiſſen Schrei „Polichinelle" aufmerkſam, daß er ſchweigen ſolle.

Ohne die empörende und abſcheuliche Herrſchaft der Oeſterreicher würde ich in Venedig Alles geliebt haben, Menſchen und Dinge. Die Venetianer ſind gut, liebenswürdig, geiſtreich und ohne ihren Verkehr mit den Slaven und Juden, die ſich ihres Handels bemächtigt haben, würden

ſie eben ſo rechtſchaffen ſein, wie die Türken, die dort geliebt und geachtet ſind, wie ſie es verdienen.

Aber trotz meiner Sympathien für das ſchöne Land und ſeine Bewohner, trotz des angenehmen Lebens, welches der Arbeit ſo förderlich war, trotz der reizenden Entdeckungen, die man bei jedem Schritte in den maleriſchen und feenhaften Umgebungen macht, wurde ich doch endlich ungeduldig und entſetzte mich vor dem wirklichen Elende, in das ich zu ſinken drohte, und vor der Unmöglichkeit abzureiſen, die vielleicht noch lange währen konnte. Ich ſchrieb vergebens nach Paris, ging vergebens jeden Tag nach der Poſt — es kam nichts an. Ich hatte ganze Hefte Manuſcript abgeſandt und wußte nicht einmal, ob es angenommen war. In Venedig wußte vielleicht kein Menſch etwas von der Exiſtenz der Revue des deux Mondes.

Eines Tages, als ich nichts, buchſtäblich nichts mehr beſaß und für weniger als Nichts zu Mittag gegeſſen hatte, fuhr ich in meiner Gondel aus, die ich auf vierzehn Tage vorausbezahlt hatte, indem ich überlegte, ob ich einem der wenigen Menſchen, die ich in Venedig kannte, meine Lage trotz meines Widerwillens anvertrauen ſollte; da kam mir plötzlich die feſte Ueberzeugung, daß ich noch heute, noch in demſelben Augenblicke einem Franzoſen begegnen würde, dem mein Charakter und meine Stellung bekannt ſei, und den ich ohne Verlegenheit bitten könnte, mich aus der Verlegenheit, in der ich mich befand, zu befreien, und mir das Nöthige zu borgen. In dieſer ohne Zweifel nicht ganz vernünftigen, aber ganz feſten Ueberzeugung öffnete ich die Jalouſien meiner Gondel und betrachtete mit Aufmerkſamkeit

alle Menſchen, die mir auf dem Canal Saint-Marc begegneten. Ich ſah keine Bekannten, aber meine Ueberzeugung blieb feſt und ich trat in den öffentlichen Garten und gab, ganz gegen meine Gewohnheit, Acht auf jedes Geſicht und auf jede Stimme.

Plötzlich erblickte ich einen ſehr guten und ſehr ehrenhaften Mann, mit dem ich früher im Bade des Mont-Dore bekannt geworden war, und der uns, da er auch mit meinem Manne befreundet war, mehrere Mal in Nohant beſucht hatte. Er war reich, unabhängig und kannte meine Verhältniſſe. Sobald er mich ſah, kam er zu mir und äußerte ſein Erſtaunen, mich hier zu finden. Ich erzählte ihm meine Erlebniſſe und er ſtellte mir ſofort mit der größten Freude ſeine Börſe zur Verfügung, wobei er mir die Verſicherung gab, daß er gerade im Augenblick unſeres Zuſammentreffens an mich, an unſer Zuſammenſein in Nohant und an Berry gedacht hätte, ohne ſich erklären zu können, warum ſich ihm dieſe Erinnerung mit ſolcher Lebhaftigkeit aufdrängte, da ihn Nichts in ſeiner jetzigen Umgebung auf mich oder die Meinigen zurückweiſen konnte.

War dies eine Wirkung des Zufalls oder täuſchte ihn ſeine Phantaſie, als ich ihm lachend von meiner Ahnung erzählte? Ich weiß es nicht und begnüge mich damit, die Thatſache zu erzählen.

Ich weigerte mich, mehr als zweihundert Francs von ihm anzunehmen. Er war im Begriff nach Rußland zu gehen, und da er ſich einige Tage in Wien aufhalten wollte, hoffte ich mit einigem Grunde, noch früh genug eine Sendung von Paris zu erhalten, die mich in den Stand ſetzte,

ihm ſeinen Vorſchuß zurückzuzahlen und ſelbſt nach Frankreich zurückzukehren.

Meine Hoffnung wurde erfüllt. Kaum hatte er Venedig verlaſſen, als ein Poſtbeamter, den ich dringend gebeten hatte, nach Briefen für mich zu ſuchen, in einem verſteckten Kaſten die Antworten von Buloz nebſt verſchiedenen Banknoten fand, welche ſchon ſeit zwei Monaten, vielleicht durch Zufall, vielleicht aber auch abſichtlich, trotz meiner Erkundigungen und Fragen überſehen waren.

Ich ordnete ſogleich alle meine Angelegenheiten, packte meine Sachen und reiſte gegen Ende Auguſt bei niederdrückender Hitze von Venedig ab.

Ich habe immer einen Abſcheu vor Diligencen gehabt und zog vor einen Miethkutſcher zu nehmen, der nur kleine Tagereiſen machte und mir Zeit ließ, das ſchöne Land zu Fuß zu durchſtreifen, wobei er mir zugleich während der Ruhezeit ſeinen Schutz gewähren mußte. Mein Führer war ein wackerer Mann, der ſich nicht vor Räubern fürchtete und den ich auch deshalb und auf ſein ehrliches Geſicht gemiethet hatte. Zu jener Zeit gehörte es nämlich noch zu den italieniſchen Plagen, ſich beſtändig der wahren oder grundloſen Beängſtigungen aller Kutſcher und Gaſtwirthe erwehren zu müſſen. Zwiſchen dem Carlone und mir war es ausgemacht, daß wir unſere Tagemärſche ruhig fortſetzen wollten, auch wenn uns etwa, wie es mir begegnet war, Schaaren erſchreckter Bauern mit der Mahnung entgegenkämen, ſo ſchnell als möglich wieder umzukehren. Die öſterreichiſche Polizei war ſo gut organiſirt, daß ſolche Warnungen wohl nur Myſtifikationen ſein konnten, und ich

wollte nicht, daß ſie zu einer Verlängerung und Vertheuerung der Reiſe Anlaß gäben. Der Carlone verſprach mir, tapfer vorwärts zu gehen und die Räuber, die ihm begegnen ſollten, tüchtig zu hauen.

Der Beiname „Carlone" war eine ſehr charakteriſtiſche Bezeichnung; gewöhnlich wird die koloſſale Statue des heiligen Carlo Borromeo am Lago Maggiore ſo genannt. Es iſt bekannt, daß die Endung one das Große, Starke bezeichnet. Mein Führer, der ein Mailänder war und ſich eines für ſeine Größe ganz angemeſſenen Embonpoints erfreute, hatte dieſen ehrenhaften Beinamen erhalten.

Ich hatte für den Nothfall und in Vorausſicht der Gebirgsſtreifereien eine leinene Hoſe, eine Mütze und eine blaue Blouſe im Grunde meines Koffers mitgenommen. So konnte ich denn meine Beine für die Qual des langen Stillſitzens während der Tage und Nächte, die ich dem Schreiben widmete, und während der Gondelfahrten entſchädigen, indem ich einen großen Theil der Reiſe zu Fuß zurücklegte. Ich ſah alle großen Seen, deren ſchönſter meiner Anſicht nach der Lago di Garda iſt. Ich überſchritt den Simplon und ging ſo im Laufe eines Tages von der tropiſchen Hitze des italieniſchen Gebirgsabhanges zu der eiſigen Kälte der Alpenhöhen über, um Abends im Rhonethal die Friſche des Frühlings zu finden. Ich mache hier keine Reiſebeſchreibung und beſchränke mich darauf, zu ſagen, daß ich in fortwährendem Entzücken war. Das Wetter war köſtlich bis zum Uebergange des „Schwarzkopfes" zwiſchen Martigny und Chamouny. Hier gewährte mir ein prächtiges Gewitter das erhabenſte Schauſpiel, das ſich denken läßt;

aber das Maulthier, das man mir aufgeſchwatzt hatte, wollte plötzlich weder vor- noch rückwärts gehen; ich warf ihm die Zügel über den Hals, lief mit Leichtigkeit von dem raſenbedeckten Abhange hinunter und kam nach Chamouny noch vor dem Regen, der in ſchweren Wolken hinter mir drein zog, während im Gebirge das Donnern des Gewitters mächtig wiederhallte.

Ich hatte nur zwei Begegnungen auf dieſer ganzen Reiſe. Zuerſt traf ich Antonio, einen kleinen Friſeur, den ich in Venedig als Diener gehabt und als guten, treuen und klugen Burſchen Alfred de Muſſet mit nach Paris gegeben hatte. Wir waren übereingekommen, daß er wieder in meine Dienſte treten ſollte, wenn Muſſet ihn nicht zu behalten wünſchte. Aber Antonio hatte das Heimweh bekommen und kehrte zu Fuß durch die Alpen nach Venedig zurück. Als er mich nun ſich gegenüber ſah, etwas reinlicher zwar, aber weniger elegant gekleidet als er ſelbſt, brach er voller Erſtaunen beim Anblick des bekannten Geſichtes und der in ihrer Verkleidung unbekannten Geſtalt in den Ausruf ſeiner Landsleute aus: „Ach! beim Blute der Diana!“ —

Darauf trat er mir näher und küßte mir die Hand, wie das in Italien für alle Diener und ſogar für die Aufwärter im Gaſthauſe gebräuchlich iſt. Und es fiel mir ein, welch ein ſonderbares Schauſpiel es für den Vorübergehenden ſein müßte, dieſen Herrn in ärmlicher abgetragener Kleidung, aber mit einigen Ueberbleibſeln von Handſchuhen und goldnen Ketten, einem Straßenjungen in der Blouſe galant die

Hand küſſen zu ſehen, während Beide vom Kopf bis zu den Füßen mit Staub bedeckt waren.

Der arme Antonio befand ſich in der äußerſten Noth. Da er Paris verlaſſen wollte, ohne von ſeinem Herrn verabſchiedet zu ſein, konnte er keinen Anſpruch auf Reiſegeld machen. So hatte er denn keinen Pfennig in der Taſche, war auf die Kraft ſeiner Füße angewieſen, war aber noch immer ein ächter Friſeur, denn er duftete ſtundenweit nach Pomade, und ein ächter Venetianer, denn er hätte lieber gebettelt, als auf die Rückkehr nach ſeiner Vaterſtadt verzichtet.

Ich amüſirte mich bei der Erzählung ſeiner kleinen Leiden; er ſprach das Italieniſche ziemlich rein, aber mit einer gewiſſen komiſchen Ziererei, verfehlte nie Venezia la bella zu ſagen, wenn er ſich ſeinen patriotiſchen Gefühlen hingab, und klagte über die Pariſer Bevölkerung, die er durchweg als eine razza sofistica bezeichnete.

Ich gab ihm etwas zur Erleichterung ſeiner Reiſebeſchwerden, aber es wurde mir ſchwer ihn zu beſtimmen, es anzunehmen, denn er begriff nicht, daß ich zum Vergnügen zu Fuße ging und die beſchriebene Kleidung trug, und ſagte: „Ich ſehe wohl, daß auch die Signora vom Unglück heimgeſucht iſt.“

Endlich nahm er meine Gabe an und dabei waren ſeine Thränen und die Ausdrücke ſeiner Erkenntlichkeit eben ſo rührend als lächerlich.

Meine zweite Begegnung kann in zwei Akte getheilt werden. Beim Uebergang des Simplon ſchritten drei Engländer vor mir auf dem ſteilen Wege hin. Als mich der

Erſte ohne anſcheinende Anſtrengung an ſich vorübergehen ſah, blieb er ſtehen und ſagte mit ſehr verwunderter Miene: „Er iſt ſehr anſtrengend!“

Als ich den Mont Blanc erſtieg, kamen dieſelben Engländer von der Höhe herab. Ich erkannte den Erſten ſogleich, der ſtumm vorüberging und mich wie eine Bekannte grüßte. Aber der Folgende ſagte mit tiefem Seufzer und melancholiſchem Tone: „Er iſt ſehr anſtrengend!“

Wenn ich dieſem Trio noch einmal begegnet wäre, bin ich überzeugt, daß mir der, welcher noch nicht geſprochen hatte, ganz daſſelbe geſagt haben würde.

Ehe ich Italien ganz den Rücken wende, will ich noch ein Wort über das Theater in Venedig ſagen, obwohl mir meine precäre Lage nicht erlaubt hat, viele Vorſtellungen zu beſuchen. Die Paſta ſang damals im Theater Fenice mit Donzelli, einem Tenoriſten, der zwar Rubini nicht erreicht, aber ein angenehmes, anſprechendes Talent beſitzt, das auch in Paris gerechte Würdigung gefunden hat. Ich ſah die erſte Aufführung einer Oper von Mercadante „la Fausta“, in welcher die Paſta eine Rolle hatte, welche der Phädra glich und in welcher ſie noch immer ſehr ſchön war. Zuweilen wurde ſie von ihren Stimmmitteln verlaſſen und ſang falſch vom Anfang bis zum Ende ihrer Rollen; aber das italieniſche Publikum, das großmüthiger iſt, als das unſerige, hielt ſich an die Momente, in welchen ſie noch immer ſowohl als Schauſpielerin wie als Sängerin groß war, applaudirte und rief ſie voller Entzücken heraus. Die Anerkennung für den Componiſten überſtieg alle Grenzen und unſere Pariſer Gewohnheiten vermögen nicht davon eine Idee zu geben.

Nach jedem Akte wurde der Maëſtro gerufen und ſah ſich gezwungen, fünfzehn bis zwanzig Mal hintereinander zwiſchen Vorhang und Lampen die Scene zu überſchreiten. Der beſcheidene, naive, linkiſche Mercadante ertrug dieſe Ausſtellung halb lächelnd, halb zitternd, und um ſich eine Contenance zu geben, zog er die Paſta hinter ſich her, die aus vollem Herzen lachte.

Auf der Bühne erſchien die Paſta noch immer jung und ſchön. Sie war klein, dick und hatte zu kurze Beine, wie viele Italienerinnen, deren herrliche Büſte nicht zu den übrigen Körperverhältniſſen paßt. Aber dennoch gelang es der Künſtlerin durch den Adel ihrer Bewegungen und die Feinheit ihrer Geſtikulation groß und majeſtätiſch zu erſcheinen. Ich war ſehr unangenehm überraſcht, als ich ihr am folgenden Tage begegnete. Sie ſtand in ihrer Gondel und war mit jener übertriebenen Sparſamkeit gekleidet, welche die Hauptſorge ihres Lebens geworden war. Der herrliche plaſtiſche Kopf, den ich bei den Begräbnißfeierlichkeiten Ludwig's XVIII. in all' ſeiner Feinheit und Friſche bewundert hatte, war kaum noch der Schatten ſeiner ſelbſt, und in ihrem alten Hut und Mantel hätte man die Paſta für eine Logenſchließerin halten können. Als ſie jedoch eine Bewegung machte, um dem Gondelführer den Platz zu bezeichnen, wo ſie landen wollte, lag darin die ganze Majeſtät der Königin oder Göttin.

Im Theater Fenice ſah ich auch ein Ballet von zauberhaftem Glanz in Hinſicht der Decorationen und Coſtüme, aber ſo vollſtändig albern vom Standpunkte der Kunſt, daß man es gewiß in unſeren Provinzſtädten, wo das Publikum

durch die Ankündigung gelockt wird: „die Decoration iſt ganz von Gold" nicht ertragen hätte. In der That waren die Paläſte und Kleider mit Gold bedeckt, aber das Ganze war doch nur etwas Häßliches und Dummes und ich überzeugte mich, daß der Venetianer, der in der Beurtheilung der Vergangenheit ſo viel Enthuſiasmus und Kunſtſinn verräth, in Betreff der gegenwärtigen Dinge in Barbarei verſunken iſt.

Den einzigen nationalen Ausdruck der Kunſt fand ich im komiſchen Genre, in einem Theater, wo Parodien, Poſſen und Komödien von Gozzi im venetianiſchen Dialekte aufgeführt wurden. Der Schauſpieler, welcher den Zacometto (die komiſche Perſon des Venetianers) gab, ſchien mir durch ſeine Mäßigung und ſein Verſtändniß der Rolle Debureau gleich zu ſtehen, und da er oft redend auftrat und vortrefflich ſprach, war er dieſem vielleicht noch überlegen. Seinen Namen habe ich leider vergeſſen. Die Sachen von Gozzi, die ſich auf Volksſitten und Lokalwitze bezogen, waren von einer reizenden Fröhlichkeit und Natürlichkeit. Aber dies Theater, das groß und reinlich war, wurde nur vom Volke beſucht und kein Künſtler war da, um die Leiſtungen der Schauſpieler zu würdigen.

Ich ſah auch ein Tagestheater, das in einem öffentlichen Garten erbaut war. Es war anderen Schauſpielhäuſern gleich bis auf das Dach, welches gänzlich fehlte, ſo daß die Sonne Schauſpieler und Zuſchauer überfluthete. Die Decorationen und die geſchminkten Schauſpieler waren, in der Beleuchtung des Tages, das Gräßlichſte, was man ſich denken kann. Man gab dort ins Italieniſche überſetzte

Dramen von Kotzebue, und hier wie überall gab es arme Teufel, die vortrefflich ſpielten und ſprachen. Ich glaube, daß es deren im komiſchen Genre verhältnißmäßig mehr in dieſen armen, herumziehenden Truppen, als auf unſeren Provinztheatern giebt. Die Italiener haben oder hatten, damals wenigſtens, eine mäßigere, darum feinere und oft keuſchere Komik als wir. Dies macht ſich ſchon im Geſchmack des Volkes bemerklich und würde in ihrer Kunſt vollſtändig hervorleuchten, wenn ſich die Kunſt bei einem Volke heben könnte, das unter fremde Herrſchaft verſunken iſt.

Aber was meiner Anſicht nach den höchſten Reiz von Venedig ausmacht und was ich ſonſt an keinem Orte gefunden habe, iſt die Gleichheit in der Lebensweiſe aller Geſellſchaftsklaſſen. Dieſe Stadt der Ariſtokratie hatte ſich früher durch ſeine Geſetze den Anſchein republikaniſcher Gleichheit gegeben, und ſpäter haben Unglücksfälle und Unterjochung dieſen Schein in Wirklichkeit verwandelt. Ueberdies ſind die Lokalverhältniſſe dieſer Vermiſchung aller Klaſſen durchaus förderlich, in ihren Geſchäften und Vergnügungen ſowohl, wie in ihren Anſichten und Intereſſen. Der Mangel aller Equipagen und die Beſchränkung des Bodens nöthigen die Bevölkerung ſich mit gewiſſen Rückſichten für die allgemeine Sicherheit auf dem Lande ſowohl, wie auf dem Waſſer zu bewegen. Unter dieſen Fußgängern und Schiffenden ſchaut nie einer auf den anderen nieder; man grüßt ſich mit den Augen, man redet ſich an, und jener Wechſel von Trägheit und Heiterkeit, welcher hier die Grundlage des Lebens bildet, wird der Zudringlichkeit der Fremden gegenüber eine leidenſchaftliche und innige Sympathie. Gewiß hätte mich

die Schönheit der Stadt, die Wohlfeilheit und Bequemlichkeit des Lebens, der Mangel aller Etikette, die Nähe der Berge und des Meeres, das herrliche Klima und die Leichtigkeit des Verkehrs, den ich nach meiner Weise auf zwei oder drei Freunde beschränkte, noch lange an Venedig gefesselt, wenn meine Kinder bei mir gewesen wären. Ich träumte oft davon, mir einen dieser alten, verödeten Paläste zu kaufen, welche damals für zehn oder zwölftausend Francs verschleudert wurden, mir den behaglichsten Winkel darin aufzusuchen und mit meinen Kindern, der Arbeit und der Poesie in diesen prächtigen Ruinen zu leben. Ich habe später aufs Neue daran gedacht, als der kühne, gute Pepe den Versuch machte, diese große Nationalität wieder zu erheben und sie Oesterreich heldenmüthig zu entreißen. Aber trotz seiner übermäßigen Anstrengungen ist Venedig unter dem Joche geblieben und die Republiken sind nicht mehr.

Von Genf aus reiste ich in einem Zuge nach Paris, von dem Verlangen getrieben, meine Kinder wiederzusehen. Moritz war gewachsen, hatte sich beinah an das Gymnasium gewöhnt und hatte die besten Zeugnisse bekommen. Aber meine Rückkehr, die eine so große Freude für uns Beide war, erfüllte ihn bald wieder mit dem alten Widerwillen gegen Alles, was nicht auf unser Zusammenleben Bezug hatte. Für den Fortgang seiner klassischen Studien war ich zu früh wieder gekommen.

Seine Ferienzeit begann und wir reisten zusammen nach Nohant, wo Solange die Zeit meiner Abwesenheit verlebt hatte. Ich hatte sie einer Wärterin anvertraut, auf deren Pflege und Aufsicht ich mich verlassen konnte, und deren

Charakter ich zu kennen glaubte. Ich hielt ſie für ein treues Weib, das ſeine Aufgabe gewiſſenhaft erfüllt, und ich fand auch mein dickes Kind ſo reinlich, friſch und kräftig, wie ich nur wünſchen konnte. Aber ihr Gehorſam gegen die Bonne ängſtigte mich, da ſie von Natur ein widerſpenſtiges kleines Weſen war. Ich mußte an meine Kindheit denken und an Roſe, die mich trotz ihrer Liebe faſt vernichtet hatte. Darum beobachtete ich eine Weile, ohne etwas zu ſagen, und fand bald, daß die Ruthe in dieſer Muſtererziehung eine Hauptrolle ſpielte. Ich verbrannte die Ruthe und nahm das Kind mit in mein Zimmer, aber dieſe Execution demüthigte Juliens Stolz auf das Empfindlichſte (ſie hieß Julie, wie die ehemalige Kammerfrau meiner Großmutter) und von dieſem Augenblick an wurde ſie bitter und unverſchämt. Bald ſah ich ein, daß ſie unter ihren häuslichen Tugenden eine große Bosheit verſteckte; ſie wendete ſich an meinen Mann, ſchmeichelte ihm und er hatte die Schwäche, die abſcheulichen und albernen Verleumdungen anzuhören, die ſie über mich ergoß. Ich ſchickte ſie fort, ohne mich auf weitere Erklärungen einzulaſſen, indem ich ihr die geleiſteten Dienſte reichlich bezahlte. Aber ſie trug Haß und Rachſucht im Herzen und Dudevant unterhielt mit ihr eine Correſpondenz, die ihm ſpäter möglich machte, ſie wiederzufinden.

Ich kümmerte mich nicht darum und würde auch, wenn ich ihrem feigen Haß mißtraut hätte, nicht anders gehandelt haben. Ich verſtehe mich nicht darauf, zu ſchonen, was ich verachte, und überdies ſah ich nicht voraus, daß der ruhige Verkehr mit meinem Manne jemals zu Stürmen führen würde. Bis dahin war es ſelten zu Streitigkeiten zwiſchen

uns gekommen, und ſeit wir von einander unabhängig lebten, waren ſie ganz verſchwunden. So lange ich in Venedig geweſen war, hatte mir Dudevant im freundlichſten, zufriedenſten Tone geſchrieben, hatte mir Nachrichten von den Kindern gegeben und hatte mich ſogar aufgefordert, zu meiner Belehrung und zur Verbeſſerung meiner Geſundheit zu reiſen. Dieſe Briefe wurden ſpäter dem Staatsanwalte übergeben und von demſelben vorgeleſen, weil der Advokat meines Mannes die Schmerzen hervorhob, welche ſein Client in der Stille getragen hätte.

Da ich in der Zukunft nichts Drohendes ſah, fühlte ich mich eine Zeitlang wahrhaft glücklich, in Nohant mit meinen Kindern und meinen Freunden vereinigt zu ſein. Fleury war mit Laura Decerfz, meiner liebenswürdigen Jugendfreundin, verheirathet, die, obwohl um etwas jünger als ich, ſchon ein verſtändiges Weſen war, als ich mich noch als wilder Teufel geberdete. Duvernet hatte Eugenie geheirathet, die ich nur wenig kannte, die mir aber unbefangen wie ein Kind entgegen kam und mich bat, ſie auch Du zu nennen, wie ihren Mann. Madame Duteil, die ebenfalls jünger als ich, auch zu meinen alten Freunden gehörte; Jules Néraud, mein geliebter Malgache; Guſtav Papet, früher mein Spielkamerad und ſpäter mein Freund; der vortreffliche Planet, deſſen Verbindung mit mir erſt aus dem Jahre 1830 ſtammte, deſſen reine Seele und zärtliche Hingebung ich aber beim erſten Anblick errieth; Herr Duteil endlich, einer der liebenswürdigſten Menſchen, die es je gegeben hat, wenn er nur zur Hälfte berauſcht war — und mein guter Rollinat, das ſind die Herzen, die ſich mir ganz

gegeben hatten. Der Tod hat mir zwei davon entriſſen, die Anderen ſind mir treu geblieben.*)

Fleury, Planet, Duvernet (der häufig nach Paris kam) waren die Stammgäſte der Manſarde auf dem Quai St. Michel und ſpäter die der Manſarde auf dem Quai Malaquais geweſen. Die acht oder zehn Perſonen, welche an unſerem innigen, brüderlichen Verkehr theilnahmen, träumten faſt alle von einer freien Zukunft für ihr Vaterland und ahnten nicht, daß ſie eine mehr oder weniger bedeutungsvolle Rolle in Frankreichs politiſchem oder literariſchem Leben ſpielen ſollten. Unter uns befand ſich auch ein ſchöner Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren, der zufällig unter uns gerathen und gleichſam von uns Allen adoptirt war. Dieſer Knabe, der klug, liebenswürdig, angenehm und ſo unterhaltend als möglich war, hieß Prosper Breſſant; er iſt einer der beliebteſten Schauſpieler geworden und ich ſollte ihn ſpäter wiederfinden, um ihm die Rolle anzuvertrauen, die ich geſchaffen hatte.

Ich verlor ihn damals, als ich nach Italien reiſte, aus den Augen, und ſpäter nach und nach noch Einige aus meinem Kreiſe; aber den Kern der Geſellſchaft, der aus Landsleuten von mir beſtand und den ich das Glück hatte, immer wiederzufinden, traf ich auch 1834 nach beinah einjähriger Abweſenheit in Rohaut vereinigt.

*) Während ich dieſe Zeilen überleſe, habe ich auch den Tod eines Dritten zu beklagen. Mein theurer Malgache wird die Blumen nicht bekommen, die ich eben in den Apenninen für ihn gepflückt habe.

Mit einigen von ihnen machte ich einen kleinen Ausflug nach Valençai, und als ich zurückkehrte, ſchrieb ich, angeregt durch eine lebhafte Plauderei mit Rollinat, einen kleinen Artikel unter dem Titel: „der Fürſt", welcher, wie ich ſpäter vernahm, Herrn Talleyrand bitter ärgerte. Sobald ich dies erfuhr, that es mir leid, dieſen Einfall veröffentlicht zu haben. Ich kannte Talleyrand nicht, konnte alſo nicht perſönlich gegen ihn gereizt ſein. Er hatte mir nur als Vorbild gedient und als Vorwand, um einem Anfall von Zorn gegen die Ideen und Mittel jener Schule falſcher Politik und ſchamloſer Diplomatie Luft zu machen, deren Repräſentant er war. Aber obwohl ſein Alter gerade kein heiliges war, und obwohl dieſer Mann am Rande des Grabes ſchon halb der Geſchichte angehörte, empfand ich eine gewiſſe Reue, daß ich in meiner Kritik die perſönlichen Anſichten nicht mehr überwunden hatte. Meine Freunde ſagten mir umſonſt, daß ich eigentlich nur von dem Recht des Hiſtorikers Gebrauch gemacht hätte; ich mußte mir innerlich geſtehen, daß ich nicht dazu berufen wäre, in dieſer Weiſe, beſonders über gegenwärtige Dinge zu urtheilen. Ich durfte vor Allen nicht die Lebenden in dieſer Weiſe angreifen, weil ich erſtlich nicht genug Talent beſitze, um ein ſolches Werk der Zerſtörung zu einem wirklich nützlichen zu machen, dann aber auch, weil ich ein Weib bin und weil ein Geſchlecht niemals mit gleichen Waffen das andere bekämpfen kann. Der Mann, der ein Weib beleidigt, macht ſich einer Feigheit ſchuldig, aber auch das Weib, das einen Mann zuerſt verletzt, mißbraucht ihre Strafloſigkeit, da es ihm unmöglich iſt, ſie darüber zur Rechenſchaft zu ziehen.

Ich habe meine kleine Schrift nicht vernichtet, weil das Geſchehene einmal geſchehen iſt und weil wir den Gedanken, den wir der Oeffentlichkeit übergaben, mag er uns gut oder ſchlecht erſcheinen, nicht mehr zurücknehmen können. Aber ich gab mir das Verſprechen, mich nie wieder um Perſönlichkeiten zu kümmern, wenn ich nicht mehr Gutes als Böſes von ihnen zu ſagen hätte, oder wenn ich nicht durch einen perſönlichen Angriff dazu genöthigt wäre.

Ich hatte zuweilen eine gewiſſe Neigung zur Polemik. Ich fühlte das an dem Feuer meines Zornes gegen die Lüge und war hundertmal verſucht, mich in die politiſchen Tageskämpfe zu ſtürzen. Aber ich weigerte mich hartnäckig, ſelbſt wenn einige meiner Freunde mich dazu trieben, wie zu einer Pflichterfüllung. Wenn man mit mir hätte ein Journal gründen wollen, welches den Kampf rein als einen Kampf der Parteien oder Ideen aufgefaßt hätte, ſo würde ich mich mit Freuden betheiligt und wahrſcheinlich mehr gewagt haben, als viele Andere. Aber dieſen Krieg zu führen wie ein ſich täglich wiederholendes Duell, die Perſönlichkeiten anzugreifen, ſie um einzelner Thatſachen willen vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu führen, war meiner Natur zuwider und unmöglich. Ich konnte mich nicht vier und zwanzig Stunden in der zornigen und rachſüchtigen Stimmung erhalten, ohne die ſich ſelbſt die gerechte Strenge nicht behaupten kann. Es war mir ſelbſt zuweilen unangenehm, zu den Mitarbeitern eines Journals oder auch nur einer Revue zu gehören, bei denen mein Name gleichſam für die Vertretung einer gewiſſen politiſchen oder literariſchen Richtung bürgen ſollte. Man hat mir zuweilen vor-

geworfen, es fehle mir an Charakter und ich ſei lau in meinen Gefühlen. Der erſte Vorwurf iſt vielleicht richtig, aber der zweite iſt falſch und ich glaube nicht, daß die Richtigkeit des einen die des anderen beweiſt. Ich erinnere mich ſehr wohl, daß viele von Denen, die mir 1847 meine politiſche Apathie vorwarfen und mich in ſehr ſchönen Phraſen zum „Handeln" aufforderten, 1848 ruhiger und ſtiller waren, als ich es je geweſen.

Bevor ich von dem Jahre 1835 ſpreche, in dem ich das erſte Mal in meinem Leben ein ſehr lebhaftes Intereſſe an den Ereigniſſen der Gegenwart gewann, will ich von einigen Menſchen ſprechen, mit denen ich mich befreundet hatte oder bald befreunden ſollte. Da dieſe Menſchen der Politik immer fern geblieben ſind, ſo würde es mir ſchwer werden, auf ſie zurückzukommen, wenn ich mich ein wenig in dieſer Welt ergehe, und um dann nicht mein Hauptthema zu unterbrechen, ſo werde ich die Geſchichte meiner Beziehungen zu ihnen gleich vollenden, wie ich bei Delatouche gethan habe.

Viertes Kapitel.

Madame Dorval.

Seit einem Jahre war ich mit Madame Dorval befreundet und lebte deshalb im Streit mit einigen meiner Freunde, welche ungerechte Vorurtheile gegen ſie hatten. Der Anſicht meiner innigſten Freunde hätte ich viel geopfert; ich fügte

mich derſelben oft, auch wo ich nicht überzeugt war; aber an dieſer Frau, die eben ſo reich an Geiſt wie an Gemüth begabt war, hielt ich feſt — und ich that wohl daran.

Marie Dorval war auf einem Winkeltheater der Provinz geboren, war in Arbeit und Elend groß geworden, und war zugleich kräftig und ſchwach, hübſch und verblüht, fröhlich wie ein Kind, und traurig und gut wie ein Engel, der verurtheilt iſt, die rauhſten Wege des Lebens zu durchwandeln. Ihre Mutter gehörte zu den exaltirten Naturen, welche die Empfindſamkeit ihrer Kinder zu früh und zu heftig erregen. Wenn ſich Marie das geringſte Verſehen zu Schulden kommen ließ, ſagte die Mutter: „Du bringſt mich noch um! der Kummer um Dich wird mich tödten!“ und die arme Kleine, die ſolche Vorwürfe ernſtlich nahm, brachte ganze Nächte in Thränen zu und in heißen Gebeten, worin ſie Gott unter den Ausbrüchen der tiefſten Reue und Verzweiflung anflehte, ihr die Mutter wiederzugeben, als deren Mörderin ſie ſich anſah. Bei dem Allen handelte ſich's aber nur um ein zerriſſenes Kleid oder ein verlorenes Tuch.

So von früheſter Jugend an erſchüttert, entwickelte ſich in ihr ein heißes, unerſchöpfliches und ſo zu ſagen nothwendiges Gefühlsleben. Wie jene zarten, lieblichen Pflanzen, die wir, tief im Felſen wurzelnd, unter den Schlägen der Kataraften, fortwährend keimen, blühen, ſterben und wieder aufwachſen ſehen, ſo richtete ſich dieſe ſchöne Seele, die immer von der Wucht der bitterſten Schmerzen bedrückt war, bei jedem Sonnenſtrahl aufs Neue empor und ſuchte begierig jeden Hauch des Lebens zu erfaſſen, mochte er noch

so flüchtig verwehen, noch so sehr mit Gift getränkt sein. Zu jeder Vorsicht unfähig, gab sie sich mit aller Kraft ihrer Phantasie, aller Glut ihrer Seele tagelanger Freude, stundenlangen Illusionen hin, auf welche dann ein kindliches Erstaunen oder ein schmerzliches Bedauern folgte. Aber sie war großmüthig; sie vergaß oder verzieh, und da sie sich beständig an neuen Schmerzen und Enttäuschungen wundstieß, war ihr Leben ein immerwährendes Lieben und Leiden.

In ihr wurde Alles zur Leidenschaft: die Mutterliebe, die Begeisterung für die Kunst, die Freundschaft, die Aufopferung, der Unwille, das religiöse Sehnen; und da sie nichts in ihrem Inneren mäßigen oder unterdrücken wollte und konnte, hatte ihr Leben einen übermäßigen, erschreckenden Gehalt und war voller Erregungen, die das Maaß menschlicher Kraft weit überstiegen.

Es ist wunderbar, daß ich mich so innig und auf immer an dieses peinigende Wesen anschloß, das auf mich zwar nicht in verderblicher Weise einwirkte — Marie Dorval liebte das Schöne und Große zu sehr, um nicht immer, auch durch ihre Verzweiflung, darauf hinzuleiten — das mir aber all sein Ermatten mittheilte, ohne mir sein plötzliches, ganz wunderbares Auferstehen geben zu können. Ich habe mich immer nach heiteren, ruhigen Gemüthern gesehnt, deren Geduld ich bedurfte und deren Weisheit meine Stütze war. Bei Marie Dorval war es dagegen meine Aufgabe, sie zu beruhigen und zu überzeugen. Diese Aufgabe war aber eine sehr schwere, besonders zu der Zeit, als ich selbst bis zur Verzweiflung erschreckt und verwirrt, nichts Tröstliches sagen konnte, das nicht in meinem Inneren durch ein Leiden wider-

legt worden wäre, welches zwar nicht so stürmisch, aber nicht weniger tief war, als das ihre.

Und doch habe ich ihre leidenschaftliche, unaufhörliche Klage gegen Gott und Menschen nicht allein aus Pflichtgefühl angehört, und es war nicht allein die Hingebung der Freundschaft, die mich an das Schauspiel ihrer Qualen fesselte. Ich fand darin einen wunderbaren Zauber und in meinem Mitleiden lag eine tiefe Ehrfurcht für diese Ueberfülle des Schmerzes, der sich nur ergoß, um sich wieder zu erneuern.

Bis auf wenige Ausnahmen kann ich die Gesellschaft von Frauen nicht lange ertragen — nicht etwa, weil sie mir zu unbedeutend erscheinen —; im gewöhnlichen Verkehr verbrauche ich so wenig Geist, daß Jeder in meiner Umgebung mehr davon ausgiebt als ich. Aber das Weib ist im Allgemeinen ein nervöses, unruhiges Wesen, das mir gegen meinen Willen seine ewige Sorge um alles Mögliche mittheilt. Ich höre anfangs nur widerstrebend zu; nach und nach ergreift mich eine natürliche Theilnahme, endlich aber muß ich einsehen, daß alle die kindischen Kümmernisse nicht werth sind, ein Wort darüber zu verlieren.

Andere sind eitel, sobald sie ernsthaft werden, und diejenigen, die keinen künstlerischen Beruf haben, verfallen in übermäßigen Hochmuth, sobald sie sich von der übertriebenen Beschäftigung mit lächerlichen Dingen frei machen. Dies ist die Folge fehlerhafter Erziehung; aber selbst wenn diese besser würde, bliebe dem Weibe eine gewisse krankhafte Aufregung, welche mit seiner Organisation zusammenhängt und

deren beſtändige Qual iſt, wenn ſie nicht, wie ausnahmsweiſe geſchieht, ihren Reiz ausmacht.

Darum ſind mir die Männer lieber als Frauen, und ich ſage das ohne Rückhalt, denn ich bin überzeugt, daß die Natur ihre Abſichten vollſtändig durchführt, daß die Befriedigung der Leidenſchaften nur eine untergeordnete Seite, ein gleichſam zufälliges Moment der Anziehungskraft ausmacht, welche das eine Geſchlecht auf das andere ausübt, und daß, abgeſehen von allen ſinnlichen Einflüſſen, die Seelen ſich immerwährend zu einer gewiſſen geiſtigen und moraliſchen Gemeinſchaft zuſammenfinden, in welcher ein Geſchlecht das andere ergänzt. Wenn das nicht ſo wäre, würden ſich Männer und Frauen gegenſeitig fliehen, ſobald das Alter der Leidenſchaften vorüber iſt, während doch im Gegentheil das hauptſächlichſte Element der menſchlichen Civiliſation auf ihrem ruhigen und zarten Verkehr beruht.

Trotz dieſer Vorliebe, die ich nie verleugnet habe, weil mir dies Leugnen als unnöthige Heuchelei und vollſtändige Unvernunft erſchien; trotz meiner Abneigung gegen die Herzensergießungen der Frauen, die ſelten wahr und häufig albern ſind, und trotz meiner Vorliebe für die ſtärkere, vollere Saite, welche der Verkehr mit Männern in meiner Seele anſchlägt, habe ich Frauen gekannt und kenne ſie noch, die ganz Weib durch Gefühl und Anmuth mein Herz und meinen Geiſt durch ihre Aufrichtigkeit ſowohl wie durch eine Lauterkeit des Charakters befriedigt haben, die mehr als männlich, ja beinah engelhaft iſt.

Madame Dorval gehörte aber nicht zu dieſen; ſie war im Gegentheil der Inbegriff weiblicher Unruhe, die jedoch

in ihr in der liebenswürdigſten und treuherzigſten Geſtalt erſchien. Sie ſuchte nichts in ihrem Weſen zu verbergen, zu bemänteln und affectirte nie. In ihrer Hingebung war ſie von ſeltener Beredtſamkeit und dieſe Beredtſamkeit war oft wild, niemals trivial, immer keuſch trotz ihrer Rauheit und verrieth ein immerwährendes Suchen nach dem unerreichbaren Ideal, nach dem Traum vollendeten Glückes, nach dem Himmel auf Erden. Ihr ausgezeichneter Geiſt, der voller pſychologiſcher Schärfe und reich an feinen Beobachtungen war, ging mit erſtaunlicher Schnelligkeit vom Ernſt zur Heiterkeit über. Wenn ſie von ihrem Leben, d. h. von den Täuſchungen des vergangenen und den Verheißungen des kommenden Tages erzählte, brach ſie bald in herzzerreißendes Weinen, bald in fröhliches Lachen aus, und ihr Antlitz, ihre Geberden, ihr ganzes Weſen waren bald von glänzendem Licht, bald von düſterer Glut übergoſſen. Viele haben dies leidenſchaftliche Weib bis zu einem gewiſſen Punkte kennen gelernt, denn wer ſie mit den Geſtalten der Kunſt ringen ſah, kann ſich einigermaßen vorſtellen, wie ſie in der Wirklichkeit war. Aber auf der Bühne zeigte ſich doch nur eine Seite ihres Weſens und die Rolle iſt nie geſchrieben, konnte nie geſchrieben werden, in welcher ſie ſich vollſtändig offenbart hätte, mit ihrem reinen Feuer, ihrer unermeßlichen Liebe, ihrem kindiſchen Zorne, ihrer glänzenden Kühnheit, ihrer kunſtloſen Poeſie, ihrem Raſen, ihrem Schluchzen und ihrem hellen Gelächter, das gleichſam einen Ruhepunkt bildete für die erſchütterte Seele ihres Auditoriums.

Zuweilen war es freilich eine verzweiflungsvolle Luſtig-

keit, aber bald bemächtigte ſich ihrer ein herzliches Lachen und gab ihr eine neue Gewalt. Es war der elaſtiſche Ball, welcher die Erde nur berührt, um immer wieder emporzuſchnellen. Wer ſie eine Stunde lang hörte, war geblendet; wer ſie tagelang hörte, war zerſchmettert, wenn er ſie verließ, aber er fühlte ſich an dies zerriſſene Daſein gefeſſelt durch jenen unwiderſtehlichen Zauber, welcher das Leid zum Leide zieht und die Zärtlichkeit des Herzens an den Abgrund jammervoller Seelen führt.

Als ich ſie kennen lernte, ſtand ſie im vollen Glanze ihrer Talente und ihres Ruhmes: ſie ſpielte Antony und Marion Delorme.

Ehe ſie die Stellung einnahm, die ihr gebührte, hatte ſie alle Wechſelfälle des Nomadenlebens erfahren. Sie war Mitglied umherziehender Truppen geweſen, deren Direktor während der Zwiſchenakte eine Partie Domino mit dieſem oder jenem ſeiner Zuſchauer ſpielte, „um die Zeit zu verkürzen.“ Sie hatte in den Chören zum Joſeph geſungen, wobei ſie auf einer Leiter ſtehen und einen ungeheueren Regenſchirm halten mußte. Die eine Couliſſe war nämlich eingeſtürzt und die Choriſten waren nur durch vorgehängte Leinwand vor dem ſtrömenden Regen geſchützt. Der Chor war aber plötzlich durch einen ſeiner Koryphäen unterbrochen, welcher dem über ihm ſtehenden Sänger zugerufen hatte: „Eſel, Du ſtichſt mir mit Deinem Schirm die Augen aus! Fort mit dem Schirme.“

Mit vierzehn Jahren ſpielte ſie Fanchette in der Hochzeit des Figaro und ich weiß nicht, welche Rolle in einem anderen Stücke. Sie beſaß nur einen einzigen Anzug, ein

ärmliches weißes Kleid, das zu beiden Rollen dienen mußte. Um nun der Fanchette ein ſpaniſches Anſehen zu geben, nähte ſie einen Streifen von rothem Callicot um den Saum des Rockes, und trennte denſelben, wenn beide Stücke an einem Abend gegeben wurden, während des Zwiſchenaktes wieder ab. Am Tage trug ſie ein enges Kinderröckchen von geſtrickter Wolle und war eifrig darauf bedacht, ihr köſtliches weißes Kleid zu waſchen und zu plätten.

Eines Tages, als ſie in dieſer Weiſe gekleidet und beſchäftigt war, kam ein alter reicher Kleinſtädter und trug ihr ſein Herz an und ſein Geld. Sie warf ihm das Plätteiſen ins Geſicht und vertraute die ihr widerfahrene Beleidigung einem fünfzehnjährigen Knaben, den ſie als ihren Liebhaber betrachtete und der auch ſofort entſchloſſen war, den Verführer zu tödten.

Sie wurde jung verheirathet und war, wenn ich nicht irre, in Nancy bei der komiſchen Oper engagirt, als eines Abends ihrem kleinen Mädchen durch das Umfallen einer Decoration der Schenkel gebrochen wurde. Die arme Mutter mußte von ihrem Kinde auf die Bühne, von der Bühne zu dem Kinde eilen, ohne die Vorſtellung zu unterbrechen.

Sie wurde Mutter von drei Kindern, war mit der Sorge für ihre alte, gebrechliche Mutter belaſtet und mußte mit unabläſſiger Thätigkeit für ihren Unterhalt ſorgen. So kam ſie nach Paris, um ihr Glück zu verſuchen, und für ſie war es ſchon ein Glück, dem Elende zu entgehen. Da ſie aber jeden anderen Erwerbszweig, als ihr Talent und ihre Arbeit verabſcheute, vegetirte ſie noch jahrelang in Anſtrengung und Entbehrungen. Erſt durch die Rolle der Müllerin

in dem damals beliebten Melodrama „die beiden Sträflinge“ kam ihre glänzende dramatiſche Begabung zur Geltung.

Von da an war ihr Erfolg ſchnell und glänzend. Sie ſchuf das Weib des modernen Dramas, die Heldin der romantiſchen Schule, und wenn ſie ihren Ruhm den Meiſtern dieſer Schule verdankte, ſo verdankten ihr dieſe wiederum die Eroberung eines Publikums, das die moderne Schauſpielkunſt in drei großen Künſtlern perſonificirt ſah: in Frederik Lemaitre, Madame Dorval und Bocage.

Madame Dorval ſchuf außerdem einen ganz beſondern Typus in der Rolle der Jeanne Vaubernier (Madame Dubarry). Man muß es geſehen haben, wie ſie in dieſer Figur Anmuth und Reiz mit Trivialität vereinigte und ſo eine Aufgabe löſte, die unüberwindlich erſchien.

Aber man muß ſie in Marion Delorme, in Angelo, in Chatterton, in Antony und ſpäter in dem Drama Marie Jeanne geſehen haben, um zu wiſſen, welche leidenſchaftliche Eiferſucht, welche tiefe Reinheit, und welche Glut der Mutterliebe ſich mit gleicher Gewalt in ihr vereinigten.

Uebrigens hatte ſie gegen manche angeborne Schwierigkeit zu kämpfen. Ihre Stimme war klanglos, ihre Ausſprache ſchnarrend, und ihre Haltung erſchien beim erſten Anblick ohne Majeſtät und ſelbſt ohne Anmuth. Im conventionellen Vortrage war ſie ungeſchickt und verlegen, und da ſie für manche Rolle, die ſie zu ſpielen hatte, viel zu geiſtvoll war, ſagte ſie oft: „ich finde durchaus kein Mittel, falſche Redensarten richtig zu ſprechen. Auf der Bühne gibt es conventionelle Phraſen, die immer ganz verkehrt über meine Lippen kommen werden, weil ich ſie nie im ge-

wöhnlichen Leben gebrauche. Ich habe nie im Augenblick der Ueberraſchung geſagt: was ſeh' ich! und nie im Moment des Zweifels: wohin gerath' ich! nun wohl, ich habe oft ganze Tiraden zu deklamiren, in denen ich nicht ein einziges naturgemäßes Wort finde und die ich viel lieber vom Anfang bis zum Ende improviſirte, wenn es mir nur geſtattet würde."

Aber eine ganze Abhandlung könnte ich über die Rollen ſchreiben, in deren erſten Scenen, obwohl ſie gut und wahr ſind, mehr die Fehler, als die Vorzüge der Dorval zur Erſcheinung kamen. Ihre Freunde ängſtigten ſich darüber nicht, denn ſie wußten, daß das erſte Aufblitzen ihres innerſten Weſens das Publikum hinreißen mußte. Ihre Feinde (alle großen Künſtler beſitzen deren eine große Menge) rieben ſich bei ſolchem Anfang die Hände, und Leute ohne Vorurtheil, welche die Künſtlerin zum erſten Male ſahen, wunderten ſich, daß ſie ſo viel geprieſen wurde. Aber ſobald Leben und Bewegung in die Rolle kamen, ergoß ſich eine leichte, ungekünſtelte Anmuth über ihr ganzes Weſen; wenn die Situationen ſich verwirrten, ſteigerte ſich die Empfindung der Schauſpielerin bis ins Ungeheure, und wenn ihre Leidenſchaft, ihr Entſetzen oder ihre Verzweiflung ausbrach, wurden die Kälteſten mit fortgeriſſen, die Feindſeligſten zum Schweigen gebracht.

Ich glaube, daß ich nur Indiana herausgegeben hatte, als ich durch einige Sympathie zu Madame Dorval hingezogen, ihr ſchrieb und ſie bat, meinen Beſuch anzunehmen. Ich war noch nicht berühmt und weiß nicht, ob die Dorval von meinem Buche gehört hatte, aber mein Brief gefiel ihr

durch ſeine Aufrichtigkeit und an demſelben Tage, als ſie mein Schreiben empfangen hatte, und als ich eben mit Jules Sandeau davon ſprach, wurde die Thüre meiner Manſarde heftig aufgeriſſen, eine Frau ſtürzte athemlos ins Zimmer, warf ſich in meine Arme und rief: „Da bin ich!“

Ich hatte Marie Dorval nie anders als auf der Bühne geſehen, aber ihre Stimme war mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie gleich erkannte. Sie war mehr als hübſch, ſie war reizend; und doch war ſie hübſch, aber ſo bezaubernd, daß das Aeußere ganz überflüſſig war. Es war kein Antlitz, ſondern eine Phyſiognomie, eine Seele. Sie war damals noch ſchlank und ihre Figur glich dem biegſamen Schilfe, das ein ſanfter, kaum bemerklicher Hauch bewegt. Jules Sandeau verglich ſie an dieſem Tage mit der Feder, die ſie auf dem Hute trug. „Ich bin überzeugt,“ ſagte er, „daß man in der ganzen Welt umſonſt nach einer ſo leichten, weichen Feder ſuchen würde, wie ſie gefunden hat; dieſe einzige, wunderbare Feder iſt durch das Geſetz der Anziehungskraft zu ihr geführt, oder ſie iſt aus den Schwingen einer vorüberfliegenden Fee zu ihr niedergefallen.“

Ich fragte die Künſtlerin, wodurch es meinem Briefe gelungen wäre, ſie ſo ſchnell zu überzeugen und zu mir zu führen. Sie erwiderte: durch die Erklärung meiner Liebe und Sympathie wäre ſie an einen ähnlichen Brief erinnert, den ſie an die Mars geſchrieben hatte, nachdem ſie dieſelbe zum erſtenmale auf der Bühne geſehen. „Ich war ſo unbefangen und aufrichtig!“ fuhr ſie fort. „Ich war überzeugt, daß wir ſelbſt nur durch den Enthuſiasmus etwas werden, den uns das Talent Anderer einflößt. Als ich Ihren Brief

las, fiel es mir wieder ein, daß ich mich zum erstenmale Künstlerin fühlte, während ich an die Mars schrieb, und daß mein Enthusiasmus für sie mich zum Verständniß meines eigenen Wesens führte. Dann habe ich mir gesagt, daß auch Sie Künstlerin sein oder werden müßten; ich habe mich daran erinnert, daß die Mars, anstatt mich zu verstehen und mir entgegen zu kommen, kalt und hochmüthig gegen mich war — und ich habe es nicht so machen wollen, wie sie."

Sie lud uns auf den folgenden Sonntag zum Essen ein, denn sie spielte jeden Abend in der Woche, und verlebte den Tag der Ruhe im Kreise ihrer Familie. Sie war mit Herrn Merle verheirathet, einem bedeutenden Schriftsteller, der reizende Vaudevilles, unter andern den „Ci-devant jeune homme" geschrieben hatte, und der fast bis an sein Lebensende das Theaterfeuilleton der Quotidienne mit Geist, Geschmack und großer Unparteilichkeit redigirte. Herr Merle hatte einen Sohn, die Dorval drei Töchter, und außerdem gehörten einige alte Freunde zum Familienkreise, in welchem das Lachen und Schwatzen der Kinder den Mittelpunkt bildete.

Man weiß es nicht genug, wie rührend das Leben der dramatischen Künstler ist, wenn sie eine wirkliche Familie haben und sich derselben mit Innigkeit hingeben. Ich glaube, daß heut zu Tage die Meisten unter ihnen häusliches Glück und Familienpflichten kennen, und daß es Zeit wäre, den Vorurtheilen früherer Zeiten zu entsagen. Es ist natürlich, daß in diesem Stande die Männer einen bessern Ruf haben, als die Frauen, weil die Folgen der Verführungen,

welche Jugend und Schönheit umgeben, für den Mann nur angenehm, für das Weib dagegen faſt immer verderblich ſind. Aber die Schauſpielerinnen ſind faſt alle, ſelbſt wenn ſie nicht in geſetzlichen Verhältniſſen leben, ja ſelbſt wenn ſie ſich den heftigſten Leidenſchaften hingeben, Mütter voll der innigſten Zärtlichkeit und voll heroiſchen Muthes. Im Allgemeinen ſind die Kinder dieſer Künſtlerinnen viel glücklicher als die vornehmer Frauen; denn dieſe, welche ihre Fehltritte nicht geſtehen können und wollen, müſſen die Zeugen ihrer Liebe verbergen und entfernen, oder wenn es ihnen gelingt, dieſelben in die Familie einzuführen, zieht der geringſte Zweifel dieſen unglücklichen kleinen Weſen Abneigung und Härte zu.

Bei den Künſtlerinnen dagegen wird der eingeſtandne Fehltritt ſogleich verziehen, und das Urtheil dieſer Welt verdammt nur Diejenige, welche ihre Kinder verleugnet oder verläßt. Mag die übrige Welt verdammen, wenn es ihr gut dünkt, die armen Kleinen werden durch die tolerante Aufnahme entſchädigt, die ſie in ihrem Kreiſe finden; denn hier werden ſie von alten und jungen Verwandten, ja ſelbſt von den ſpätern legitimen Gatten anerkannt und mit Sorgfalt und Liebe umgeben. Ob ſie Baſtarde ſind oder nicht, ſie ſind alle von gutem Herkommen, und wenn ihre Mutter talentvoll iſt, werden ſie dadurch geadelt, und nehmen in ihrer kleinen Welt die Stellung junger Fürſten ein.

Nirgends ſind die Bande des Blutes inniger, als bei den Schauſpielern. Wenn die Mutter genöthigt iſt, am Tage fünf Stunden lang in die Probe, und Abends fünf Stunden lang während der Vorſtellung thätig zu ſein; wenn

ſie kaum Zeit hat, zu eſſen und ſich anzukleiden, werden die flüchtigen Augenblicke, in denen ſie ihre Kinder anbeten und liebkoſen kann, Momente voll leidenſchaftlichen Entzückens, und die Tage der Ruhe ſind wahre Feſte. Mit welcher Wonne führt ſie die Kleinen auf's Land; wie wird ſie mit ihnen zum Kinde, und wie rein ſind ihre Empfindungen, wie plötzlich geheiligt iſt ihr ganzes Weſen im Verkehr mit dieſen unſchuldigen Seelen, mag ſie übrigens in noch ſo tiefe Verirrungen verſunken ſein.

Darum ſind diejenigen Künſtlerinnen, welche ein ſittliches Leben führen (und deren ſind mehr, als man gewöhnlich annimmt) einer beſondern Verehrung würdig, denn gewöhnlich haben ſie eine ſchwere Laſt zu tragen. Sie müſſen für Vater und Mutter ſorgen, für alte Tanten, für Schweſtern, die noch zu jung, oder auch ſchon Mütter ſind, aber weder Thatkraft noch Talent beſitzen. Oft iſt dieſe Umgebung nöthig, zur Erziehung der Kinder, welche die Künſtlerin nicht ſelbſt überwachen kann, und welche darum ein immerwährender Gegenſtand der Sorge für ſie ſind. Aber oft iſt dieſe Umgebung läſtig und unnöthig, oder ſie lebt im Unfrieden, und ſobald die Künſtlerin aus der Welt der Dichtung heraustritt, muß ſie in die Verwirrung des gewöhnlichen Lebens Ordnung und Ruhe zurückbringen.

Und doch iſt der Künſtler weit davon entfernt, ſeine Familie zu verſtoßen; er ruft ſie zuſammen und verſammelt ſie um ſich her; er erträgt, verzeiht und unterſtützt; er ernährt die Einen und unterſtützt die Andern. Aber ſeine Einnahme iſt dieſer Aufgabe nicht angemeſſen, und er wird dieſelbe nur durch ungeheure Anſtrengung zu löſen ver-

mögen, denn der Künſtler iſt nicht im Stande in der Einſchränkung zu leben, in welcher der Krämer und Kleinbürger ihr Daſein hinbringen. Der Künſtler bedarf einer Anmuth und Friſche in der äußern Umgebung, welche der Geiz des Philiſters ſich und den Seinigen ohne Mühe verſagt. Der Künſtler hat Verſtändniß für das Schöne und Verlangen nach wahrem Leben. Er muß Sonnenſchein haben und einen Hauch friſcher Luft; und gerade dies iſt in volkreichen Städten von Tag zu Tag koſtſpieliger zu erlangen.

Außerdem hat der Künſtler größere, geiſtige Bedürfniſſe; ſein Leben und Wachſen iſt ja rein geiſtiger Natur. Sein Verlangen iſt nicht, ein kleines Vermögen zur Verſorgung der Kinder zu erwerben, ſondern den Kindern durch ihre Erziehung die Wege der Kunſt zu erſchließen. Man wünſcht den Seinigen, was man ſelbſt beſitzt, und oft wünſchen wir es um ſo mehr, je länger wir ſelbſt darnach gerungen haben, und je größere Willenskraft wir aufbieten mußten, um uns ein freies Geiſtesleben zu erringen. Wir wiſſen, was wir gelitten haben und wie oft wir in Gefahr waren zu ſcheitern und unterzugehen, und wir möchten unſern Kindern dieſe Gefahren und Prüfungen erſparen. Darum werden ſie erzogen und unterrichtet, wie die Kinder der Reichen, und doch ſind wir arm. Der Gehalt der beſſern Schauſpieler in Paris beläuft ſich durchſchnittlich auf fünftauſend Francs. Um acht- bis zehntauſend zu erwerben, muß der Künſtler ſchon ein ſehr großes Talent beſitzen, oder vielmehr, was viel ſeltner und ſchwerer zu erreichen iſt, (denn es gibt Hunderte verkannter und vergeſſener Talente) er muß einen glänzenden Erfolg gehabt haben.

So gelingt es dem Künſtler alſo nur mit unendlicher Mühe, ſeine Aufgabe zu löſen, und all die übermäßige Selbſtſucht und kindiſche Eitelkeit, die man ihm vorwirft, verbirgt oft einen Abgrund des Schreckens und der Schmerzen, und Fragen über Tod und Leben.

Das Letztere war nur zu ſehr bei Madame Dorval der Fall. Sie verdiente höchſtens fünfzehntauſend Francs, indem ſie ſich nicht die geringſte Ruhe gönnte, und ſo einfach als möglich lebte. Ihr Geſchmack und ihre Geſchicklichkeit gaben ihrer Wohnung und Lebensweiſe einen eleganten Anſtrich, obwohl ſie ſich nicht den geringſten Luxus erlaubte, aber ſie war großmüthig und freigebig, bezahlte häufig Schulden, die ſie nicht gemacht hatte, war nicht im Stande, die Schmarotzer zurückzuweiſen, die ſich bei ihr eindrängten, und die kein anderes Recht an ſie hatten, als das beharrlicher Gewohnheit — und ſo kam ſie beſtändig in die äußerſte Verlegenheit. Ich habe geſehen, daß ſie, um ihre Töchter zu kleiden, oder um feige Freunde zu retten, ſogar die kleinen Koſtbarkeiten verkaufen mußte, auf die ſie, als Andenken aus lieber Hand, den größten Werth legte, und die ſie wie Reliquien zu küſſen pflegte.

Dafür wurde ſie häufig mit dem ſchwärzeſten Undanke belohnt, und mußte Vorwürfe anhören, die auf den Lippen einiger Menſchen wahrhafte Blasphemien wurden. Sie fand für Alles Troſt in der Hoffnung, ihre Töchter einſt glücklich zu ſehen, aber eine derſelben brach ihr das Herz.

Gabriele war ſechszehn Jahre alt und von idealer Schönheit. Als ich ſie kaum dreimal geſehen hatte, merkte ich bereits, daß ſie auf ihre Mutter neidiſch war und ſich

deren Herrschaft zu entziehen wünschte. Madame Dorval wollte nicht, daß sich eine ihrer Töchter dem Theater widmete. „Ich habe zu genau erfahren, wie das ist!“ sagte sie, und in diesem Ausruf lag die ganze Zärtlichkeit und Sorge des Mutterherzens.

Gabriele entblödete sich nicht, mir zu sagen, daß ihre Mutter die Nebenbuhlerschaft ihrer Schönheit und Jugend auf dem Theater fürchte. Ich machte ihr Vorwürfe darüber, und nun zeigte sie mir unumwunden ihren Zorn und ihre Abneigung gegen Jeden, der sich einfallen ließ, für ihre Mutter Partei zu nehmen. Ich war erstaunt, soviel Bitterkeit unter diesem Engelsgesicht verborgen zu sehen, zu dem ich mich anfangs so innig hingezogen fühlte. Sie schien dies bemerkt zu haben, und als sie mir ihr Vertrauen schenkte, glaubte sie wahrscheinlich, ich würde auf ihre Ansichten eingehen.

Kurze Zeit darauf verliebte sich Gabriele in den Schriftsteller F . . ., einen jungen Mann von einigem Talent, welcher kleine Artikel für die Revue des deux Mondes unter dem Namen Lord Feeling schrieb. Sein Talent war übrigens von geringem Umfang und von buchhändlerischem Standpunkte aus beinah nichts. F . . . hatte kein Vermögen und war noch überdies zur Schwindsucht geneigt.

Madame Dorval suchte ihn von ihrer Tochter zu entfernen; die aufgebrachte Gabriele gab ihr schuld, sie wolle ihn ihr im eignen Interesse entreißen. „Ach! das ist die gräßliche Thorheit eifersüchtiger Töchter!“ rief die Mutter in ihrer Verzweiflung aus: „Man will sie dem Verderben entreißen; man entschließt sich nur mit blutendem Herzen,

ſie zu verwunden, und zum Troſte beſchuldigen ſie Euch nur der Niederträchtigkeit!"

Madame Dorval hielt es für nöthig, ihre Tochter für einige Zeit in's Kloſter zu ſchicken — aber eines ſchönen Morgens war Gabriele verſchwunden. F... hatte ſie entführt.

F... war ein rechtſchaffner Mann, aber ſeine Seele war eben ſo kraftlos, wie ſein tödtlich zerrütteter Körper, und ſein Geiſt war eben ſo armſelig, wie ſein Vermögen. Nach dem Skandal dieſer Entführung konnte ihm Madame Dorval Gabrielens Hand nicht verſagen. Er hatte nichts zu thun, als für ſie Beide ihre Verzeihung anzuflehen — gewiß hätte die großherzige Mutter eben ſowohl dieſem Kranken Aſyl gewährt, der noch am Rande des Grabes ein Weib an ſein Geſchick feſſelte, wie der unglücklichen Tochter, die ſich als Opfer hinſtellte, weil man ſie vor dem Elend zu hüten verſuchte.

Aber F... that das Gegentheil von Allem, was ihm Vernunft und Rechtſchaffenheit gerathen hätten. Er führte Gabriele nach Spanien, als ob er gefürchtet hätte, daß die erzürnte Mutter ſie von Gensdarmen verfolgen ließe. Dort verſuchten ſie ſich ohne ihre Einwilligung zu verheirathen, aber es gelang ihnen nicht, und ſie ſahen ſich genöthigt, um die Zuſtimmung der Mutter zu bitten, was ſie jedoch in ſehr verletzenden Ausdrücken thaten. Sobald die Heirath geſtattet und vollzogen war, forderten ſie Geld. Madame Dorval gab ihnen, ſoviel ſie geben konnte; man fand natürlich, daß es zu wenig wäre, und machte ihr daraus ein

Verbrechen. Anſtatt ſich nun aber in Paris eine Beſchäftigung zu ſuchen, gingen die jungen Eheleute nach England und verzehrten ſo das Wenige, was ſie beſaßen, in unnöthigen Reiſen. Hatten ſie vielleicht Ausſicht, ſich in London einen Wirkungskreis zu ſchaffen? dieſe Hoffnung erfüllte ſich wenigſtens nicht. Gabriele war keine Künſtlerin, obwohl ſie die beſten Lehrer gehabt und die Rathſchläge der größten Künſtler genoſſen hatte; aber die Schönheit vermag nichts ohne Muth, Talent und Verſtändniß.

F . . . war nicht viel beſſer begabt; er war ein guter junger Menſch, mit intereſſantem Aeußern; ſanfter und zärtlicher Gefühle fähig, aber arm an Ideen und zu zartfühlend, um nicht nach einigem Nachdenken zu begreifen, daß es keine Heldenthat iſt, ein junges, armes Mädchen zu entführen, wenn man weder die Mittel noch die Kraft beſitzt, ihr eine Exiſtenz zu gründen. Er verfiel in Muthloſigkeit und die Schwindſucht nahm in erſchreckender Weiſe überhand. Das Uebel iſt unter Eheleuten anſteckend; Gabriele wurde davon ergriffen und ſtarb nach einigen Wochen in Elend und Verzweiflung.

Der unglückliche F . . . kam nach Paris zurück, um daſelbſt zu ſterben. Er wurde einige Tage lang gaſtfreundlich in Saint-Gratien, bei dem Marquis von Cuſtines aufgenommen, und hatte die Schwäche, ſich mit Bitterkeit über Madame Dorval zu beklagen. Da er ſich, wie alle Auszehrenden, über ſich ſelber täuſchte, behauptete er, vor dem Aufenthalt in London geſund und kräftig geweſen zu ſein. Die Entbehrungen ſeiner Frau und die Sorgen um die Zukunft ſollten ihn getödtet haben. Aber er war vollſtändig

im Dunkel über ſich ſelbſt, denn das erſte Wort, was mir Madame Dorval über ihn ſagte, war: „Er hat ein wenig Talent, ſehr wenig Kraft und eine zerrüttete Geſundheit.“ Man brauchte ihn auch nur flüchtig zu ſehen, um ſeinen trocknen Huſten, ſeine furchtbare Magerkeit und die tiefe Ermattung ſeiner Phyſiognomie zu bemerken. Die arme Gabriele ſah in dieſen erſchreckenden Symptomen nur die Folgen ſeiner unglücklichen Neigung, und ahnte in ihrer Unſchuld nicht, daß die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft ihnen Beiden den Tod bringen würde.

Die Unterſtützungen, die ihnen Madame Dorval hätte ſchicken ſollen, konnten bei der Verlegenheit und der erſchreckenden Noth, in welcher ſie damals lebte (ich weiß, daß ſie unabläſſig von Gläubigern bedrängt war, welche ihre Gage mit Beſchlag belegten, und ſie mit Auspfändung bedrohten), nur ein elendes Palliativ ſein. Ueberdies hat F... ſelbſt geſtanden, daß er ſich geſchämt hätte, ihr mitzutheilen, in welches Elend er und Gabriele verſunken waren, und dieſe Scham läßt ſich von Seiten eines Mannes wohl begreifen, der aller mütterlichen Beſorgniß zum Trotz, ſich vermeſſen hatte, ihrer Tochter eine ſichre Stütze zu ſein. F... war immer beſonders darüber empört, daß er der Dorval kein Vertrauen auf ſeine Kraft eingeflößt hatte.

Gebrochen durch den Verluſt ſeiner Frau, verbittert durch ſeine eignen Leiden und voller Angſt vor dem herannahenden Tode erging ſich F..., trotz ſeiner innerlichen Reue, in bittern Anklagen. Möge Gott ihm verzeihen! denn in dieſen Ausbrüchen ſeiner Schwäche lag ein großes Unrecht. Viele Menſchen haben ihn gehört, haben ihm

geglaubt und ſind ſeine Mitſchuldigen geworden, weil ſie verſäumt haben, durch Prüfung der Thatſachen und durch Nachdenken die Grundloſigkeit ſeiner Beſchuldigungen einzuſehen.

Die Feinde der Dorval bemächtigten ſich mit Freuden der ſchändlichſten und ſinnloſeſten Anklage, die man gegen dieſe unglückliche Mutter, welche durch ihr eignes Fleiſch und Blut aufs Gräßlichſte gequält war, nur irgend zu erheben vermochte. Sie ſollte eine ſchlechte Mutter ſein, ſie, deren mütterliche Liebe an Leidenſchaft und zuweilen an Wahnſinn grenzte! ſie, deren Daſein an dieſem Gefühl zu Grunde gegangen iſt! ich erzähle ihr ganzes Leben und man wird ſehen, wie ſie zu lieben vermochte.

Eines Tages als man, meiner Anſicht nach ſehr unnöthiger Weiſe, der Dorval wiedererzählte, wie ſich ihre Tochter ſowohl als F . . . über ſie beklagt, und unter Anderm behauptet hätten, Gabriele wäre von ihr maltraitirt und geſchlagen, wurde ſie traurig und ſtill — und ohne auf die unzarten, grauſamen Fragen zu achten, mit denen man ſie beſtürmte, rief ſie plötzlich aus: „Ach, mein Gott! ich hätte ſie ſchlagen müſſen! der Himmel möge mir verzeihen, daß ich dazu nicht Kraft genug hatte!“

Von Schmerzen zerriſſen, ſuchte ſich das arme Weib durch Arbeit, durch die Liebe der Ihrigen und durch die zärtliche Sorge für ihre jüngſte Tochter, Caroline, emporzuraffen. Dies jüngſte Kind war ein ſchönes, blondes, ruhiges Weſen, deſſen ſchwankende Geſundheit der Mutter lange Zeit die tödtlichſten Sorgen bereitet hatte. Anſtatt ihr in der Pflege des kranken Kindes beizuſtehen und in

ſeiner Schwäche einen Anſpruch an verdoppelte Liebe zu ſehen, hatten ſich die beiden ältern Schweſtern einer neidiſchen Verſtimmung hingegeben.

Aber Caroline war gut; ſie liebte ihre Mutter, verdiente glücklich zu werden, und ſie war es. Nachdem ſich ihre Schweſter Louiſe verheirathet hatte, verheirathete auch ſie ſich mit René Luguet, einem jungen Schauſpieler, in welchem Madame Dorval ein echtes Talent, eine edle Seele und einen zuverläſſigen Charakter ahnte.

Und doch fand ich Madame Dorval während der erſten Monate des neuen Lebens, in das ſie nun eingetreten war, traurig und niedergeſchlagen. Sie war oft leidend. Eines Tages fand ich ſie in ihrer Wohnung, in der Rue du Bac, ganz zerſchmettert über einen Stickrahmen gebeugt. „Ich bin doch glücklich!“ ſagte ſie mir, während dicke Thränen über ihr Antlitz ſtrömten; „und doch fühle ich mich gequält, ohne zu wiſſen, wodurch. Die Gluth der Leidenſchaften hat mich vor der Zeit verzehrt; ich fühle mich alt, ermattet; ich bedarf der Ruhe, ich ſuche die Ruhe — aber nun muß ich einſehen, daß ich nicht zu ruhen verſtehe.“ Dann ging ſie zu den Einzelnheiten ihres Lebens über. „Ich habe gewaltſam mit allen heftigen Erregungen gebrochen,“ ſagte ſie; „ich will einmal glücklich ſein, wie Andere; will thun, was Du mir geſagt haſt — will mich ſelbſt vergeſſen. Ich hätte mich gern vollſtändig meiner Kunſt zugewendet, hätte ſie gern geliebt, aber das iſt mir nicht möglich. Sie iſt ein Reizmittel, welches das Bedürfniß der Erregung in mir erneuert, und in dieſer Halberregung finde ich nur ein Gefühl des Schmerzes und die gräßlichſten Erinnerungen. Das

Einzige, was mich von der Vergangenheit abzieht, ſind die tauſend Nadelſtiche der Gegenwart, die zwar zu ſchwach ſind, große Schmerzen zu übertäuben, wohl aber ſtark genug, Ungeduld und Unbehagen in mir zu erregen. O, wenn ich Vermögen beſäße, oder wenn die Kinder meiner nicht mehr bedürften! dann könnte ich vollſtändig ausruben."

Als ich ſie darauf aufmerkſam machte, daß ſie ſich eben mit Recht über die Unmöglichkeit beklagt hätte, innerlich zur Ruhe zu kommen, ſagte ſie: „Es iſt wahr, die Langeweile verzehrt mich, ſeit ich mich um nichts mehr zu ſorgen habe. Louiſe iſt nach ihren Wünſchen verheirathet; Caroline hat einen liebenswürdigen Mann, der ſie anbetet; der gute Merle, immer fröhlich und zufrieden, wenn nicht ſeine Behaglichkeit in irgend welcher Weiſe geſtört wird, iſt heute, ſo wie immer, die perſonifizirte Ruhe; iſt liebenswürdig, umgänglich, angenehm in ſeinem Egoismus — und ſo iſt Alles ganz gut, bis auf dieſe Wohnung, welche Ihr recht hübſch findet, die mir aber düſter erſcheint, wie das Grab."

Darauf fing ſie wieder an zu weinen. „Du verbirgſt mir Etwas?" ſagte ich ihr. „Nein, gewiß nicht!" rief ſie aus, „Du weißt ja, daß ich im Gegentheil immer in den Fehler verfalle, Dich mit meinen Schmerzen zu beläſtigen, und daß ich immer zu Dir komme, um Troſt zu finden. Aber weißt Du nicht, was Ueberdruß am Leben iſt? ein Ueberdruß ohne Urſache, denn wenn man dieſe zu finden wüßte, könnte man auch das Heilmittel entdecken. Wenn ich mich frage, ob mich der Mangel der Leidenſchaften niederdrückt, ſo fühle ich ein ſolches Entſetzen vor dem Gedanken, mein früheres Leben wieder zu beginnen, daß ich die Ermattung,

in welche ich verfallen bin, noch tauſend Mal lieber habe. Aber in dieſer Art von Schlummer, die mich umfängt, träume ich zu viel, und ich träume ſchlecht. Ich möchte den Himmel ſehen oder die Hölle, an den Gott oder an den Teufel meiner Kindheit glauben, mich in irgend einem Kampfe ſiegreich fühlen; ein Paradies, eine Verheißung für mich entdecken. Aber ich ſehe nur eine Wolke und ich ſtoße überall auf Zweifel. In gewiſſen Augenblicken gebe ich mir Mühe, fromm zu ſein. Ich ſehne mich, die Gottheit zu finden, aber ich begreife ſie nicht in der Geſtalt, welche die Religion ihr verleiht. Es kommt mir vor, als wäre auch die Kirche ein Theater, auf welchem ſich Menſchen bemühen, eine gewiſſe Rolle durchzuführen. Sieh," fügte ſie hinzu, indem ſie mir eine hübſche, verkleinerte Copie der Canova'ſchen Magdalene in weißem Marmor zeigte; „ſieh, ich bringe ganze Stunden in der Betrachtung dieſes weinenden Weibes zu und ich frage mich, warum ſie weint? ob aus Reue, gelebt zu haben, oder aus Schmerz, nicht mehr zu leben. Lange Zeit habe ich in ihr nur die Stellung ſtudirt, jetzt befrage ich ſie um ihren Geiſt. Zuweilen macht ſie mich ungeduldig, ich möchte ſie anſtoßen, um ſie zum Aufſtehen zu zwingen; und dann erſchreckt ſie mich, und ich fürchte, ſo wie ſie, auf immer zerſchmettert zu ſein."

„Ich möchte ſein, wie Du," erwiderte ſie auf die Gedanken, die ihre Klage in mir geweckt hatte.

„Ich habe Dich zu lieb, um Dir das zu wünſchen," ſagte ich; „ich fühle den Ueberdruß, den du ſchilderſt, nicht ſeit heute oder ſeit geſtern, ſondern ſeit der Stunde meiner Geburt."

„Ja, ja, ich weiß es!“ rief ſie aus. „Aber das iſt ein ſtarker, mächtiger Ueberdruß. Der meinige dagegen iſt mehr weichlich, als ſchmerzhaft, er iſt widerlich. Du ſuchſt nach dem Grunde Deiner Traurigkeit und ſobald Du ihn gefunden haſt, biſt Du mit Dir ſelbſt im Reinen. Du fügſt Dich in Alles, indem Du Dir ſagſt: es iſt einmal ſo, und kann nicht anders ſein. So möchte auch ich mir ſagen können. Und dann glaubſt Du, daß es irgendwo Wahrheit, Gerechtigkeit und Glück gibt. Du weißt nicht wo, aber das ſtört Dich nicht. Du glaubſt, daß Du nur zu ſterben brauchſt, um in etwas Beſſeres überzugehen, als dies Leben iſt — auch ich fühle das Alles in unbeſtimmter Weiſe; aber ich wünſche mehr, als daß ich hoffe.“

Plötzlich unterbrach ſie ſich mit der Frage: „Was iſt denn eigentlich eine Abſtraktion? ich leſe das Wort in allen möglichen Büchern, und je mehr man es mir erklärt, um ſo weniger kann ich es verſtehen.“

Kaum hatte ich ihr einige Worte darüber geſagt, als ich ſah, daß ſie es beſſer begriff, als ich, denn das Genie, was ſie in mir zu finden glaubte, beſaß ſie ſelbſt.

„Gut denn,“ fuhr ſie mit großem Eifer fort, „ein abſtrakter Begriff iſt für mich gar nichts. Ich kann mein Herz und mein Gefühl nicht in's Gehirn verlegen. Wenn Gott vernünftig iſt, muß er wollen, daß in uns ſowohl, wie außer uns, jedes Ding an ſeinem Platze ſtehe, und ſeine Aufgabe erfülle. Ich kann die Abſtraktion Gott in mich aufnehmen und kann einen Augenblick die Idee der Vollkommenheit wie durch einen Schleier betrachten, aber es währt nicht lange genug, um mich zu entzücken. Ich fühle

das Bedürfniß zu lieben, aber der Teufel ſoll mich holen, wenn ich eine Abſtraktion zu lieben vermag.

„Und dann, wer ſteht mir dafür, daß jener Gott, den uns Eure Philoſophen und Prieſter bald als einen Begriff, bald in der Geſtalt Chriſti vorführen, irgend wo anders exiſtirt, als in Eurer Phantaſie? man möge ihn mir zeigen! ich will ihn ſehen. Wenn er mich lieb hat, mag er es mir ſagen und mag mich tröſten. Ich würde ihn ſo innig lieben! Dieſe Magdalene hat ihr ſchönes Ideal geſehen und berührt; ſie hat zu ſeinen Füßen geweint, und hat die Thränen mit ihren Haaren getrocknet, — wo iſt der göttliche Jeſus noch einmal zu finden? Wer ihn kennt, mag es mir ſagen und ich werde zu ihm eilen. Iſt es etwa ein Verdienſt, ein vollkommnes, wirklich exiſtirendes Weſen anzubeten? Glaubt man, daß ich eine Sünderin ſein könnte, wenn ich ein ſolches gefunden hätte? Sind es etwa die Sinne, welche uns fortreißen? O nein, es iſt das Verlangen nach etwas Höherem, es iſt die glühende Sehnſucht, jene wahre Liebe zu finden, die uns immer winkt und immer vor uns flieht. Wenn uns Heilige geſendet werden, iſt es uns leicht, heilig zu ſein. Man gebe mir eine Erinnerung, gleich der, welche dies weinende Weib mit in die Wüſte nahm, und ich werde in der Wüſte leben, wie ſie; ich werde meinen Geliebten beweinen und Du kannſt überzeugt ſein, daß mir jeder Ueberdruß fremd bleiben wird.“

So war dieſe unruhige, immer glühende Seele, deren Ergüſſe ich wahrſcheinlich entſtelle, indem ich ſie wiederzugeben und zuſammenzufaſſen ſuche. Denn wie wäre es möglich, das Feuer ihrer Worte und die Lebendigkeit ihres

Gedankenganges festzuhalten — — wer sie jemals gehört und verstanden hat, wird sie nie wieder vergessen!

Ihre Ermattung war vorübergehend. Nach einiger Zeit gebar Caroline einen Sohn, welchem ihre Mutter den Namen George gab, und dies Kind war Mariens Liebling und ihr höchstes Glück. Dies liebevolle Herz bedurfte eines Wesens, dem es sich vollständig hingeben, für welches es sich bei Tag und bei Nacht, ohne Ruhe und ohne Einschränkung aufopfern konnte. Sie pflegte zu sagen: „Meine Kinder behaupten, ich hätte sie, als sie heranwuchsen, immer weniger geliebt. Das ist nicht wahr, aber gewiß ist, daß meine Liebe eine andere wurde. Je weniger sie meiner bedurften, um so weniger habe ich mich um sie gesorgt — und gerade die Sorge ist's, welche die Leidenschaft ausmacht. Meine Tochter ist glücklich; ich würde ihr Glück nur stören, wenn ich mir irgend einen Zweifel daran merken ließe. Ihr Mann vertritt jetzt die Stelle der Mutter; überwacht ihren Schlaf und ängstigt sich, wenn derselbe unruhig ist. Ich fühle aber das Bedürfniß, meinen Schlaf, meine Ruhe, mein Leben für ein geliebtes Wesen hinzugeben; aber nur kleine Kinder sind werth, so zu jeder Stunde überwacht, behütet und gehegt zu werden. Wenn wir lieben, weihen wir unsere mütterliche Sorgfalt einem Manne, der uns gewähren läßt, ohne dankbar dafür zu sein, oder der sich uns entzieht, um nicht lächerlich zu erscheinen. Aber die lieben unschuldigen Geschöpfe, die wir in unsern Armen wiegen und an unserm Herzen erwärmen, sind weder stolz noch undankbar. Sie haben uns nöthig und machen ihre Rechte geltend, indem sie uns zu ihren Sklaven machen. Wir ge-

hören ihnen eben so gut, wie sie uns gehören. Wir ertragen Alles für sie und von ihnen, und da wir nichts begehren, als daß sie leben und glücklich sind, finden wir, daß sie genug für uns thun, wenn sie uns zulächeln."

„Sieh nur," sagte sie mir, indem sie mir den schönen Knaben zeigte, „ich begehrte einen Heiligen, einen Engel, einen sichtbaren Gott — Gott hat ihn mir gegeben. Hier ist Unschuld, hier ist Vollkommenheit, hier ist die Schönheit der Seele mit der des Körpers vereinigt. Dies ist das Wesen, das ich liebe, dem ich diene, das ich anbete. In jeder seiner Liebkosungen liegt göttliche Liebe, und ich sehe den Himmel in seinen blauen Augen."

Die unermeßliche Zärtlichkeit, von welcher sie mehr als jemals durchglüht war, gab ihrem Talent einen neuen Aufschwung. Sie schuf die Rolle der Seoune-Marie und fand für dieselbe jene herzzerreißenden Töne, jenen Aufschrei des Schmerzes und der Leidenschaft, den man nie wieder auf dem Theater hören wird, weil er nur aus diesem Herzen aufsteigen konnte, nur dieser Organisation angehörte; weil solche Töne in jedem andern Munde als in dem ihrigen wild und gräßlich geklungen hätten, und weil dieselben nur durch ihre Individualität etwas Erschütterndes, Erhabenes erhielten.

Aber diese tiefe Zärtlichkeit und diese gewaltige Rolle gaben Marie Dorval den Todesstoß. Nach ihrem glänzenden Erfolge verfiel sie in eine schreckliche Krankheit, der sie nur durch ein Wunder entging. Sie hatte vor dem Tode gezittert, denn Georges lebte und so wollte auch sie noch leben.

Sie spielte die Agnes von Meranin und machte darauf

den intereſſanten Verſuch die klaſſiſche Tragödie im Odéon zu ſpielen. Das paßte weder für ihr Aeußeres noch für ihr Organ; aber ſie hatte Ponſard's Verſe mit ſo viel Verſtändniß geſprochen, war in der Lucretia ſo keuſch und maßvoll geweſen, daß das Publikum darnach verlangte, Racine's Verſe von ihr zu hören. Sie ſtudirte die Phädra mit unſäglicher Sorgfalt, und ſuchte gewiſſenhaft nach einer neuen Auffaſſung dieſer Rolle.

Inmitten dieſer Studien ſprach ſie von ſich ſelbſt mit jener kindlichen Beſcheidenheit, die nur dem Genius eigen iſt. „Ich mache keinen Anſpruch etwas Beſſeres zu finden als Rachel," ſagte ſie; „aber ich kann etwas Anderes finden. Das Publikum erwartet nicht, daß ich ſie copire — ich würde dadurch nur ihre Parodie; und man ſoll ſich in dieſer Rolle nicht für die Schauſpielerin, ſondern für Racine's Schöpfung intereſſiren. Es handelt ſich nicht darum, die erſte Intention des Dichters aufzuſuchen, nichts iſt kindiſcher, als dies Erforſchen der echten Tradition. Es handelt ſich darum, die Schönheit der Gedanken und den Reiz der Form zur Geltung zu bringen, zu beweiſen, daß ſie ſich allen Naturen anpaſſen und durch die verſchiedenſten Organiſationen reproduzirt werden können."

Und wirklich leiſtete ſie in dieſer Rolle Wunder des Verſtändniſſes und der Leidenſchaft. Allen, welche Rachel nicht geſehen hätten, müßte die Schöpfung der Dorval als etwas Epochemachendes erſchienen ſein. Ueberdies war die Rachel zu jener Zeit noch nicht ſo vollendet, wie jetzt. Sie war noch zu jung und die Jugend kann ſich nicht von allem Anſchein der Scham und Furcht ſo frei machen, wie

es das Weſen der Phädra verlangt. Die Rolle iſt glühend und Madame Dorval entfaltete darin die volle Gluth ihres Spiels. Jetzt iſt auch Rachel glühend und iſt vollendet in dieſer Rolle, weil ſie noch die Jugend, die Schönheit und die ideale Anmuth beſitzt, welche damals ſchon der Dorval fehlten. Rachel flößt Liebe ein, und das that ſie ſchon zu jener Zeit, obwohl ſie noch nicht auf der Höhe ihres Talentes ſtand. Madame Dorval that das nicht mehr und doch beſteht jedes Publikum mehr aus Anbetern als aus Kunſtverſtändigen. Aber jeder Künſtler, der ſie in dieſer Rolle ſah, erkannte ihren hohen Werth und fand, daß ihr Spiel Saiten anſchlug, welche bis dahin Niemand, nicht einmal die großen Berühmtheiten des Kaiſerreichs aufgefunden hatten.

Im Jahre 1848 fand ich Madame Dorval voller Sorge und Angſt um die eben vollendete Revolution. Ihr Gatte, Herr Merle, gehörte trotz ſeiner gemäßigten, toleranten Anſichten zur legitimiſtiſchen Partei, und Madame Dorval bildete ſich ein, daß ſie verfolgt werden würden. Sie träumte ſogar von Schaffot und Verbannung, denn ihre thätige Einbildungskraft vermochte nichts zur Hälfte zu thun.

Es gab aber nur einen Grund zu Beſorgniſſen. Die allgemeine Störung der Geſchäfte mußte beſonders Diejenigen treffen, deren Arbeit von den bedrohten Formen des politiſchen Lebens abhängig iſt. Handwerker und Künſtler, Alle, welche von einem Tage zum andern leben, finden ſich in ſolchen Kriſen plötzlich gelähmt, und Madame Dorval, welche gegen das Alter, die Ermattung und die eigne Furcht zu kämpfen hatte, konnte dem Vorüberſtürmen der Lawine

nur ſchwer widerſtehen. Ich befand mich in einer nicht weniger precairen Lage: als die Kriſis ausbrach, war ich in Folge der Verheirathung meiner Tochter tief verſchuldet. Von der einen Seite wurde ich mit Beſchlagnahme meines Mobiliars bedroht; auf der andern Seite waren die Preiſe der Arbeit auf ein Viertel ihres frühern Betrages reduzirt, und für mehrere Monate war ſogar aller Geſchäftsverkehr unterbrochen.

Aber ich war ziemlich unempfindlich für das Mißliche dieſer Lage. Die Entbehrungen des Augenblicks ſind nichts, und davon rede ich auch gar nicht. Das einzige wahrhaft Peinliche ſolcher Zeiten iſt die Unmöglichkeit, die gemachten Forderungen unſerer Gläubiger ſofort zu befriedigen, und Denen beizuſtehen, welche wir um uns her leiden ſehen müſſen. Aber, wenn wir durch einen ſocialen Glauben, durch eine Hoffnung für das Allgemeine aufrecht erhalten ſind, werden alle perſönlichen Verlegenheiten, ſo ernſt ſie auch ſein mögen, gemildert.

Madame Dorval wäre ganz dazu geeignet geweſen, ſich in das allgemeine Leben zu vertiefen, aber ſie ſtieß jede Beſchäftigung damit, jedes Nachdenken darüber entſchieden zurück; ſie behauptete, daß ſie genug für ſich ſelbſt zu leiden hätte, und ſah in der Februarrevolution nichts als Unglück, und träumte nur von blutigen Kataſtrophen. Armes Weib! vielleicht war es ein Vorgefühl des entſetzlichen Schmerzes, der ihre Familie treffen ſollte.

Im Monat Juni 1848 (nach jenen gräßlichen Tagen, welche die Republik ermordeten, indem ſie ihre Kinder gegen einander zum Kampfe führten, und indem ſie zwiſchen

den beiden Mächten der Revolution, dem Volke und der Bourgeoiſie einen Abgrund eröffneten, der vielleicht in zwanzig Jahren nicht wieder ausgefüllt zu werden vermag) war ich in Nohant, wo ich von dem feigen Haß und der dummen Furcht der Provinzbewohner bedroht wurde. Aber ich kümmerte mich darum eben ſo wenig, wie um alles Uebrige, was mich perſönlich in dieſen Ereigniſſen betroffen hatte. Meine Seele war todt, mein Hoffen lag zerſchmettert unter den Barrikaden.

Inmitten dieſer Troſtloſigkeit erhielt ich von Madame Dorval folgenden Brief:

„Meine arme liebe Freundin! Ich habe nicht gewagt, Dir zu ſchreiben; ich glaubte Dich zu ſehr in Anſpruch genommen, und überdies war ich ganz unfähig dazu. In meiner Verzweiflung hätte ich Dir einen zu unſinnigen Brief geſchrieben. Aber jetzt weiß ich, daß Du in Nohant biſt; fern von dem entſetzlichen Paris, allein mit Deinem guten Herzen, das ſo viel Liebe für mich hat! Ich habe mit Thränen Deinen Brief an ... geleſen, und finde darin Dein ganzes Weſen, wie in dem Romane der Champi. — Guter Champi! — Aber nun fühle ich das unabweisliche Bedürfniß, Dir zu ſchreiben und einige Worte des Troſtes für meine arme, verzweiflungsvolle Seele von Dir zu hören. — Ich habe meinen Sohn verloren, meinen George! — Weißt Du es ſchon? — aber Du weißt nicht, welchen tiefen, nie zu beſiegenden Schmerz ich empfinde. Ich weiß nicht mehr, was ich thun, was ich glauben ſoll! Ich begreife nicht, wie Gott uns ſo theure Weſen zu entreißen vermag.

Ich möchte beten, aber ich finde nur Zorn und Empörung in meinem Herzen. Alle meine Zeit bringe ich auf ſeinem kleinen Grabe zu. Glaubſt Du wohl, daß er mich ſehen kann? Ich weiß nicht, was ich mit meinem Leben machen ſoll, und meine Pflicht kenne ich nicht mehr; ich möchte wohl meine andern Kinder lieben, aber ich kann es nicht. Auch in Gebetbüchern habe ich Troſt geſucht — aber ich habe nichts gefunden, was meinen Verhältniſſen angemeſſen wäre und von dem Verluſt unſerer Kinder ſpräche. Man ſollte Gott für ein ſo entſetzliches Unglück danken? Nein, das kann ich nicht! Hat nicht Jeſus ſelbſt ausgerufen: Mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen! Wenn dieſe große Seele gezweifelt hat, was ſoll denn aus uns armen Geſchöpfen werden? Ach, meine Freundin, wie unglücklich bin ich geworden! er war mein ganzes Glück. — Ich glaubte in ihm den Lohn dafür zu finden, daß ich immer eine gute Tochter und meiner ganzen Familie treu ergeben war, für die ich gern alle Laſten getragen habe, obwohl ſie meinen armen Schultern oft recht ſchwer geworden ſind. Ich war ſo glücklich! ich beneidete Niemand, und kämpfte muthig in einem haſſenswerthen Berufe, den ich nach beſten Kräften erfüllte, wenn mich nicht Krankheit darnieder hielt — und zwar in dem Gedanken, durch den Ertrag der Arbeit meine Umgebung glücklich zu machen. Trotz der Revolution, trotz der verlornen Kunſt, waren wir noch immer glücklich. Unſere armen Kleinen bauten Barrikaden, ſangen die Marſeillaiſe und der Lärm der Straße verdoppelte ihre Luſt. Aber ach! wenige Tage ſpäter verſtärkte dieſer Lärm die Konvulſionen meines armen George. Er hat vierzehn Tage lang mit dem

Tode gerungen, vierzehn Tage lang haben wir auf der Folter gelegen. Am dritten Mai iſt er zu unſern Füßen niedergefallen und am ſechszehnten Mai um halb vier Uhr Nachmittags iſt ſein kleines Herz gebrochen.

„Verzeih', daß ich Dich betrübe, meine Liebe, Gute! aber ich komme zu Dir, weil ich Dich ſo innig liebe, weil Du immer ſo gut gegen mich geweſen biſt. Du haſt uns ja auch jene ſchöne Reiſe nach dem Süden gegeben (ohne Dich wäre ſie nicht möglich geweſen), jene Reiſe, die meine Geſundheit nur zu ſehr gekräftigt hat, die mein liebes Kind ſo ſehr erfreute und ſein ach! ſo kurzes Leben mit Freude, Bewegung und Sonnenſchein erfüllte.

„So komme ich denn zu Dir, um einen Brief von Dir zu erhalten, der meiner Seele etwas Kraft verleiht; bei Dir ſuche ich Hülfe, wie ſo oft ſchon. Ich weiß wohl, wo ich die ſchönen Worte finden könnte, welche Deinem edlen Herzen, Deinem hohen Geiſte entſtrömen, aber ſie werden mir eine größere Erleichterung gewähren, wenn ſie unmittelbar aus Deinem Herzen in das meine übergehen.“

„Adieu, meine liebe George, meine Freundin mit dem geliebten Namen! Marie Dorval.

Paris, 12. Juni 1848. Rue de Varennes, 2.“

Ich habe in dieſem Briefe kein Wort verändert und keine Zeile geſtrichen, obwohl es eigentlich nicht meine Gewohnheit iſt, die Lobſprüche, die man mir ertheilt, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Aber dieſe Worte ſind mir heilig, waren der letzte Segenswunſch dieſer liebevollen, gläubigen Seele. Die zärtliche Verehrung, welche ſie trotz

Digitized by Google

aller Leiden für die Gegenstände ihrer Zuneigung bewahrt hatte, zeigen uns, welch' ein Schatz tiefer Pietät in ihr verborgen lag.

Die Tröstungen, die man ihr spendete, waren nie vergebens. Sie gab sich abermals Mühe, ihren Schmerz durch Arbeit zu besiegen, und sich ihrer Lebensaufgabe auf's Neue zu weihen. Aber ach! ihre Kräfte waren erschöpft und ich sollte sie nicht wieder sehen.

Ich brachte den Winter in Nohant zu. Der letzte Brief, den Marie Dorval mit zitternder Hand geschrieben hat, ist an ihre Caroline gerichtet und betrifft den 16. Mai, jenen schrecklichen Tag, an welchem sie ihren George verlor. Caroline hat mir diesen zerknitterten, fieberglühenden Brief geschickt, in dessen entstellten Schriftzügen etwas unsäglich Trauriges liegt.

Caen, den 15. Mai 1849.

„Liebe Caroline! Deine Mutter hat alle Qualen der Hölle erduldet. Geliebte Tochter, wir verleben jetzt den traurigen Jahrestag — ich bitte Dich, laß die Stube meines George verschlossen sein und erlaube Niemand, sie zu betreten. Marie soll nicht in diesem Zimmer spielen. Du wirst das Bett mitten in die Stube rollen, wirst sein Bild auf die Kissen legen, wirst es mit Blumen bedecken und alle Vasen damit füllen. Du kannst die Blumen aus den Hallen holen lassen; gib ihm den ganzen Frühling, den er nicht mehr sehen kann. Und dann wirst Du den ganzen Tag beten, in Deinem Namen und im Namen seiner armen Großmutter.

Ich umarme Euch zärtlich. Deine Mutter."

Diesem herzzerreißenden Briefe hatte Caroline folgende Zeilen für mich beigefügt:

„Meine Mutter ist am 20. Mai gestorben, ein Jahr und vier Tage nach meinem kleinen George. Sie ist auf dem Wege nach Caen, wo sie Vorstellungen geben wollte, in der Diligence krank geworden. Als sie dort ankam, mußte sie sich ins Bett legen, und sie hat dasselbe nur verlassen, um nach Paris zurückzukehren, wo sie zwei Tage später in unsern Armen gestorben ist. Sie hat viel gelitten, aber ihre letzten Augenblicke waren ruhig. Sie dachte an den lieben kleinen Engel, dem sie folgte. Sie wissen, wie sehr sie ihn geliebt hat! Diese Liebe war ihr Tod. Seit einem Jahre war sie leidend, und sie ist in jeder Weise gequält worden. Man ist so ungerecht, so grausam gegen sie gewesen! Ach, sagen Sie mir, daß sie jetzt glücklich ist! Ich umarme Sie, wie meine Mutter gethan hatte, aus voller Seele. Caroline Luguet."

„Das letzte Buch, was sie gelesen hat, war Ihre „kleine Fadette."

Paris, 23. Mai 1849."

„Liebe Madame Sand! Sie ist todt, die arme, edle Frau! Sie läßt uns untröstlich zurück. Beklagen Sie uns!

René Luguet."

Das Nähere über diesen traurigen Tod, nach einem so traurigen Leben, hat mir René Luguet mitgetheilt, in einem herrlichen Briefe, den ich leider zur Hälfte streichen muß — das Warum wird jeder erkennen.

„Liebe Madame Sand! Ja ſie haben Recht, es iſt für uns ein großes Unglück, ſo groß, daß es mit allen Freuden der Erde für uns aus iſt. Was mich betrifft, ſo habe ich in ihr Alles verloren: eine Freundin, einen Unglücksgefährten, eine Mutter! die Mutter meines Geiſtes, meiner Seele, diejenige, welche mein Herz erweckte, mich zum Künſtler bildete und mich zum Manne erzog, indem ſie mich meine Pflichten kennen lehrte; diejenige, welche mir Muth und Rechtſchaffenheit einflößte, mir das Gefühl für Schönheit, Wahrheit und Größe gab. — Ueberdies liebte ſie meine theure Caroline, unſere Kinder beteten ſie an — — Sie können denken, ob und wie ich ſie beweine!

„Erlauben Sie mir, theure Frau, daß ich Ihnen, die ſie ſo innig geliebt und verehrt hat, von ihren letzten Leiden erzähle; Sie werden daraus das Maaß meiner Schmerzen gewinnen.

„Sie iſt vor Kummer und Muthloſigkeit geſtorben, die Geringſchätzung, die Gleichgültigkeit haben ſie getödtet! . .

. . . . . .

„Als das arme Weib von Thür zu Thür ging, eine Beſchäftigung für ihr Talent, für ihr Genie zu ſuchen, machten Alle beim Namen der Dorval verwunderte Mienen. Talent, Genie, wer fragt danach? Es fehlten ihr einige Zähne, ſie trug ein ſchwarzes Kleid, ihr Blick war traurig. Ueberdies haben die öffentlichen Ereigniſſe große Veränderungen im Theaterweſen herbeigeführt . . . . . .

. . . . . Inmitten dieſer Verwirrungen traf uns unſer erſtes großes Unglück, der Tod meines kleinen George. Mariens Herz hatte den Todesſtoß

empfangen, aber ſie hielt ſich aufrecht und verbarg uns die Tiefe ihrer Wunden. Sie ſtreckte die Hand aus, um irgend einen neuen Anhaltspunkt zu finden, und wir bemühten uns mit ihr, eine Milderung für dieſen großen Schmerz in einer Thätigkeit zu ſuchen, welche ſie ganz in Anſpruch nahm. Es fand ſich eine herrliche Dichtung .... mit einer großartigen Rolle. Sie las dieſelbe, ſtudirte ſie und war vollendet darin. Der Rettungsanker war gefunden — ſie mußte nun wenigſtens einige Tagesſtunden ihrem Schmerz entziehen.

. . . . . .

„Ohne Grund, ohne Entſchuldigung, ohne ein Wort der Erklärung wurde ihr dieſe Rolle wieder entzogen!

„Das war der letzte Schlag, er traf ſie mitten ins Herz! jetzt ſagt man, daß man es bereue — jetzt, da es zu ſpät iſt!

„Das Leben dieſer armen Mutter entſtrömte alſo aus drei tiefen Wunden, die ihr der Tod eines geliebten Weſens, die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit des Publikums und die Furcht vor der bitterſten Noth geſchlagen hatten.

„So erreichten wir den 10. April. Ich ging nach Caen, ſie wollte mir dahin folgen, machte aber vorher noch einen letzten Verſuch, um ſich im Theater Français ein beſcheidenes Plätzchen und 500 Francs monatlicher Gage zu ſichern. Man gab ihr zur Antwort, daß man bald durch „kluge Berechnungen" dahin kommen würde, 300 Francs an der Beleuchtung zu erſparen, und daß man ihr dann, falls die Abneigung des Comité zu überwinden wäre, Brod geben würde.

„Dies gab ihr den letzten Stoß; ihr himmlischer Blick wandte sich in diesem Moment zu mir — aus diesem Blicke sprach der Tod.

„Sie reiste nach Caen, und hier brach die Krankheit mit solcher Gewalt hervor, daß ich eine ärztliche Consultation für nöthig hielt. Das Uebel wurde für sehr bedenklich erkannt; es war ein hartnäckiges Fieber und an der Leber hatten sich Geschwüre gebildet. Mir war, als hätte ich mein eigenes Todesurtheil gehört; ich wollte meinen Augen nicht trauen, wenn ich diesen Engel in seinen Schmerzen ohne Klage, voller Ergebung daliegen sah, dessen trauriges Lächeln mir zu sagen schien: Du bist bei mir, Du wirst mich nicht sterben lassen!

„Von diesem Augenblicke an habe ich vierzig Nächte lang an ihrem Bette gestanden! ich hatte keine andere Hülfe, keinen anderen Krankenwärter, keinen anderen Freund als mich. Ich wollte diese Aufgabe allein vollführen, und vierzig Tage lang habe ich mit dem Tode um ihr Leben gerungen, wie ein treuer Hund, der seinen Herrn in der Gefahr vertheidigt.

„Nach und nach sah ich sie in Ermattung und tiefe Trauer versinken. Sie fing an, unaufhörlich von ihrer Kindheit zu erzählen, von ihren „schönen Tagen;" so ging sie ihr ganzes Leben durch. Verzweiflung und Anstrengung drückten mich zu Boden; mehrere Mal war ich ohnmächtig geworden. Ich mußte einen Entschluß fassen — die Aerzte hatten zwar den Tod für die unausbleibliche Folge jeder Ortsveränderung erklärt — aber ich sah ja doch den Tod mit schnellen Schritten herannahen, und da sie sich mit

herzzerreißenden Klagen nach Paris, nach ihrer Tochter und nach unſerer kleinen Marie ſehnte, bat ich den Himmel, ein Wunder zu thun und nahm das Coupé der Diligence in Beſchlag. Ich raffte mich auf, kleidete das geliebte Weſen an, das mich gewähren ließ, als ob ich ſeine Mutter wäre — dann trug ich ſie in meinen Armen hinunter und eine Stunde ſpäter fuhren wir nach Paris. Wir waren Beide dem Sterben nahe; ſie durch ihre Krankheit, ich durch meine Verzweiflung.

„Nach einer Fahrt von zwei Stunden wurden wir mitten im fürchterlichſten Sturme umgeworfen. Wir merkten es kaum — es war uns Alles ſo gleichgültig!

„Am folgenden Tage war ſie endlich wieder in ihrem Zimmer, im Kreiſe ihrer Lieben. Sie lebte, Gott ſei Dank, aber ihre Krankheit, die während der Fahrt gleichſam betäubt war, brach aufs Neue hervor, und am 20. Mai um ein Uhr ſagte ſie uns: ich ſterbe, aber ich bin ergeben! meine Tochter, meine liebe Tochter, lebe wohl! Luguet ... erhaben ..! Dies waren ihre letzten Worte; ihr letzter Seufzer iſt mit einem Lächeln entflohen. O, dies Lächeln ſteht mir immer vor Augen und ich muß raſch meine theure Caroline und meine Kinder anſehen, um das Leben zu ertragen!

„Liebe Madame Sand, mein Herz iſt zerriſſen. Ihr Brief hat alle meine Qualen aufgefriſcht. Anbetungswürdige Marie! ihr letzter Dichter waren Sie — ich habe die kleine Fadette am Krankenbette vorgeleſen. Dann haben wir lange von allen den ſchönen Büchern geſprochen, die wir Ihnen verdanken und aus denen ſie mir weinend die rührend-

ſten Scenen erzählte. Und von Ihnen, von Ihrem Herzen hat ſie mir erzählt. Theure Frau! wie haben Sie Marie geliebt, wie haben Sie ihre Seele verſtanden, wie theuer ſind Sie ihr geweſen — und wie theuer ſind Sie mir! — und wie unglücklich bin ich geworden! Das Leben ſcheint mir ohne Zweck zu ſein, und ich ertrage es nur noch aus Pflichtgefühl.

„Ich ſehne mich danach mit Ihnen von ihr zu ſprechen und Ihnen alle die unſäglich großartigen und ſchönen Gedanken mitzutheilen, die mir unſer Engel in ſeinen traurigen, ſchmerzensreichen Tagen anvertraut hat.

Ihr ergebener und troſtloſer Luguet.“

Ich werde noch einen Brief dieſes guten, edeln Herzens mittheilen, das einer ſolchen Mutter würdig war. Ich bitte ihn deswegen im Voraus um Verzeihung — dieſe Herzensergüſſe waren nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt; aber es handelt ſich jetzt nicht darum, die Beſcheidenheit der Lebenden zu ſchonen, ſondern es gilt, den Todten ein Denkmal zu errichten. Sie war eine der größten Künſtlerinnen und eine der beſten Frauen unſerer Zeit. Sie iſt verkannt, verläumdet, verſpottet; mancher, der verpflichtet war, ſie zu vertheidigen, mancher, der ihr Andenken ſegnen ſollte, hat ſie verlaſſen. Darum müſſen ſich wenigſtens einige Stimmen auf ihrem Grabe erheben, und dieſe Stimmen werden das beſte Zeugniß in der Wagſchaale ſein, worin die öffentliche Meinung mit gleichgültiger Hand das Gute und Böſe mißt. Es ſind die Stimmen derer, die ſie lange gekannt haben, die alle Geheimniſſe ihres innerſten Lebens erkannten und erforſchten; es ſind die Stimmen ihrer Angehörigen

— und dieſe werden die Urtheile aller zum Schweigen bringen, welche nur aus der Entfernung geſehen und nach dem äußern Scheine geurtheilt haben.

Luguet's Brief lautet folgendermaßen:

„Paris, im December 1849.

„Theure Madame Sand! ich habe geſtern Ihr Drama den „Champi" geſehen, und nie, ſeitdem ich am Theater bin, habe ich mich ſo ergriffen gefühlt. Ach! wie herrlich iſt dieſer wackre Burſche, dieſer treue Beſchützer der armen Verfolgten. Glücklicher Sohn, der ſeine Magdalene retten kann, nicht Jedem wird ſolches Glück zu Theil. Wie habe ich geweint! in den düſterſten Winkel meiner Loge zurückgezogen, das Taſchentuch zwiſchen den Zähnen, war ich dem Erſticken nahe.

„Ach, für mich war es nicht mehr Franz und Magdalene — ich erblickte ſie und mich! es war nicht mehr ein Mann und ein Weib, die ſich in der Ehe zuſammenfinden können und müſſen; es war ſelbſt nicht Mutter und Sohn, ſondern es waren zwei Seelen, die einander nothwendig ſind. Ich ſah die zehn ſchönſten Jahre meines Lebens wieder vor mir; meine Hingebung, mein Hoffen, mein Ziel, meine Stütze, mein Alles! O, ich bin während dieſer zehn Jahre zu glücklich geweſen und dafür muß ich jetzt büßen!

„Verzeihen Sie mir, theure Frau, dieſe Thränen bei einem Erfolge, der Alle erfreut, die Sie kennen. Aber wem außer Ihnen könnte ich ſagen, wie ſehr ich leide?

„Wollen Sie denn nicht nach Paris kommen, um Ihr Stück zu ſehen? um uns zu beſuchen? — aber ſuchen Sie uns nicht mehr in der rue de Varennes. Nein, wir ſind

aus dem verfluchten Hauſe geflohen — wir Alle wären darin geſtorben. Die Thüren, die Gänge, das Geräuſch auf den Treppen, Alles erregte in uns unaufhörlich neuen Schauder. Sogar der Straßenlärm erinnerte uns jeden Morgen zur beſtimmten Stunde an das, was ſie um dieſe Zeit that und ſagte; — an alle dieſe tauſend Kleinigkeiten, die langſam morden! Darum ſind wir mit unſerer tiefen Trauer in andere Umgebung geflüchtet. Caroline umarmt Sie auf das Zärtlichſte. Das arme Weib iſt eben ſo troſtlos, als ich; meine Liebe für ſie wächſt mit jedem Tage. Sie verdient das beſte Glück, die Gute!

René Luguet."

So wurde Marie Dorval geliebt, ſo wurde ſie beweint! Ihr Mann, Herr Merle, war ſchon früher in einen Zuſtand tiefer Schwäche verfallen und hatte einen Schlagfluß gehabt. Er war immer liebenswürdig und gut, aber voll von Egoismus; ſo fand er es denn auch ganz in der Ordnung, mit ſeiner Perſönlichkeit, ſeinen fürchterlichen Leiden und ſeinen Schulden Luguet und Caroline zur Laſt zu fallen, an welche er kein anderes Recht hatte, als das, eine Hinterlaſſenſchaft Mariens zu ſein. Und beide haben die Pflicht, welche dieſe Hinterlaſſenſchaft ihnen auferlegte, bis ans Ende treulich erfüllt, trotz der Wechſelfälle des Künſtlerlebens und trotz der böſen Tage, die ſie durchzukämpfen hatten. Sie fühlten ſich glücklich in dem Gedanken, das heilige Werk zu vollenden, das die geliebte Todte begonnen hatte.

Ja gewiß, wenn Marie Dorval, das Opfer der Kunſt und des Schickſals, auch oft verrathen und mißhandelt wurde, iſt ſie doch auch innig geliebt und aufs ſchmerzlichſte be-

weint. Von mir ſelbſt habe ich noch gar nichts geſagt — und doch habe ich mich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnt, daß ſie nicht mehr iſt, daß ich ihr nicht mehr beiſtehen, ſie nicht mehr tröſten kann. Und während ich mich in die Einzelheiten ihrer Lebensgeſchichte vertiefte, haben mich meine Thränen faſt erſtickt — und mein einziger Troſt liegt in der Ueberzeugung, ſie in einer beſſern Welt rein und heilig wieder zu finden, wie ſie aus Gottes Händen hervorging, um in unſerem wirren Daſein umherzuirren und auf unſeren verfluchten Wegen ermattet niederzuſinken.

Fünftes Kapitel.

Eugen Delacroix. — David Richard und Gaubert. — Die Phrenologie und der Magnetismus. — Heilige und Engel.

Eugen Delacroix war einer meiner erſten Bekannten in der Künſtlerwelt, und ich habe das Glück, ihn noch immer unter meine alten Freunde zu zählen. Dieſes „alt" bezieht ſich natürlich nur auf die Dauer unſeres Verhältniſſes, nicht auf die Perſönlichkeit; denn Delacroix iſt nicht alt und wird es niemals werden. Er iſt ein Genie, ein ewig jugendfriſches Gemüth. Obwohl ſein kritiſcher Geiſt unaufhörlich über Gegenwart und Zukunft ſpottet, und obwohl er ſich darin gefällt, nur die Werke und oft auch die Ideen früherer Zeiten zu kennen, zu erforſchen und zu ſchätzen, iſt er doch in ſeiner Kunſt der Neuerer par excellence. Für mich iſt er der größte Maler der Neuzeit und ich bin überzeugt, daß

er in der Geſchichte der Malerei einen der hervorragendſten Plätze neben den Meiſtern der Vergangenheit einnehmen wird. Da ſeit der Renaiſſance die Malerei im Ganzen keine Fortſchritte gemacht hat und von der großen Menge nur wenig verſtanden und geſchätzt wird, iſt es natürlich, daß eine Künſtlernatur wie Delacroix, nachdem ſie lange durch dies Sinken der Kunſt und durch die allgemeine Verderbniß des Geſchmacks bedrückt und eingeengt war, ſich mit aller Macht gegen die moderne Welt empörte. In allen Hinderniſſen, die ihn umgaben, hat er Ungeheuer geſehen, die er bekämpfen mußte, und oft hat er dieſe ſogar in den Ideen des Fortſchrittes zu finden geglaubt, in denen er nur das Unvollſtändige oder Uebertriebene herausfühlte oder herausfühlen wollte. Er iſt eine zu excluſive und zu glühende Natur, um ſich mit Abſtraktionen zu befaſſen, und in Betreff der ſozialen Entwicklung geht es ihm, wie Marie Dorval in Bezug auf religiöſe Ideen. Menſchen von ſo übermächtiger Phantaſie bedürfen eines feſten Bodens, um ihre geiſtige Welt darauf zu gründen. Sie wollen ſich nicht mit der Hoffnung auf das kommende Licht begnügen — ſie verabſcheuen das Unbeſtimmte der Dämmerung und verlangen hellen Tag. Und das iſt natürlich, denn ihr ganzes Weſen iſt hell und licht.

Man hoffe darum nicht, ſie zu beruhigen, indem man ihnen ſagt, daß alle Gewißheit nur außerhalb der Welt, in der wir leben, zu ſuchen und zu finden iſt, und daß der Glaube an die Zukunft ſich durch den Anblick der gegenwärtigen Zuſtände nicht beirren laſſen darf. Ihre ſcharfen Augen entdecken oft, daß die Kämpfer der Zukunft rückwärts

ſchreiten, und dann ſind ſie feſt überzeugt, daß der Geiſt des ganzen Jahrhunderts im Rückſchritt begriffen iſt.

Ich finde hier Anlaß zu der Bemerkung, daß wir Alle, die wir dem Fortſchritt zu huldigen glauben, vor Allem des Fortſchreitens in einer gewiſſen Toleranz bedürften. In der Kunſt, in der Politik und im Allgemeinen in Allem, was nicht zu den exakten Wiſſenſchaften gehört, ſoll es nur eine Wahrheit geben — und ſo iſt es auch. Aber ſobald wir uns dieſe Wahrheit nach eigner Weiſe formulirt haben, bilden wir uns ein, daß wir die einzig richtige gefunden haben — wir nehmen die Form für die Sache, und hiermit beginnt der Irrthum, der Kampf, die Ungerechtigkeit und das Chaos eitler Streitigkeiten.

Es giebt nur eine Wahrheit in der Kunſt: das Schöne. Nur eine Wahrheit in der Moral: das Gute. Nur eine Wahrheit in der Politik: das Recht. Aber ſobald ein jeder von uns den Rahmen hinſtellt, aus welchem er Alles verbannt, was ſeiner Anſicht nach nicht recht, gut und ſchön iſt, wird er das Bild des Ideals ſo verſtümmeln und entſtellen, daß er nothwendiger- und glücklicherweiſe bald ganz allein mit ſeiner Meinung daſteht. Die Wahrheit iſt immer und in jeder Hinſicht umfaſſender, als der Einzelne zu begreifen vermag.

Der Begriff des Unendlichen iſt allein im Stande unſer endliches Daſein in etwas zu erweitern, und doch iſt es gerade der Begriff, den unſer Geiſt am ſchwerſten in ſich aufnimmt. Das Diskutiren, Begrenzen, Zergliedern und Tadeln iſt in unſerer Zeit zu einer wahren Krankheit geworden, und viele der jüngeren Künſtler ſind für die Kunſt

verloren, weil ſie vergeſſen hatten, daß es mehr darauf ankam, ihren Beruf durch Werke als durch Abhandlungen zu beweiſen. Das Ewige können wir nicht demonſtriren; wir müſſen es ſuchen, und das Schöne ſollen wir mehr in uns fühlen, als in äußeren Formeln ſuchen. Alle unſere Lehrbücher der Kunſt und Politik beweiſen nur, daß Politik und Kunſt noch in der Kindheit ſtehen. Es mag alſo immerhin diskutirt werden, wenn unſere Zeit dieſes beſchwerlichen, kleinlichen und qualvollen Lehrganges bedarf — aber jeder, der in ſich ſelbſt eine lebendige Kraft fühlt, darf ſich nicht um den Streit der Schule kümmern und ſoll ſeine Aufgabe erfüllen, indem er ſich aus dem Tageslärme zurückzieht.

Und dann, wenn unſer Tagewerk vollbracht iſt, wollen wir das der Andern betrachten und nicht gleich bereit ſein es zu verwerfen, weil es von dem unſrigen abweicht. Lernen iſt beſſer als widerſprechen und häufig lernen wir nichts, weil wir Alles kritiſiren wollen.

Wir verlangen zu viel Klarheit von Andern und beweiſen dadurch, daß wir in uns ſelbſt nicht klar genug ſind. Wir wollen ferner, daß Alle jedes Ding mit unſern Augen anſehen, und jemehr uns eine Perſönlichkeit durch den Gebrauch großer Gaben anregt und beſchäftigt, um ſo mehr ſind wir geneigt, dieſelben mit unſern Eigenſchaften zu vergleichen, die entweder um Vieles geringer oder doch von ganz anderer Natur ſind. Sind wir Philoſophen, ſo verlangen wir, daß der Muſiker ſich an Spinoza ergötze: ſind wir Muſiker, ſo möchten wir den großen Philoſophen eine Oper ſchaffen ſehen. Und wenn der Künſtler, der in ſeinem Fache mit kühnen Neuerungen hervortritt, das Neue auf

andern Gebieten verdammt; oder wenn der Denker brennend vor Verlangen, ſich in Tiefen ſeiner Spekulation zu verſenken, den Werth einer Neuerung in der Kunſt nicht anerkennt, ſchreien wir über Inkonſequenz und ſind geneigt zu ſagen: „Künſtler, ich verdamme Dein Kunſtwerk, weil Du nicht zu meiner Partei und zu meiner Schule gehörſt; Philoſoph, ich verwerfe Deine Wiſſenſchaft, weil Du die meinige nicht begreifſt.“

So urtheilen wir nur zu oft, und nur zu oft wird dies Syſtem der unverſtändigſten Intoleranz durch die öffentliche Kritik vollendet. Dies war beſonders vor einigen Jahren bemerklich, als viele Zeitungen und Journale gewiſſe Partei-Färbungen repräſentirten. Man hätte damals ſagen können: „ſag' mir, für welches Journal Du ſchreibſt und ich werde Dir ſagen, welchen Künſtler Du loben oder tadeln wirſt.“

Man hat mich oft gefragt: „Wie ſind Sie im Stande, mit dieſem oder jenem ihrer Freunde zu leben und zu verkehren, der ſo ganz andere Anſichten hat, als Sie? welche Conceſſionen macht er Ihnen, oder zu welchen Conceſſionen ſehen Sie ſich ihm gegenüber genöthigt?“

Ich habe nie die geringſte Conceſſion gemacht oder verlangt, und wenn ich mich zuweilen auf Diskuſſionen einließ, geſchah es nur, um mich durch die Meinungsäußerungen der Andern zu belehren. Dieſe Belehrung beſtand aber nicht in dem Annehmen aller ihrer Schlüſſe, ſondern in der Beobachtung ihres Gedankenganges und in der Erforſchung der Quellen, aus welchen ihre Ueberzeugung entſprang. Dabei hatte ich geſehen, wie viele Widerſprüche auch in dem beſtorganiſirten Menſchen unter ſcheinbarer Logik verbunden

ſind, und wie viel Logik dagegen in den ſcheinbaren Widerſprüchen ſeines Weſens liegt.

Sobald uns eine Seele ihre Kräfte, ihre Bedürfniſſe, ihre Zwecke entdeckt, und ſogar ihre Schwächen neben ihren Fähigkeiten erkennen läßt, begreife ich nicht, wie wir zaudern könnten, ſie als ein Ganzes hinzunehmen. Wir werden ſogar ihre Flecken als dazu gehörig ertragen, wenn wir ſie auch, wie die der Sonne, nicht betrachten können, ohne das Auge verletzt zu fühlen.

So habe ich denn, außer der innigen Freundſchaft, die mich mit einigen außergewöhnlichen Weſen verknüpft, eine tiefe Ehrfurcht für Manches, was mit meiner Eigenthümlichkeit und mit meinen Anſichten durchaus nicht zu vereinigen wäre, was mir aber in ihnen als etwas Unvermeidliches, Nothwendiges, als die Triebfeder ihrer Entwickelung erſcheint. Ein großer Künſtler mag in meiner Gegenwart etwas negiren, was einen Theil meines Lebens ausmacht — das kümmert mich wenig; denn ich weiß, daß ſein Feuer mein innerſtes Leben fördert, indem es die Seiten meines Weſens durchglüht, die mit dem ſeinigen ſympathiſiren. Und wenn ein bedeutender Philoſoph mich tadelte Künſtler zu ſein, würde er mich doch zugleich als Künſtler fördern, indem er meinem Glauben an die ewige Wahrheit durch das Feuer ſeiner Beredſamkeit und die Macht ſeiner Ueberzeugung neues Leben gäbe.

Unſer Geiſt iſt wie ein Kaſten mit verſchiedenen Abtheilungen, welche untereinander durch einen bewunderungswürdigen Mechanismus in Verbindung ſtehen — und wenn ſich uns ein großer Geiſt erſchließt, läßt er uns gleichſam

den Wohlgeruch eines Blumenſtraußes einathmen, in welchem Düfte enthalten ſind, die wir allein nicht ertrügen, die uns aber durch andere Düfte gemildert und modifizirt, entzücken und beleben.

Dieſe Gedanken kommen mir in Bezug auf Eugen Delacroix, aber ich könnte ſie auf viele andere hervorragende Naturen anwenden, die ich glücklich genug war zu erkennen und zu würdigen, ohne daß mich ihr Widerſpruch oder ſelbſt der Spott geärgert hätte, den ſie gelegentlich über mich ergoſſen. Ich bin hartnäckig geweſen in meinem Widerſtande gegen manche ihrer Behauptungen, aber eben ſo beharrlich in meiner Zuneigung für ſie, und in meiner Dankbarkeit für das Gute, was ſie mir erzeugten, indem ſie mein Selbſtgefühl erweckten. Sie Alle halten mich für eine unverbeſſerliche Träumerin, aber ſie kennen meine Treue in der Freundſchaft.

Der große Meiſter, von dem ich hier rede, iſt alſo traurig und verſtimmt in ſeiner Theorie, aber fröhlich, liebenswürdig und ſo kindlich als möglich in ſeinem Weſen. Wenn er einreißt, geſchieht es ohne Zorn, wenn er ſpottet, iſt er nicht bitter — und das iſt ein Glück für Alle, die er kritiſirt, denn er hat eben ſo viel Witz als Genie. Der Anblick ſeiner Gemälde läßt dies freilich nicht erwarten, denn in dieſen muß das Angenehme dem Erhabenen weichen, und ſeine Maeſtria ſchließt das Niedliche, das Kokette aus. Die Geſtalten, die er geſchaffen hat, ſind ernſt und ſtreng; wir lieben es, ihnen voll ins Antlitz zu ſchauen, und ſie erheben uns über die Region des gewöhnlichen Lebens. Mögen ſie Götter, Krieger, Dichter oder Weiſe ſein, mögen ſie der

Allegorie oder der Geſchichte angehören, immer überwältigen ſie uns durch ihre kraftvolle Haltung oder durch ihre olympiſche Ruhe. Bei ihrem Anblick iſt es nicht möglich, an das unglückliche Modell im Atelier zu denken, das wir faſt auf allen modernen Gemälden unter dem Coſtüm herausfinden, durch welches man vergeblich verſucht hat, es umzuwandeln. Es ſcheint faſt, als hätte Delacroix, wenn er Männer und Frauen zum Vorbilde nahm, die Augen nur halb geöffnet, um ſie nicht zu deutlich zu ſehen.

Und doch ſind ſeine Geſtalten wahr, mögen ſie auch in ihrer dramatiſchen Bewegung oder in ihrer träumeriſchen Majeſtät idealiſirt ſein. Sie ſind wahr, wie die Bilder, die wir in uns tragen, wenn wir uns die Götter der Poeſie oder die Helden des Alterthums vorſtellen. Es ſind zwar Menſchen, aber nicht gewöhnliche Menſchen, wie die Menge ſie gern ſieht, um ſie leicht zu begreifen. Und ſie ſind zwar lebendig, aber es iſt jenes großartige, herrliche oder entſetzliche Leben in ihnen, deſſen Hauch nur der Genius aufzufinden vermag.

Von Delacroix' Farbe ſpreche ich nicht; vielleicht hat er allein die Fähigkeit und das Recht, dieſen Theil ſeiner Kunſt zu demonſtriren, in dem auch ſeine ärgſten Widerſacher keinen Anlaß zum Tadel gefunden haben. Ueber die Farbe des Malers zu reden, iſt außerdem eben ſo undankbar, wie der Verſuch, Muſik durch Worte verſtändlich zu machen. Iſt es möglich, Mozart's Requiem zu beſchreiben? Man könnte zwar ein herrliches Gedicht ſchreiben, während man es hört — aber das wäre immer nur ein Gedicht und keine Erklärung. Es iſt nun einmal nicht möglich, die eine Kunſt

durch die andere wiederzugeben. In den Tiefen der Seele ſind ſie zwar innig mit einander verbunden; aber da ſie nicht dieſelbe Sprache ſprechen, können ſie ſich gegenſeitig nur durch geheimnißvolle Analogien erklären. Sie ſuchen ſich, vereinigen ſich und fördern ſich eine die andere, obwohl eine jede derſelben immer nur ihr eigenes Weſen darſtellt.

„Was das Schöne in dieſem Handwerke ausmacht," ſchrieb mir der fröhliche Delacroix in einem ſeiner Briefe, „beſteht eben in Dingen, welche das Wort nicht auszudrücken im Stande iſt. Sie verſtehen mich übrigens," fährt er dann fort, „und ein Satz Ihres Briefes ſagt mir zur Genüge, daß Sie die Nothwendigkeit gewiſſer Grenzen in jeder Kunſt anerkannt haben, Grenzen, welche Ihre Herrn Zunftgenoſſen oft mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit überſchreiten."

Es iſt kaum möglich, den Grundgedanken irgend welcher Kunſt zu analyſiren, wenn man nicht derſelben Gedankenerhebung fähig iſt. Sobald wir uns erkühnen, die großen Gedanken der Meiſter nach unſerm kleinen Maaße zu meſſen, gerathen wir in Irrthum und Verwirrung, ohne das Meiſterwerk im Geringſten zu beſchädigen, und unſere Mühe war eine nutzloſe.

Was nun die Zergliederung des Verfahrens betrifft, ſei es um den Meiſter zu loben oder zu tadeln, ſo iſt das ganze Auskramen jener techniſchen Ausdrücke, welche die Kritik mit mehr oder weniger Geſchick in ihre Argumentationen über Muſik und Malerei zu verweben pflegt, eigentlich nur ein bald gelungener, bald verunglückter Kunſtgriff. Iſt er

verunglückt (was denen oft paſſirt, die von Handwerk reden, ohne ſeine Sprache zu verſtehen, und die Ausdrücke nur auf's Gerathewohl gebrauchen), ſo giebt er auch dem beſcheidenſten Arbeiter Anlaß zum Lachen. Iſt er gelungen, ſo vermag er doch nicht dem Publikum das zum Verſtändniß zu bringen, was ihm zu wiſſen noth thut; und den Lernenden, welche die Geheimniſſe der Meiſterſchaft zu erforſchen ſtreben, vermag er nichts zu lehren. Es iſt umſonſt, ihnen das Verfahren der Künſtler zu erklären, und vor den unwiſſenden Farbenreibern, die bewundernd ein Eckchen des Gemäldes betrachten und voller Erſtaunen fragen: „wie das gemacht iſt?“ würdet Ihr umſonſt in gelehrten Theorien die gebrauchten Mittel auseinanderſetzen. Und würden ſie auch durch den Mund des Meiſters offenbart, ſie wären doch unnütz für den, der ſie nicht zu brauchen verſtände. Wenn er kein Talent beſitzt, wird ihm kein Mittel dienen, und wenn er Talent hat, wird er ſeine Mittel ſelber auffinden, oder er wird die Manier der Andern nachahmen, die er ohne Hülfe verſteht und trifft.

Die einzigen Werke über Kunſt, die eine Bedeutung haben und nützlich werden können, ſind die, welche ſich die Aufgabe geſtellt haben, den Grundgedanken großer Kunſtſchöpfungen zu entwickeln, und dadurch das Verſtändniß des Leſers wecken und erweitern. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt Diderot ein großer Kritiker geweſen und auch in unſern Tagen iſt manches gute und ſchöne Werk von dieſer Art erſchienen. Aber außer dieſer Richtung iſt alles Reden über Kunſt verlorene Mühe und kindiſche Pedanterie.

In dieſem Augenblicke habe ich ein Muſter großartiger Anſchauungsweiſe vor Augen und will daraus für Alle, die es nicht kennen, ein Fragment mittheilen.

„Es iſt nicht zu leugnen, daß ſolche Werke, die mit dem höchſten Aufſchwung unſerer Seele erfaßt werden müſſen, immer mehr an Wirkſamkeit verlieren. Eine wachſende Todeskälte breitet ſich mehr und mehr über uns aus, bis ſie die Quelle aller Erhebung und aller Poeſie vollſtändig erſtarrt haben wird.

. . . . . .

„Sollen wir annehmen, daß die wahrhaft ſchönen Werke gar nicht für die Menge gemacht ſind, die ſie nicht zu würdigen vermag und die ihre privilegirte Bewunderung für das Oberflächliche aufſpart? Fühlt ſie etwa gegen jede außergewöhnliche Schöpfung eine Art von Antipathie und wird ſie etwa durch ihren Inſtinkt unabweislich zu dem hingezogen, was gemein und vergänglich iſt? Liegt vielleicht in jedem Worte, das ſich durch ſeine großartige Anlage den Launen der Mode entzieht, eine geheime Nothwendigkeit, dem Publikum zu mißfallen, das in ihr eine Art von Vorwurf über die Unbeſtändigkeit ſeines Geſchmacks und die Eitelkeit ſeiner Urtheile erblickt?“

Nach dieſem Schrei des Schmerzes und des Erſtaunens ſpricht der Kritiker, den ich citire, von Michel Angelo's „letztem Gericht,“ und ohne einen Kunſtausdruck zu gebrauchen, ohne uns in das Verfahren des Meiſters einzuweihen, das zu kennen wir auch gar nicht berufen ſind, ſtellt er ſich nur die Aufgabe, uns mit der Bewunderung zu erfüllen,

die ihn durchglüht, und er thut es, indem er uns die Grundidee des Künstlers enthüllt.

„Der Styl Michel Angelo's," sagt er, „scheint der einzige zu sein, der einem solchen Vorwurfe genügen kann. Das Eigenthümliche dieses Styls, die Entschiedenheit, alles Triviale zu verwerfen, auf die Gefahr hin, in Schwülstigkeit zu verfallen und an das Unmögliche zu streifen, war vollständig an seinem Platze bei der Darstellung einer Scene, die uns in eine ganz ideale Sphäre versetzt. Es ist nicht zu leugnen, daß unsere Seele den Ausdruck der Kunst in diesem Genre immer überflügelt. Selbst die Poesie, die sich immaterieller Hülfsmittel bedient, wird uns immer nur ein zu beschränktes Bild von solchen Erfindungen geben. Wenn die Offenbarung Johannis uns die letzten Zuckungen der Natur beschreibt, wie die Berge zusammenstürzen und die Sterne vom Gewölbe des Himmels herabfallen, wird auch die lebhafteste und reichste Phantasie das dargebotene Bild in einen beschränkten Raum zusammenfassen. Die Vergleiche, deren sich der Dichter bedient, sind von irdischen Dingen hergenommen und diese hindern den Gedanken in seinem Fluge. Dagegen giebt uns Michel Angelo mit seinen zehn oder zwölf Gruppen symmetrisch geordneter Figuren, welche das Auge mühelos überfliegt, ein unvergleichlich großartiges und entsetzliches Bild jener letzten Katastrophe, welche das zitternde Menschengeschlecht vor den Thron seines Richters führt. Und diese ungeheure Gewalt, welche der Künstler vom ersten Augenblicke über unsere Phantasie ausübt, verdankt er keinem der Hülfsmittel, welche gewöhnliche Maler anzuwenden pflegen. Sein Styl allein ist es, der

ihn in der Region des Erhabenen erhält und der auch uns mit ihm emporträgt.“

. . . . . .

„Der Christus von Michel Angelo ist weder ein Philosoph noch ein Romanheld, es ist Gott selbst, dessen Arm das Weltall in Staub zerschlägt. Michel Angelo bedarf, wie jeder Maler, gewisser Formen und gewisser Contraste, gewisser Schatten und Lichter auf lebendigen Körpern. Das jüngste Gericht ist eine Verherrlichung des Fleisches. Wir sehen es gleichsam wachsen auf den Knochen dieser bleichen Auferstandenen, im Augenblicke, wo die Posaune des Gerichts ihre Gräber gesprengt und sie ihrem hundertjährigen Schlummer entrissen hat! Und welche Poesie liegt in den verschiedenen Stellungen, in welchen sie ihre Wimper dem Lichte dieses letzten schrecklichen Tages öffnen, welcher das Dunkel des Grabes auf immer vernichtet und bis in die Tiefen der Erde dringt, worin der Tod seine Opfer aufeinanderhäufte! Einige erheben mühevoll den schweren Stein, unter dem sie so lange schliefen; Andere, die schon von ihrer Last befreit sind, bleiben — wie in Verwunderung erstarrt ausgestreckt liegen. Weiterhin stößt der Kahn mit der Schaar der Verdammten vom Ufer und Charon treibt die zaudernden Seelen mit seinem Ruder vorwärts: qualunque s'adagia.“

Und wer mag diese Zeilen geschrieben haben? Ist es nicht, als hörten wir Michel Angelo selbst von seinem Werke reden und die Grundideen desselben erklären? Ist diese großartige, kühne Ausdrucksweise, die nicht unserm Jahrhundert anzugehören scheint, vielleicht die Sprache des

alten Meisters, dessen Dolmetscher einer unserer Zeitgenossen wurde?"

Nein! diese Zeilen hat ein moderner Meister geschrieben, der doch eigentlich weder Zeit noch Lust zum Schreiben hat. Sie sind flüchtig auf's Papier geworfen in Stunden glühenden Unwillens gegen die Gleichgültigkeit des Publikums und der Kritik; zu einer Zeit, als Sigalon seine schöne Copie des jüngsten Gerichts im Palais des Beaux-Arts ausstellte, die aber von den Parisern nicht im Geringsten beachtet wurde. Diese Zeilen, auf welche der Verfasser gar keinen Werth legt, die er vielleicht nicht wieder lesen möchte, sind unterzeichnet: Eugen Delacroix.

Ich werde nicht sagen: warum hat er nicht mehr geschrieben!*) aber bedauern muß ich, daß er seine Tage, die schon für die Malerei ungenügend waren, nicht um einige Stunden verlängern konnte. Er allein wäre vielleicht im Stande gewesen, der Menge sein eigenes Genie verständlich zu machen, indem er ihr die Meisterwerke aus früherer Zeit erklärte, welche er selbst so innig liebt und so gut versteht.

Ich werde hier noch den Schluß des Artikels anführen und wir werden daraus sehen, auf welche Weise Delacroix ein Meister geworden ist, der sich Michel Angelo an die Seite stellen darf.

„Man hat sich nicht gescheut, zu behaupten, daß der Anblick der Meisterwerke Michel Angelo's den Geschmack der

---

*) Er hat einige Abhandlungen geschrieben, welche die Nachwelt als etwas Werthvolles sammeln wird; unter andern ein Werkchen unter dem Titel: Fragen über das Schöne.

Schüler verderben und ſie zum Manierirten verleiten würde. Als ob es etwas Verderblicheres geben könnte, als die Manier der Schulen. Es iſt gewiß, daß ſo großartige Vorbilder nicht für Jeden geeignet ſind, und es verhält ſich mit dem Studium einer ſo gewaltigen Manier, einer, ſo zu ſagen, ſo abſtrakten Kunſt, wie mit jener ſtrengen Lebensweiſe, der ſich nur kräftige Naturen unterwerfen. Beim Anblick ſolcher Größe und Kühnheit wendet ſich ein einfältiger Schüler zu ſeinem Lehrer zurück und ſieht in der Verachtung des großen Meiſters für die gewöhnliche Nachahmung nur den Beweis ſeiner Unfähigkeit; und der Lehrer wird ſich fragen, ob wirklich die Tradition vor dieſer Verachtung alles Herkömmlichen verſtummen muß — aber der große Meiſter ſchreitet vorwärts durch die Jahrhunderte, von Schülern umgeben, die ſeiner würdig ſind, und alle Größen ſeiner Kunſt verſammeln ſich um ihn und bekrönen ihn mit den Strahlen ihres eigenen Ruhmes. . . . . .

„Von allen Verirrungen, in welche die Kunſt durch das Bedürfniß und die Laune des Wechſels getrieben werden kann, wird der großartige Styl des Florentiners immer hindurchleuchten, wie ein Polarſtern, zu dem wir uns wenden müſſen, um die Pfade aller Größe und aller Schönheit wiederzufinden.“

Das ganze Verfahren beſteht alſo darin, das Schöne anzubeten, es zu verſtehen und es aus ſich ſelbſt zu produciren. Dies iſt der einzige Weg zur Meiſterſchaft.

Es iſt leicht zu glauben, daß das mangelnde Verſtändniß unſerer Zeit in Betreff alles Großen dieſer enthuſiaſti-

ſchen Seele tödtliche Schmerzen bereitet hat. Glücklicherweiſe hat ihn die liebenswürdige Heiterkeit ſeines Gemüths vor der Verſtimmung bewahrt, die uns verbittert, während die Traurigkeit, die zur Ermattung führt, über die kräftige Organiſation des Rieſen nichts vermochte. Er hat das Problem gelöſt, einen freien, ſiegreichen, unermeßlichen Aufſchwung zu nehmen und das Gerede tief unter ſich zu laſſen; ſo wie der ſiegreiche Apoll, den er in einem der Louvreſäle gemalt hat, inmitten der himmliſchen Herrlichkeit die Chimäre vergißt, die er zu ſeinen Füßen hingeſtreckt hat. Er hat dieſe Aufgabe gelöſt, ohne die Jugend ſeiner Seele, die Güte und Rechtſchaffenheit des Charakters, die Liebenswürdigkeit des Gemüths, die Beſcheidenheit und Feinheit ſeines Weſens zu verlieren.

Delacroix hat verſchiedene Phaſen der Entwickelung durchlebt, und jede derſelben hat ſeinen Werken ihren Stempel aufgedrückt. Er hat ſich an Dante, an Shakeſpeare, an Goethe begeiſtert, und die Romantiker, die ſich durch ihn auf's Höchſte verherrlicht ſahen, haben eine Weile geglaubt, daß er ausſchließlich zu ihrer Schule gehörte. Aber eine ſo gewaltige Schöpfungskraft konnte nicht durch einen ſo kleinen Kreis umſchloſſen werden — ſie hat von Gott und Menſchen freie Bewegung, Licht und Raum begehrt für ihre Werke, und dann hat ſie ſich aufgeſchwungen in die Sphäre ihres Ideals; hat die allegoriſchen Geſtalten des Olymp aus der Vergeſſenheit gezogen, in die ſie verſunken waren, und hat ſie, die Geſchichte der Poeſie zu verherrlichen, mit den Dichtergrößen aller Jahrhunderte vereinigt. Delacroix hat dieſe verſunkene oder durch leere

Traditionen verunſtaltete Welt auf's Neue durch das Feuer ſeiner Begeiſterung belebt. Und ſeine übermenſchlichen Geſtalten hat er mit einer Welt des Lichts umgeben, deren Daſein zu erklären, das Wort „Farbe" vielleicht nicht genügt, deren Wirkung aber Alle in dem Entſetzen, dem Staunen oder der Bewunderung empfinden, die ſie beim Anblick dieſer Schöpfungen erfüllt. Hierin bricht die Eigenthümlichkeit des Meiſters hervor und die Tiefe ſeines Gefühls, welche gleichſam das ganze moderne Bewußtſein umfaßt, wie ein Gewäſſer, das ſich von dem Zuſammenſtrömen zahlloſer Quellen nährt.

Es wird indeſſen immer eine Klaſſe ſyſtematiſcher Geiſter geben, welche Delacroix vorwerfen, das, was ſie das Hübſche, das Liebliche, die Weichheit der Formen und die Anmuth des Ausdrucks nennen, vernachläſſigt zu haben. Es iſt zwar die Frage, ob ſie dies recht verſtehen und ob ſie im Stande ſind, in dieſen Regionen der Phantaſie das Wahre vom Falſchen, das Natürliche vom Manierirten zu unterſcheiden. Ich zweifle daran! Wer Correggio, Raphael, Watteau und Prudhon wahrhaft verſteht, wird auch eben ſo gut Delacroix verſtehen. Das Anmuthige hat ſeinen Thron ebenſowohl wie das Gewaltige, und zudem ſind die Grazien Göttinnen, welche in tauſendfacher Geſtalt erſcheinen. Sie zeigen ſich keuſch oder laſciv, je nach dem Auge, das ſie betrachtet, und je nach der Seele, welche ſie in ſich aufnimmt. Der Genius Delacroix' iſt ſtreng, und wer keines erhabenen Gefühles fähig iſt, wird ihn niemals vollſtändig würdigen. Ich glaube, daß er ſich vollſtändig darein ergeben hat.

Aber wie das öffentliche Urtheil auch ausfallen mag, er

wird einen großen Namen und große Werke hinterlaſſen. Wenn wir ihn bleich, ſchmächtig, nervenſchwach ſehen; wenn wir hören, wie er ſich über die tauſend kleinen Uebel beklagt, die ihn fortwährend bedrücken, erſtaunen wir, daß dieſe gebrechliche Organiſation, trotz alles Widerſtandes und aller Anſtrengungen, mit ſo raſender Schnelligkeit ſo koloſſale Werke hervorbringen konnte. Aber ſie ſtehen uns vor Augen und, wenn es Gott gefällt, werden ihnen noch viele andere folgen — denn der Meiſter gehört zu denen, welche ſich bis zu ihrer letzten Stunde entwickeln und deren letztes Werk wir durch jedes neue Wunder, das ſie ſchaffen, auf's Neue übertroffen ſehen.

Delacroix iſt aber nicht allein groß in ſeiner Kunſt, er iſt es auch in ſeinem Künſtlerleben. Ich ſpreche nicht von ſeinen häuslichen Tugenden, von der Liebe für ſeine Familie, von der Güte gegen unglückliche Freunde, mit einem Worte, von der tiefen Liebenswürdigkeit ſeines Gemüthes. Das ſind individuelle Vorzüge, welche die Freundſchaft nicht mit Trompetenſtößen bekannt macht. Aus den Herzensergießungen ſeiner Briefe könnte ich hier ein herrliches Kapitel einſchalten, und er würde dadurch beſſer geſchildert, als ich jemals zu thun vermöchte. Aber dürfen wir das Weſen unſerer noch lebenden Freunde in dieſer Weiſe enthüllen, ſelbſt wenn die Enthüllung nur zu ihrem Ruhme gereicht? Ich glaube nicht; die Freundſchaft hat ihre Scham wie die Liebe. Aber was in Delacroix' Weſen der allgemeinen Anerkennung gehört, und was gezeigt werden muß, weil ſolche Beiſpiele immer gute Früchte tragen, iſt die Rechtſchaffenheit ſeines Wandels, ſeine Gleichgültigkeit gegen den Er-

werb, und die Entſchloſſenheit, mit welcher er lange ein beſcheidenes, ſogar ärmliches Leben geführt hat, um ſich vor allen Conceſſionen gegen den Geſchmack und die Anſichten der Zeit (welche oft auch die der Mächtigen ſind) zu bewahren. Es iſt ferner die heldenmüthige Beharrlichkeit, mit welcher er trotz ſeiner Leiden und ſeiner ſcheinbaren Schwäche den betretenen Weg verfolgt und albernen Tadel verachtet hat. Niemals hat er Böſes mit Böſem vergolten, obwohl ihm ſein lebhafter Geiſt und die Feinheit ſeiner Bildung in den fürchterlichen Kämpfen der Eigenliebe und Eitelkeit das Uebergewicht geſichert hätten. Niemals hat er im Geringſten aus den Augen geſetzt, was er ſich ſelber ſchuldig war; aber er hat ſich auch nie dem Publikum empfindlich gezeigt und hat alljährlich neue Werke ausgeſtellt, trotz eines Kreuzfeuers hämiſcher Angriffe, die jeden Anderen betäubt oder mit Ekel erfüllt hätten. Er hat ſich niemals Ruhe gegönnt, hat oft ſeine reinſten Freuden, den Genuß aller anderen Künſte, die er auf's Innigſte liebt, den unerbittlichen Anforderungen ſeiner Arbeit geopfert — einer Arbeit, die für ſein Wohlbefinden und ſeinen Ruhm ſo lange Zeit erfolglos zu ſein ſchien. Er hat, mit einem Worte, von einem Tage zum anderen gelebt, ohne den lächerlichen Luxus zu beneiden, mit welchem ſich die Emporkömmlinge unter den Künſtlern umgeben, obwohl die Zartheit ſeiner Organe und ſein feiner Geſchmack wohl einiger Behaglichkeit und Ruhe bedurft hätten.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern werden die großen Künſtler genannt, welche der Eitelkeit und Habſucht nicht gefröhnt, dem Ehrgeiz und der Rache nichts geopfert

haben. Delacroix iſt eine dieſer reinen Naturen, deren Werth die Welt zur Genüge anzuerkennen meint, indem ſie dieſelben für ehrenhaft erklärt. Aber die Welt weiß es nicht, wie ſchwer oft die Laſt des Arbeiters und der Kampf des Genius iſt.

Ueber unſer Verhältniß habe ich nichts zu ſagen; es wird vollſtändig durch die Worte: wolkenloſe Freundſchaft, geſchildert. Gewiß iſt ſolche Freundſchaft eben ſo ſelten als ſchön, aber zwiſchen uns herrſcht ſie im vollſten Maße. Ich weiß nicht, ob Delacroix Charakterſchwächen hat. Ich habe in der Vertraulichkeit des Landlebens und in ſtetem Verkehr mit ihm gelebt, ohne jemals auch nur den kleinſten Flecken an ihm zu bemerken; und doch iſt Niemand vertraulicher, unbefangener und hingebender in der Freundſchaft als er. Der Umgang mit ihm iſt ſo erquicklich, daß man ſich darin ſelbſt ohne Fehler fühlt; es iſt ja ſo leicht, dem ergeben zu ſein, der es ſo ſehr verdient. Ueberdies verdanke ich ihm die beſten, reinſten Stunden künſtleriſchen Genuſſes; denn wenn mich auch andere, hervorragende Geiſter an ihren Entdeckungen und ihrer Begeiſterung für ein gemeinſames Ideal theilnehmen ließen, muß ich doch geſtehen, daß mir keine andere Künſtlernatur ſo ſympathiſch — und wenn ich ſo ſagen darf, in ihrer belebenden Berührung ſo verſtändlich geweſen iſt, als die ſeinige. Die Meiſterwerke, welche wir leſen, ſehen oder hören, durchglühen uns niemals mehr, als wenn ſie durch die Auffaſſung und Würdigung eines gewaltigen Geiſtes gleichſam mit verdoppelter Macht begabt ſind. In der Muſik und Poeſie ſowohl, wie in der Malerei iſt Delacroix immer derſelbe und Alles, was er ſagt, wenn

er ſich hingibt, iſt lieblich oder großartig, ohne daß er ſelbſt eine Ahnung davon hat.

Ich habe nicht die Abſicht, das Publikum von allen meinen Freunden zu unterhalten. Wollte ich jedem derſelben ein beſonderes Kapitel weihen, ſo würde ich nicht allein die Beſcheidenheit manches, in Stille und Verborgenheit lebenden Gemüths verletzen, es würde auch nur für mich ſelbſt und einen ſehr beſchränkten Kreis von Leſern von Intereſſe ſein. Von Rollinat habe ich darum ausführlich geſprochen, weil das Verhältniß zu ihm für mich zum Urbilde der Freundſchaft geworden iſt, und weil er mir zuerſt Veranlaſſung gab, mich dem Kultus eines Gefühls zu weihen, das ein Jeder von uns mehr oder weniger rein in ſeiner Seele trägt.

In Betreff berühmter Perſönlichkeiten kann ich mir nicht das Recht zugeſtehen, das Allerheiligſte ihres Privatlebens vor fremden Augen zu entſchleiern; ich fühle mich nur verpflichtet, das Große und Schöne, was ſie in ihrem Berufe leiſten, in ein Ganzes zuſammenzufaſſen, ſobald ich irgend im Stande bin, dieſe Aufgabe genügend zu erfüllen.

Wenn mehrere meiner früheren Freunde ihre Namen nicht in den Blättern meiner Geſchichte finden, mögen ſie deshalb aber doch nicht glauben, daß ihr Andenken aus meinem Herzen verwiſcht wäre. Mancher von Denen, welche im Lauf der Zeiten andere Wege gegangen ſind, als ich, iſt mir ſo lieb geblieben wie zuvor und wird immer in meiner Erinnerung den ehrenvollen Platz behalten, den er früher einnahm.

Aber Dich muß ich nennen, David Richard, edles, lie-

benswürdiges Weſen, reinſte aller reinen Seelen! Du biſt es werth, in weiterm Kreiſe gekannt und verehrt zu ſein, als der iſt, in welchem Du Dich mit wahrhaft chriſtlicher Demuth verborgen hielteſt. Die Menſchenliebe hatte Dich von aller Selbſtſucht befreit und Deine emſigen Studien ſowohl wie das Verlangen Deines edlen Herzens haben Dich zum Führer und Lehrer der Schwachen gemacht und meine Seele hat Dich auf dieſem Wege in treuer Verehrung begleitet.

Denn ein Weſen, welches inniger Verehrung fähig iſt, wird dieſelbe gewöhnlich auch Anderen einflößen. Dieſer Satz umfaßt das ganze Weſen David Richard's. Mit tiefer Zärtlichkeit und gläubiger Zuverſicht begabt, ſah er in ſeinen Freunden (an der Spitze derſelben ſtand der berühmte Lamennais) nicht ſowohl die Stützen ſeiner Schwachheit, als eine Nahrung ſeiner Kraft und Thätigkeit. Ich weiß nicht, ob man ihn jemals geſtützt und getröſtet hat; aber ich glaube nicht, daß ihm jemals eingefallen wäre, ſich über einen perſönlichen Schmerz zu beklagen. Ich weiß nur, daß er immer bemüht war, die Klagenden zu hören, zu beruhigen, zu tröſten, und daß er alle Leidenden an ſich heranzog, deren Kummer er durch irgend welche geheimnißvolle Macht zu mildern oder zu beſiegen wußte. Ich wäre freilich im Stande, über dieſen Einfluß etwas zu ſagen, aber ich wage nicht, in Bezug auf das Leben eines ſo würdigen Mannes, von Dingen zu reden, welche an das Gebiet der Träume ſtreifen.

Und doch, warum ſollte ich es nicht wagen? Ich finde bei genauer Prüfung nicht den geringſten Hang zu phan=

taſtiſchen Illuſionen in mir — und ich habe auch nichts Derartiges in den Mittheilungen David Richard's über Phrenologie und Magnetismus gefunden, denn von gewagten Folgerungen und Schlüſſen ließ er ſich nicht verblenden. Er gab ſich jenem ernſten Studium hin, das die Nothwendigkeit im Schickſal der Menſchen zu erforſchen ſtrebt, aber ſeine ſpiritualiſtiſche Richtung erhielt ihn auf einem rationellen und religiöſen Standpunkte und lehrte ihn die Idee eines unbeſiegbaren Fatums verwerfen.

Dieſer edle Geiſt blieb alſo, nachdem er ſich mit Eifer in die Erforſchung der fataliſtiſchen Einflüſſe unſerer Organiſation vertieft hatte, an dem Punkte ſtehen, wo ein nicht ſo feſter Glaube und ein weniger liebevolles Gemüth dem verzweiflungsvollſten Atheismus verfallen wäre. Er verſenkte ſich nur in die Erkenntniß des Böſen, um ein Mittel dagegen zu ſuchen, ſah die Unvollkommenheit des Menſchen nur, um ſie zu beklagen, und ſeine Schwächen nur, um ihre Heilung zu verſuchen. Er erinnerte ſich, daß die Hoffnung zu den drei Haupttugenden gehört, und wenn er an den Abgrund des Zweifels trat, blickte er betend nach oben.

Seine Freunde erſchraken vor dieſem tiefen, ruhigen Enthuſiasmus; ſie baten mich oft, das Mögliche zu thun, um ihn aus ſeinem Hang zum Myſticismus zu befreien. Unter ihnen war der Doktor Gaubert, der eben ſo befreundet mit mir wurde, wie David Richard. Er war ein Mann von gleicher Tugend und Güte wie dieſer, aber er war mittheilſamer in ſeiner Begeiſterung und von herrſchſüchtigerem Charakter.

Ich glaube nicht, daß es mir möglich geweſen war,

Richard's Ueberzeugungen zu erschüttern — aber ich versuchte das auch gar nicht, weil ich ihn auf dem Wege seiner schwierigen Forschung niemals in Gefahr sah. Ich glaube, wenn ich Gaubert recht verstanden habe (denn Richard war in dieser Beziehung sehr zurückhaltend), daß es sich hauptsächlich darum handelte, zu ergründen: ob der Einfluß unserer Organisation ein absoluter oder accidenteller wäre; ob der göttliche Wille jeder Kreatur den Kreis ihrer Fähigkeiten und das unabweisliche Gesetz ihres Verderbens oder ihres Heils in diesem Leben vorgezeichnet hätte — oder ob er dem menschlichen Willen nur mehr oder weniger heftige Versuchungen und Verwirrungen sende, die zu besiegen immer in seiner Macht stände.

Ich habe schon zu Anfang dieses Werkes ausgesprochen, daß ich mich zu der letzten Ansicht neige. Ich habe gesagt, daß wir, meiner Ansicht nach, den ewigen Versucher in uns tragen, aber daß der göttliche Einfluß, welchen die Christen Gnade nennen, auch in uns wäre, um uns im Kampfe beizustehen. Ich näherte mich also mehr der Meinung Richard's, der auch an die Gnade glaubte, als der Gaubert's, welcher nur gewisse phrenologische Modificationen, die Resultate unserer Erziehung und Lebensweise, annahm.

Ich war nicht unterrichtet genug und bin es noch immer nicht, um mich mit Entschiedenheit für oder wider eine dieser Ansichten Männern gegenüber auszusprechen, welche der Erforschung dieser Fragen die Thätigkeit ihres Lebens gewidmet haben. Meine persönlichen Meinungen werden allein durch das Gefühl bedingt und in der Leitung meines eignen

Lebens haben ſie mir immer genügt. Darum fand ich aber auch im Verkehr mit dieſen beiden lieben Freunden nicht das geringſte Hinderniß für die freie Bewegung meines Geiſtes in der ihm angemeſſenen Bahn. Sie ſtimmten Beide darin überein, die Urſachen des Guten und Böſen in der Organiſation jedes Weſens zu ſuchen und waren nur über die Wahl des Heilmittels verſchiedener Anſicht. Richard, welcher in Gott das allgemeine Heilmittel ſuchte, blieb vielleicht nicht ſo ganz, wie Gaubert gewünſcht hätte, an der Schwelle des katholiſchen Dogma ſtehen. Denn Gaubert war, eben ſo wie ich, ein entſchiedener Widerſacher der Lehre von der ewigen Verdammniß und verwarf eben ſo die Entehrung und die Todesſtrafe, welche in der irdiſchen Geſetzgebung das Aequivalent der ewigen Höllenqualen ſind.

Mir ſchien es, als hätten Beide nach einem nützlichen Ziele geſtrebt; der Eine, indem er die Milde der Geſetze für den Elenden begehrte, der des Bewußtſeins ſeiner Handlungen beraubt iſt; der Andere, indem er durch Tugend und Glauben auf die verirrte oder verderbte Seele einzuwirken ſuchte.

Wäre nicht Gaubert inmitten ſeiner Laufbahn durch den Tod abberufen, ſo hätte er gewiß eine praktiſche Ausübung ſeiner Principien erreicht. Richard hat ſeine Aufgabe verfolgt und erfüllt, indem er ſich der Heilung der Wahnſinnigen widmete. Er iſt Oberarzt in der Anſtalt zu Stephansfeld, iſt immer bemüht, die armen Irrſinnigen zu beruhigen, zu zerſtreuen, zu tröſten, zu erheben und den göttlichen Funken der Vernunft und Sittlichkeit in ihnen zu beleben.

Ich weiß nicht, was aus ſeinen Anſichten über Magnetismus geworden iſt. In der Zeit, als ich mit ihm verkehrte, war er viel mit dieſer geheimnißvollen Erſcheinung beſchäftigt, an welche Gaubert ganz unbedingt glaubte. Dieſer Letztere zeigte mir verſchiedene Experimente, durch welche auch ich für eine Zeitlang vollſtändig überzeugt war; ſpäter hat er ſelbſt entdeckt, daß wir betrogen wurden, und ich muß geſtehen, daß dieſe ausgezeichneten Taſchenſpielerſtreiche mir einen Unglauben eingeflößt haben, der ſchwer zu beſiegen iſt.

Gaubert blieb übrigens bis zum letzten Augenblicke ſeiner Ueberzeugung treu; er geſtand zwar ebenſowohl wie ſein würdiger Freund Doktor Frappart, daß er es nie zur Feſtſtellung einer Thatſache gebracht hätte, weil ſich zu viele Marktſchreier und Charlatans auf das lucrative Geſchäft des Magnetiſirens geworfen haben; aber zugleich proteſtirte er im Namen der Logik und Wiſſenſchaft gegen die Nothwendigkeit einer ſolchen Thatſache. Ich geſtehe, daß ich dieſe Schlußfolgerung ſchwer verſtehe. . Die Wiſſenſchaft iſt auf dieſem Felde noch ſo unerfahren, daß ſie noch lange Zeit nur einzelne Erſcheinungen in ihren Urſachen und Wirkungen erforſchen wird. Wenn dieſe Erſcheinungen ſich nun aber aller Prüfung entziehen, ſoll uns irgend ein Geſetz der Logik befehlen, auf dieſe Beweiſe zu verzichten? Kann aus der Anziehungskraft, welche einen gewiſſen Theil der Materie regiert, die Nothwendigkeit hervorgehen, daß ſich der Menſchengeiſt von den Functionen des Organismus befreie, um uns in die Welt der Wunder zu führen?

Ich habe viel und ohne das geringſte Vorurtheil darüber

nachgedacht, habe ſogar den heftigen, der poetiſchen Phantaſie ſo natürlichen Wunſch gehabt, die wirkliche Welt zu verlaſſen, um unbekannte Bahnen zu betreten. Es hat mir in gewiſſen Fällen Vergnügen gemacht, mich ſelbſt zu täuſchen, und ich habe die Gelehrten von Fach in ihrer Verachtung gegen jede gewiſſenhafte Prüfung des Magnetismus immer ſehr leichtſinnig, und die Gründe, die ſie angeben, um ſich dieſer Prüfung zu entziehen, ſehr ſchwach gefunden. Aber weiter bin ich nicht gekommen und es iſt mir nicht möglich, für den Magnetismus, wie er ſich jetzt entweder als Gegenſtand der Spekulation oder als Mittel der Unterhaltung gezeigt hat, eine begründete Ueberzeugung geltend zu machen. Ich kann dies noch weniger, ſeitdem ſich die Tiſche zu drehen beginnen, als zu der Zeit, da man von denſelben noch nichts Aehnliches verlangte.

Uebrigens iſt nicht zu leugnen, daß es eben ſo gut im Menſchen einen Magnetismus gibt, wie auch gewiſſe Thiere auf andere eine Anziehungskraft ausüben. Die großen Redner, die großen Künſtler, ja ſogar manche gewöhnliche Menſchen, die mit einer eigenſinnigen, unerſchütterlichen Willenskraft begabt ſind, üben ihren Einfluß auf Individualitäten aus, deren Eigenthümlichkeit demſelben beſonders zugänglich iſt. Aber dieſe Anziehungskraft iſt weit davon entfernt, eine abſolute, unwiderſtehliche zu ſein, und während ſie einige Weſen vollſtändig beherrſcht, wird ihre Macht an Anderen ſcheitern. Wird ſie aber auch von dem bedeutenden Manne über die Menge ausgeübt, ſo werden ſich ihr doch immer einige hartnäckige Individuen entziehen.

Es iſt alſo eine beſchränkte Macht, und um ſich zu ent-

falten, bedarf ſie der Zuſtimmung Anderer. Es wird Keiner mit der abſoluten Fähigkeit geboren, ſeines Gleichen zu beherrſchen; Gott hat ihm weder die Macht dazu gegeben, noch das Recht. Aber in dem größeren oder geringeren Einfluß, den wir über einander ausüben können, müſſen wir die Abſicht der Vorſehung erkennen, das moraliſche Uebergewicht Denen zu übertragen, die deſſelben würdig ſind.

Außerdem gibt es in der Gluth gewaltiger Leidenſchaften, oder in der gleichmäßig fortdauernden Stärke treuer Anhänglichkeit, oder in der heftigen Anſpannung großer Geiſter gewiſſe magnetiſche Ahnungen, welche für wahr zu erkennen ſich Herz und Geiſt nicht ſträuben, während wir uns von den Enthüllungen der Gaukler oder den Wahrſagereien der Straßen-Sibyllen mit Ekel abwenden.

Endlich glaube ich allen Ernſtes an magnetiſche Einwirkungen; wenigſtens kann ich mir den plötzlichen Eindruck nicht anders erklären, den ganz gegen unſeren Willen gewiſſe Perſönlichkeiten auf uns ausüben, ſo daß wir ſie vom erſten Augenblick lieben, oder ihre Nähe als etwas Widerwärtiges empfinden. Mag es die Erinnerung an Eindrücke ſein, die wir in einer früheren Exiſtenz empfingen, oder iſt es die Folge eines Fluidums, das ſie umgibt, es bleibt gewiß, daß uns das Zuſammentreffen mit ſolchen Perſonen wohlthätig oder ſchädlich wird. Ich glaube nicht, daß dieſes Vorurtheil auf eingebildeten Urſachen beruht, denn ich habe nie geſehen, daß ſeine Folgen auf Einbildung beruht hätten. Ich ſpreche hier nicht von leichten, phantaſtiſchen Abneigungen, oder von ſolchen, die auf vorgefaßter Meinung begründet ſind. Man thut ſehr wohl, dieſe zu beſiegen, ſobald man

von ihrer Grundloſigkeit überzeugt iſt; aber es gibt andere, ernſtere Vorgefühle, die man gewöhnlich nicht genug beachtet und die überſehen zu haben man oft bereut, wenn es zu ſpät iſt.

Wenn dies ein Aberglaube iſt, ſo muß ich mich dazu bekennen. Ich habe wenigſtens die Erfahrung gemacht, daß ich Menſchen, die mir beim erſten Anblick Zuneigung einflößten, mein Leben lang geliebt habe. So war es mit David Richard, den ich ſeit zehn Jahren nicht geſehen habe, und ſo war es mit meinem guten Gaubert, den ich erſt in einem andern Leben wiederſehen werde. Mit ihnen zuſammen zu ſein, verurſachte mir ein wahres geiſtiges Behagen, das ſich ſogar körperlich in der Leichtigkeit meines Athems bemerklich machte. Es war, als hätten ſie mir eine reinere Atmoſphäre gebracht, als die, in welcher ich gewöhnlich lebte. Die Trennung von ihnen hat die Freudigkeit nicht getrübt, die mir ihr Andenken bringt, und es wird licht in meinen Gedanken, ſobald ich mich im Geiſte mit ihnen unterhalte.

Es gibt Seelen, die, wenn ſie auch gerade nicht für einander geſchaffen ſind, weil zu große Verſchiedenheiten in ihren Anlagen ihnen verbieten, blindlings mit einander einen Weg zu gehen, doch in irgend einem bedeutenden Punkte zuſammentreffen. Gaubert pflegte mir in ſeiner phrenologiſchen Redeweiſe zu ſagen, daß wir einander durch die Organe des Wohlwollens und der Ehrfurcht hielten. Nun wohl! wenn ſolche Seelen ſich begegnen, erkennen ſie ſich und nähern ſich einander ohne Zaudern; ſie begrüßen ſich wie alte Bekannte; ſie haben ſich nichts Neues zu ent-

decken und doch erquicken ſie ſich an den gegenſeitigen Mittheilungen, als hätten ſie ſich nach langer Trennung wiedergefunden.

Das bewundernswürdige, unglückliche Weib, von der ich in den vorſtehenden Blättern erzählt habe, verlangte vom Himmel, er möge Heilige und Engel auf die Erde ſenden. Ich erinnere mich, daß ich ihr oft geſagt habe, ſie wandelten mitten unter uns, aber es fehle uns der göttliche Sinn, ſie unter der demüthigen Geſtalt, in dem oft ärmlichen Kleide zu erkennen, womit ſie verhüllt ſind. Unſere Phantaſie treibt uns, das Glänzende zu ſuchen; wir werden von Schönheit, Reiz, Anmuth und Geiſt bezaubert, und wir verfolgen trügeriſche Meteore, ohne zu ahnen, daß die wahren Heiligen öfter in der Menge verborgen, als auf dem Piedeſtal zur Schau geſtellt ſind. Haben wir aber jene leuchtenden Geſtalten, die uns wie Irrlichter locken, eine Zeit lang verfolgt, ſo verlöſchen ſie plötzlich, und damit erſtirbt auch der Enthuſiasmus, den ſie uns einflößten. Dieſe Irrthümer pflegen wir zuweilen Leidenſchaften zu nennen. Die wahren Heiligen flößen ſolche niemals ein; ſie erfüllen uns mit Gefühlen, welche ſanft und himmliſch ſind, wie ihr eignes Weſen. Sie ſind zu beſcheiden, um blenden oder hinreißen zu wollen; unſer Geiſt wird nicht durch ſie verwirrt, und unſer Herz wird nicht gequält. Sie lächeln und ſegnen — und glücklich die Ahnung, die ſie auffindet, und das Urtheil, das ſie zu würdigen weiß.

Heilige und Engel! Warum ſollten wir nicht annehmen, daß dieſe ſchönen überirdiſchen Weſen ſich ſchon in dieſer Welt im latenten Zuſtande finden, wie der glänzende

Schmetterling in der unſcheinbaren Puppe? Sie haben freilich weder glänzende Strahlen noch goldne Flügel, um ſich von andern Menſchen zu unterſcheiden; ſie haben ſelbſt nicht immer die ſchönen, tiefen, ſtrahlenden Augen, welche das bleiche Antlitz meines guten Gaubert erhellten. In der Welt werden ſie weder bewundert, noch beachtet; ſie machen ſich nirgends bemerklich, weder auf ſtolzen Roſſen noch in den Logen des Theaters, weder im Salon noch in Akademien, weder im Forum noch in der Volksverſammlung. Hätten ſie unter Tiberius gelebt, ſo wären ſie nur in der Arena als Märtyrer hervorgetreten, inmitten jener treuen Diener Gottes, von denen wir nie gehört hätten, wären ſie nicht zu einem großen Akt des Glaubens berufen, der die heiligen Namen dieſer demüthigen Dulder und den Glanz dieſer verborgenen Tugenden zum Himmel emportrug.

Heilige und Engel! Ja in meinen Augen war Gaubert ein Heiliger, und Richard ein Engel. Dieſer lebte ohne Schmerz und Verwirrung friedvoll im Glanze ſeiner Seelenreinheit; Jener war unruhiger, ungeduldiger und brach in glühenden Zorn aus gegen die Thorheit und Schlechtigkeit, die er um ſo weniger begriff, je mehr er ſie erforſchte.

Gaubert flößte mir eine innige Zärtlichkeit ein, weil er dieſelbe auch für mich empfand. Obwohl er nur etwa um zehn Jahr älter war als ich, erſchien er mir ſowohl, als ſeinen übrigen Freunden durch ſeinen kahlen Scheitel, ſeine hohlen Wangen, ſein ſchwächliches Anſehn und vor allem durch die Einfachheit und Strenge ſeiner Lebensweiſe und ſeiner Anſichten wenigſtens zwanzig Jahr älter. Er

war das Urbild eines zärtlichen Vaters, der ſtreng in ſeinen Theorien, aber im Verkehr mit ſeinen Lieben duldſam und nachſichtig iſt, bis zum Verziehen. Ich habe ſeinen Tod nicht allein aus Ehrfurcht und Rührung beweint, ſondern aus Egoismus des Herzens. Und doch hatte er uns mehr als hundertmal geſagt, daß wir die Todten nicht beweinen ſollen, ſondern daß wir Gott danken müſſen, wenn er ſie zu ſich ruft; daß wir ſogar, um unſere Liebe bis über das Grab hinaus zu beweiſen, uns freuen müßten, ſie nun im Beſitz ihres Lohnes zu wiſſen. Er hatte Recht — aber das Herz kennt ſolche Troſtgründe nicht, und wenn ich ihn auf das Innigſte betrauert habe, iſt es ſeine eigne Schuld; er hatte ſich mir unentbehrlich gemacht. In ihm fand ich eine Zuflucht gegen alle Muthloſigkeit und gegen alle Ermattung des Willens; das lebendige Geſetz der Pflicht mit dem Entzücken des reinſten Enthuſiasmus vereinigt, und alle Tröſtungen und Wohlthaten einer wahrhaft väterlichen Liebe. Die ſtrengen ascetiſchen Heiligen erregen unſere Einbildungskraft oder erwecken den Stolz der Nachahmung; ſie wirken alſo nur auf Gemüther, die ihnen an edlem Stolze gleich ſind; die ſanften und milden Heiligen ſind anziehender, allgemein verſtändlicher, und was mich betrifft, ſo kann ich nur für dieſe ſchwärmen.

Im Verlauf meiner Erzählung werde ich noch öfter von Gaubert und von dem guten Bruder zu reden haben, der ihn überlebt hat. Jetzt bleibt mir nur in Betreff Richard's und des Magnetismus eine Thatſache zu erwähnen, die ich nicht zu erklären vermag.

Ich glaube, daß meine Organiſation für direkte magne-

tiſche Einwirkung ſehr unzugänglich iſt. Ich weiß nicht, ob es jemals gelingen würde, mich in magnetiſchen Schlaf zu verſetzen, und wenn das auch gelänge, würde ich doch ſchwerlich bis zum Träumen kommen. Aber wenn ich ſelbſt in die Viſionen des Somnambulismus verfiele, ſo würde dadurch nicht mehr bewieſen, als durch die Träumereien Anderer, deren Prophezeiungen dann und wann vom Zufall beſtätigt werden. Mir verurſachen magnetiſche Striche Unruhe und Nervenaufregung, und ich glaube eben ſo wenig an ein Fluidum, das ſich von den Handflächen aus der Gehirnthätigkeit eines Andern bemächtigt, wie an das Fluidum der Fingerſpitzen, das die Seele eines Tiſches oder eines Hutes erweckt.

Dagegen habe ich den außerordentlichen Einfluß empfunden, den die Gegenwart einer ſympathiſchen oder antipathiſchen Perſönlichkeit auf das Nervenſyſtem ausüben kann, und ſo ſehe ich mich genöthigt, daran zu glauben. Die Antipathie kann ſogar ganz körperlich ſein, ſo daß ſie völlig unerklärlich bleibt. Das habe ich beſonders in den heftigen Anfällen der Migraine empfunden, an der ich lange gelitten habe. Schon das Begegnen gewiſſer Perſonen, die mir deshalb durchaus nicht zuwider, ja nicht einmal langweilig waren, verurſachte mir eine heftige Kriſis, oder ſteigerte das Uebel bis in's Unerträgliche, und wenn ich bei dem nächſten Zuſammentreffen mit ihnen von denſelben gräßlichen Schmerzen befallen wurde, ohne daß mein Gedächtniß und meine Phantaſie dazu mitgewirkt hätten, mußte ich wohl an die Wirkung eines gewiſſen Fluidums glauben.

Aber ein heilendes Fluidum habe ich dagegen nur ein-

mal und zwar in Richard gefunden. Drei- oder viermal hat ſich meine Migraine oder mein Schmerz in der Leber verloren, nachdem er einige Augenblicke anweſend war, oder auch ſchon ſobald er das Zimmer betrat. Es war dies aber weder eine Wirkung ſeiner Willenskraft noch meiner Phantaſie; denn mag man dagegen ſagen, was man will, die Einbildungskraft wird im geſunden Geiſte niemals unbewußt thätig ſein.

Ich laſſe dieſe Thatſache auf ſich beruhen, habe daraus aber die Ueberzeugung gewonnen, daß gewiſſe Individuen auf Andere durch etwas wirken können, was weder Gefühl noch Phantaſie, noch ſinnlicher Einfluß iſt; ich nenne dies Etwas alſo ein Fluidum, da dies Wort einmal durch den Gebrauch gerechtfertigt wird. Ich glaube, daß man ſich immer gegen das Uebermaß dieſer Einwirkung, wenn ſie eine nachtheilige iſt, zu ſträuben vermag, aber man darf ſie nicht leichtſinnig und ohne Prüfung negiren. Geheimnißvoll erſcheint ſie ja nur, weil wir noch keine deutliche, erſchöpfende Erklärung dafür gefunden haben.

Ich bitte indeſſen um Entſchuldigung, mich ſo lange bei einer unbedeutenden Thatſache aufgehalten zu haben, die vielleicht nur aus meiner Eigenthümlichkeit entſpringt, und ich ſchließe mit der Bemerkung: daß es leicht iſt, ſich mit den Vorurtheilen der Zeit oder des Kreiſes, worin wir leben, abzufinden, wenn wir Alles, was unſerer Natur widerſtrebt, mit Entſchiedenheit verwerfen, oder mit blindem Eifer Alles annehmen, was uns zuſagt. Aber da ich es für Pflicht halte, ſo unparteiiſch als möglich nicht ſowohl über das, was um mich her discutirt wurde, ſondern von dem

Eindrucke Rechenſchaft zu geben, den ich davon empfangen habe — ſo wollte ich auch von dem electro-magnetiſchen Geheimniſſe nicht ohne alle Ehrerbietung reden, und wollte mein Scherflein perſönlicher Erfahrung zur weitern Prüfung des Für und Wider beiſteuern.

Uebrigens lege ich meiner Anſicht keine größere Wichtigkeit bei, als ſie verdient. Wenn ich darüber dem Publikum Rechenſchaft ſchuldig war, iſt's beſonders, weil ich in einigen meiner Werke der Phantaſie geſtattet habe, ſich in eine myſtiſche Welt zu verirren, die zu betreten im Romane geſtattet iſt. Indeſſen darf ich dem Wunderbaren, deſſen ich mich bei Gelegenheit ohne Scrupel bedient habe, keine zu große Bedeutung beilegen. Der Roman hat das Gute, eine Art freier Geſchichtsſchreibung deſſen zu ſein, was ſich im gegebenen Augenblicke traurig oder heiter, poetiſch oder ernſt im Geiſt der Menſchen wiederſpiegelt. Der Hiſtoriker muß Alles beurtheilen; der Erzähler iſt freier und kann ſich ohne Gewiſſensbiſſe den flüchtigen Eindrücken ſeiner Phantaſie überlaſſen. Er weiß, daß ſie Niemand irre führen, und daß man in ihnen, wenn man ſie ſpäter vom hiſtoriſchen Geſichtspunkt aus betrachtet, immer jene Art der Belehrung darin findet, welche in der Erkenntniß der Zeitſtimmung liegt, deren Einfluß der Dichter ſich hingab. Der zweite Theil des Wilhelm Meiſter, der gar nicht mehr der wirklichen Welt anzugehören ſcheint, iſt in dieſer Beziehung von großem Intereſſe; wir finden in demſelben die ganze Weltanſchauung Goethe's, der in ſeiner Weiſe das denkende und träumende Deutſchland perſonificirt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich durch dies Beiſpiel keinen hochmüthigen

Vergleich zwiſchen Goethe und der demüthigen Verfaſſerin dieſer Zeilen machen wollte.

Was nun aber ein Endurtheil über den Hang zum Wunderbaren betrifft, der beſonders durch den Magnetismus in der Welt eingeführt iſt, ſo ſind wir noch nicht fähig, es zu bilden, und die Wiſſenſchaft wird noch einiger Zeit bedürfen, ehe ſie ſich mit Entſchiedenheit darüber ausſprechen kann. Sollte aber auch von dieſen Debatten nichts übrig bleiben, als einige Werke, ſo haben ſie doch dazu gedient, eine Menge von Fragen anzuregen, welche von wirklichem Intereſſe ſind, und welche dem menſchlichen Geiſte im Kampfe des Fortſchritts Uebung gewährten.

Nachdem ich mich für meine Perſon eine Zeit lang mit der Löſung dieſer Probleme gepeinigt hatte, bin ich endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß keine große Schande darin liegt, ſie nicht finden zu können. Jedes Zeitalter hat die ſeinigen und die ſchwierigſten liegen im Gebiete der Philoſophie und der Politik. So ſieht ſich denn jedes Zeitalter in ſeinem Fortſchreiten durch ſchwierige Fragen gehemmt, und Diejenigen, welche ſich beeilen, ſie haſtig zu löſen, müſſen in ihrem Alter oft bereuen, ſich vorzeitig darüber ausgeſprochen zu haben, weil ihr Urtheil durch gewonnene Erfahrungen widerlegt oder durch ernſte Zweifel in Frage geſtellt wird. Man hat die Schwäche, nie das Geſtändniß zu wagen: *ich weiß es nicht*, weil man fürchtet, für träge oder unwiſſend gehalten zu werden. Und doch braucht man weder das Eine noch das Andere zu ſein, und kann doch fühlen, daß man nicht weiter iſt, als ſeine Zeit.

Es iſt freilich wahr, daß, wenn wir aufrichtig Alles ge-

ſtänden, was wir nicht wiſſen, nur wenig geſprochen und noch weniger geſchrieben werden könnte.

Was mir aber aus allem hervorgegangen iſt, was ich über manche ſcheinbar geringfügige Dinge ſagen hörte, iſt die Ueberzeugung, daß Menſchen von Herz und Geiſt, die gewiſſenhaft in einer beſtimmten Richtung nach Wahrheit ſuchen, dieſelbe oft über weit wichtigere Gegenſtände in ihrem Umkreiſe verbreiten. So hat Richard, indem er die Form des menſchlichen Schädels ſtudirte, durch ſeine Vernunft und durch ſeine innige Menſchenliebe das Werk der Aufklärung befördert; und während mich Gaubert Tage lang in den Katakomben umherführte, ſprach er mit mir über Leben und Tod als überzeugungsſtarker Metaphyſiker und als wahrer Philoſoph.

Sechſtes Kapitel.

Sainte-Beuve. — Luigi Calamatta. — Guſtav Planche. — Charles Didier. — Warum ich nicht von mehreren Andern rede.

Ich glaube nicht, daß ich den Gang meiner Erzählung unterbreche, wenn ich meinen Freunden noch einige Blätter weihe. Die Welt der Gefühle und Gedanken, in welche ich durch dieſe Freunde eingeführt wurde, iſt ein hervorragender Theil meiner eigentlichen Geſchichte, da er von meiner ſittlichen und intellectuellen Entwicklung Zeugniß gibt. Ich habe die innige Ueberzeugung, daß ich alles

Gute, was ich erworben und behalten habe, Andern verdanke. Ich bin mit der Liebe zur Wahrheit und mit dem Bedürfniß derselben geboren, aber meine Organisation war nicht kräftig genug, um die Ausbildung und Erziehung meiner Anlagen entbehren zu können, oder um sich selbst das Nöthige aus Büchern zusammenzusuchen. Es wäre vor Allem nöthig gewesen, mein Gefühlsleben zu überwachen und zu leiten, aber das geschah nicht. Die erfahrnen Freunde, die weisen Rathschläge kamen etwas zu spät; das Feuer hatte schon zu lange unter der Asche geglüht, um leicht erstickt werden zu können. Aber oft wurden die schmerzhaften Empfindungen meiner Seele beruhigt, und immer fand ich Trost in der verständigen, wohlthätigen Zuneigung meiner Freunde.

Mein halbgebildeter Geist war in manchen Punkten eine tabula rasa, in manchen andern eine Art von Chaos. Die Gewohnheit des Zuhörens, die bei mir ein Zustand der Gnade ist, machte mich fähig, von Jedem in meiner Umgebung ein gewisses Quantum der Aufklärung und mancherlei Anregung zum Nachdenken zu gewinnen. Unter meinen Freunden waren bedeutende Männer, die mich rasch, mit großen Schritten weiter führten; aber auch Andere, deren Gesichtskreis nicht so umfassend war, die sogar für gewöhnlich galten, mir aber niemals so erschienen sind, halfen mir auf's Beste, mich aus dem Labyrinth des Zweifels und der Ungewißheit zu befreien, in welchem meine Grübeleien lange befangen waren.

Unter den Männern von anerkanntem Talent war mir auch Herr von Sainte-Beuve durch die glänzende Frische

und Lebendigkeit ſeiner Unterhaltungen ſehr förderlich, während ſeine Freundſchaft, die ich trotz ihrer Empfindlichkeit und Launenhaftigkeit werth hielt, mir zuweilen eine Kraft verlieh, welche ich mir ſelbſt gegenüber oft nicht beſaß. Er hat mich oft durch ſeine Abneigung und ſeine bittern Angriffe gegen Perſönlichkeiten, die ich achtete und bewunderte, tief verletzt; aber ich hatte weder das Recht noch die Macht, ſeine Anſichten umzuſtimmen oder die Heftigkeit ſeiner Ausſprüche zu mildern, und da er mir gegenüber immer freundlich und gütig geblieben iſt (man hat mir geſagt, daß er es in ſeinem Urtheil über mich nicht immer geweſen wäre; aber ich glaube das nicht mehr); und da er ſich mir außerdem in gewiſſen Kämpfen und Leiden meiner Seele und meines Geiſtes hülfreich, ſorgſam und zartſinnig bewieſen hat, halte ich es für meine Pflicht, ihn zu meinen geiſtigen Wohlthätern und Erziehern zu zählen.

Seine literariſchen Produkte haben mir indeſſen nie als Vorbild gedient, und wenn meine Ideen einer kühnern Ausdrucksweiſe bedurften, iſt mir ſeine geſchickte, zierliche Form immer als ein Hinderniß, nie als ein Hülfsmittel erſchienen. Aber wenn die Stunden fieberhafter Erregung vorüber ſind, kehren wir doch gern zu dieſer Manier zurück (die ich à la Vanloo nennen möchte), wie wir auch zu Vanloo zurückkehren, um ſeine wahre Kraft und Schönheit, trotz der Launenhaftigkeit ſeiner Individualität und des Stempels ſeiner Schule, zu genießen. Unter den Leichtfertigkeiten ſeines gekünſtelten Styls liegt doch immer der Genius des Meiſters verborgen. Auch Sainte-Beuve iſt ein Meiſter, als Kritiker ſowohl, wie als Poet. Sein Gedankengang iſt zwar

gewöhnlich etwas complicirt, was ihn für den Anfang unverſtändlich macht. Aber Sachen von gediegenem Inhalt ſind es werth, daß man ſie öfters lieſt, und bei Sainte-Beuve iſt eine große Klarheit unter dieſem ſcheinbaren Dunkel verborgen. Der Fehler dieſes Schriftſtellers iſt ein Uebermaß von Gaben. Er weiß ſo viel, er verſteht ſo leicht, er ſieht und ahnt ſo manches, ſein Geſchmack iſt ſo gebildet, und er erfaßt die Gegenſtände von ſo vielen Seiten, daß ihm die Sprache ungenügend erſcheint und der Rahmen für ſeine Bilder zu klein wird.

Meiner Anſicht nach war er von einem Widerſpruch beherrſcht, der zwar ſeinem Talente nicht geſchadet hat — er hat bewieſen, daß dies unverkümmert blieb — der aber doch ſein Glück gefährdete. Unter Glück verſtehe ich nicht etwa einen Zuſammenfluß von Verhältniſſen und Zuſtänden, die zu regieren oder hervorzurufen in keines Menſchen Gewalt liegt, ſondern jene Glaubensfülle und innere Heiterkeit, die zwar oft durch die Berührung mit der Außenwelt geſtört und getrübt werden kann, aber nichts deſto weniger im Grunde der Seele unabläſſig fortquillt. Das einzige Glück, welches Gott uns gegeben hat, und um deſſen Erhaltung wir ohne Thorheit bitten dürfen, liegt in dem Gefühl, daß wir inmitten aller Wechſelfälle des irdiſchen Daſeins im Beſitz reiner Herzensfreuden ſind, welche das ideale Leben des Genießenden ausmachen. In der Kunſt, wie in der Philoſophie, in der Liebe, wie in der Freundſchaft, in allen jenen abſtrakten Dingen, deren Beſitz oder deren Traumbild uns die äußern Ereigniſſe nicht zu rauben vermögen, gewährt uns das Alter oder die frühreife Erfahrung früher

oder ſpäter die Wohlthat, uns mit uns ſelbſt in Einklang zu bringen.

Wahrſcheinlich iſt dieſer Tag auch für Sainte-Beuve gekommen; aber ich habe ihn lange eben ſo gequält geſehen, wie ich es war, obwohl er mehr Kenntniſſe, mehr Vernunft und eine größere Vertheidigungskraft gegen den Schmerz beſaß. Er predigte Vernunft mit überzeugender Beredſamkeit, aber in ſich ſelbſt trug er den Zwieſpalt einer unbefriedigten edlen Seele.

Es kam mir vor, als ob er die Räthſel des Lebens, die er zu löſen ſuchte, noch mehr verwirrte. Er ſuchte das Glück in der Befreiung von allen Illuſionen und aller Begeiſterung; aber in der Ausübung der reinen Vernunft fand er nur Ueberdruß, Ekel und Spleen. Er fühlte das Bedürfniß heftiger Affecte; er gab zu, daß es thöricht wäre, ſich denſelben aus Furcht vor Enttäuſchungen zu entziehen, weil wir dann durch die kleinen, unvermeidlichen Aufregungen des gewöhnlichen Lebens langſam aufgerieben würden. Aber indem er ſich den Leidenſchaften unterwarf, wollte er ſie beherrſchen und erklären. Er verlangte, wir ſollten uns in die Unvollſtändigkeit aller Illuſionen ergeben, aber dabei vergaß er, wie mir ſcheint, daß eine unvollſtändige Illuſion gar nichts mehr iſt, und daß Freunde, Liebende, Denker, welche ihrem Ideale irgend etwas zu verzeihen haben, ſchon nicht mehr im Beſitz des vollen Glaubens ſind, ſondern nur noch ihre Tugend und ihre Vernunft beweiſen.

Aus Pflicht zu lieben oder zu glauben, iſt für mich immer ein Paradoxon geweſen. Wir können noch immer ſo handeln, als ob wir glaubten, oder als ob wir

liebten, und in gewiſſen Fällen kann es Pflicht ſein, dies zu thun. Aber ſobald wir an die Idee nicht mehr glauben und das Weſen nicht mehr lieben, iſt's die Pflicht allein, der wir folgen und die wir lieben.

Sainte-Beuve war viel zu geiſtvoll, um ſich im Ernſt eine ſo unmögliche Aufgabe zu ſtellen; aber ich müßte mich ſehr irren, wenn er ſich nicht immer in dieſem Kreiſe herumtrieb, ſobald er über das Menſchenleben zu philoſophiren begann.

Um es kurz zu ſagen: er hatte zu viel Gemüth für ſeinen Geiſt, und zu viel Geiſt für ſein Gemüth; ich habe mir wenigſtens nur ſo ſein Weſen zu erklären vermocht, und ohne zu behaupten, daß ich ihn recht beurtheilt hätte ſcheint es mir doch heute noch, als läge in dieſer Auffaſſung der Schlüſſel zu den geheimnißvollen und eigenthümlichen Seiten ſeines Talentes. Hätte ſich dies Talent zu gewiſſen Stunden einmal ſchwach, ungeſchickt oder ermattet gezeigt, ſo hätte es gewiß zu andern Zeiten einen um ſo glänzendern Aufſchwung genommen. Aber er konnte ſich nicht entſchließen, launenhaft zu erſcheinen, und ſo hat er ſich immer in gleicher Höhe erhalten. Wer jemals in einem Künſtler mehr Tiefe und Scharfſinn gefunden hat, als in ſeinen Werken ausgedrückt iſt, darf ſich aber wohl einem gewiſſen Bedauern hingeben; er wird dann gleichſam im Intereſſe dieſes Künſtlers einen höhern Ehrgeiz fühlen, als dieſer ſelbſt gehabt hat. Aber das Publikum iſt nicht genöthigt, zu wiſſen, daß die Werke, welche ihm Freude oder Belehrung gewähren, nur das Ueberfließen eines Gefäßes geweſen ſind, welches den köſtlichſten Theil ſeines Inhalts zurückbehalten hat. In

gewiſſer Hinſicht iſt dies übrigens unſer Aller Loos. Die reinſten ihrer Güter wird die Seele immer in ſich ſelbſt verſchließen, wie einen Hort, den ſie nur in Gottes Hände zurückgeben darf, und der nur von Denen, die uns am nächſten ſtehen, im innigſten Verkehr des Herzens geahnt wird. Wir erſchrecken ſogar, wenn es dem Genius irgend einmal gelingt, ſich vollſtändig in einer gegebenen Form zu offenbaren, weil wir fürchten, er möchte ſich in dieſer höchſten Anſtrengung verzehren. Die Unfähigkeit, unſer Inneres vollſtändig zu manifeſtiren, iſt eine Wohlthat des Himmels für die menſchliche Schwäche, und wenn wir fähig wären, den Drang nach dem Ewigen auszudrücken, wäre derſelbe für uns vielleicht auf immer erſtorben.

Den geſchickten, damals ſchon geachteten Kupferſtecher Calamatta lernte ich zufällig kennen, als Buloz mein Portrait zu einer neuen Ausgabe meiner Werke ſtechen ließ. Calamatta lebte ärmlich und zufrieden mit Mercuri zuſammen, einem andern italieniſchen Kupferſtecher, dem wir unter andern den hübſchen kleinen Stich der Schnitter von Leopold Robert verdanken. Dieſe beiden Künſtler waren durch die innigſte, brüderlichſte Freundſchaft mit einander verbunden. Mercuri, deſſen natürliche Schüchternheit die meinige nicht zu beſiegen vermochte, habe ich nur flüchtig geſehen und begrüßt; aber Calamatta, der mehr Italiener in ſeinem Weſen, d. h. vertraulicher und mittheilſamer iſt, war mir gleich ſympathiſch, und nach und nach erſtarkte unſere gegenſeitige Zuneigung zu einer Freundſchaft für das ganze Leben.

Ich habe in Wahrheit wenige Freunde beſeſſen, die ſo

treu, ſo zart in ihrer Sorgfalt und ſo gleichmäßig beharrlich und erfriſchend in der Liebenswürdigkeit des Benehmens geweſen wären. Es iſt ein großes Lob, wenn man von einem Manne ſagen kann, daß er ein zuverläſſiger Freund iſt; denn es iſt ſelten, bei einer liebenswürdigen, heitern Perſönlichkeit keinen Leichtſinn, und bei einem ernſten Weſen keine Pedanterie zu finden. Calamatta, dieſer liebenswürdige Gefährte in der Fröhlichkeit und Beweglichkeit des Künſtlerlebens, iſt ein ernſter, tiefer, gerechter Geiſt, und er weiß alle Richtungen des Gefühlslebens richtig und klug zu erfaſſen. Es gibt vielleicht manche liebenswürdige Perſönlichkeit, die eben ſo viel Vertrauen einflößt, als er; aber nur wenige werden es ſo verdienen und rechtfertigen, wie er.

Der Kupferſtecher muß zugleich ein ernſter Künſtler und ein beharrlicher Arbeiter ſein, deſſen Verfahrungsweiſe, die aller Begeiſterung widerſtrebt, das Ideal der Geduld genannt werden dürfte. Der Kupferſtecher muß ſogar ein geſchickter Handwerker ſein, ehe er ſich dem Künſtleriſchen in ſeinem Berufe zuwenden darf. Auch in der Malerei liegt viel Handwerksmäßiges, und die Fresco-Malerei vor allem bietet unſägliche techniſche Schwierigkeiten dar; aber die Erregungen des freien Schaffens, des Talentes, das nur von ſich ſelber abhängt, ſind ſo mächtig, daß ſie dem Maler unausſprechlichen Genuß gewähren. Der Kupferſtecher kann ſich demſelben nur zagend überlaſſen, denn ſeine Freuden müſſen immer durch die Beſorgniß getrübt werden, daß ihn die Luſt des Schaffens zu weit fortreißen könnte.

Ich habe oft die Erörterung der Frage gehört: ob der Kupferſtecher Künſtler ſein ſoll, wie Edelink und Berwik,

oder wie Marc-Antoine und Audran; d. h. ob er getreulich die Vorzüge und Fehler seines Vorbildes copiren soll, oder ob er in seiner Arbeit sein Talent walten lassen darf. Mit einem Worte: ob die Kupferstecherkunst eine genaue Reproduction, oder eine geistreiche Uebertragung der Werke des Malers sein soll.

Ich nehme mir nicht heraus, über irgend eine schwierige Frage, namentlich außerhalb meines eigenen Berufes, zu entscheiden; aber ich glaube, daß es sich hier um dasselbe Princip handelt, wie bei der Uebersetzung fremder Bücher. Wenn ich mich dieser Beschäftigung widmete, und wenn mir dabei die Wahl freigestellt würde, wählte ich nur Meisterwerke, und würde mir eine Freude daraus machen, dieselben so wörtlich als möglich wiederzugeben, weil bei großen Meistern selbst die Mängel noch liebenswerth oder ehrwürdig sind. Wenn ich im Gegentheil beauftragt wäre, ein nützliches, aber in der Form vernachläßigtes, schlecht geschriebenes Werk zu übersetzen, würde ich mich versucht fühlen, es nach besten Kräften umzugestalten, um es so klar als möglich zu machen. Es ist freilich sehr wahrscheinlich, daß der Autor mir für den geleisteten Dienst nicht eben dankbar wäre, denn es liegt in der Natur unvollkommener Talente, daß sie ihre Fehler höher schätzen als ihre Vorzüge.

Das Unglück, zu gut zu arbeiten, wird leicht auch dem Kupferstecher begegnen, der sich seiner Arbeit mit Geist und Liebe widmet, und ich glaube, daß es nur ein genialer Maler verzeiht, wenn der, welcher ihn copirt, in gewissen Fällen mehr Talent beweist, als er.

Wenn man aber ohne Weiteres das Princip aufſtellen wollte: daß es jedem Kupferſtecher freiſtehen müßte, das zu reproducirende Werk ſeiner Anſicht nach umzugeſtalten, und wenn die Mode dies Princip nur irgend wie in Schutz nähme, wo ſollte die Grenze gezogen werden? und wo bliebe der ernſte, würdige Charakter dieſer Kunſt, deren Zweck doch nicht allein iſt, die Werke des Malers zu verbreiten und zu populariſiren, ſondern auch die Ideen der Meiſter unverfälſcht und unverkürzt inmitten der Zeiten und Kataſtrophen zu erhalten, welche oft das Original zerſtören?

Jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt, jedes Handwerk ſogar muß gewiſſen Geſetzen folgen. Nichts kann beſtehen ohne eine herrſchende Grundidee, an welche ſich die Arbeit anſchließt und in welcher der Wille gewiſſenhaft fortſchreitet. In Zeiten der Verwirrung, wo jeder ſich nach Gutdünken bewegt, ohne Ehrfurcht für Anderer Perſönlichkeit und Werke, müſſen die Künſte verfallen und ſterben.

Die Kupferſtecherkunſt verlangt demnach eine gewiſſe Abhängigkeit und Unterordnung, und es wäre thöricht, ſie von dieſen natürlichen Feſſeln befreien zu wollen. Der geiſtvolle Mann, der ſich, um den Anforderungen ſeines Lebens zu genügen, zu der Aufgabe verſtehen muß, ein mittelmäßiges Werk zu reproduciren, kommt gewiß in die dringende Verſuchung, die Fehler des Urbildes auf ſeiner Platte zu verbeſſern: einen verfehlten oder ſchwachen Effect zu modificiren, um ihn gewaltig oder pikant zu machen; einer matten, kalten Zeichnung Ausdruck zu geben; eine harte Zeichnung zu mildern; einen gemeinen Ausdruck zu idealiſiren; eine triviale Empfindung zu veredeln. Aber der Künſtler, den

er in dieſer Weiſe wiedergiebt, wird das Recht haben, ſich ſolcher freien Uebertragung zu widerſetzen; und wenn er faktiſch noch ſo ſehr unrecht hätte, theoretiſch wäre ſein Widerſpruch vollkommen gerechtfertigt, denn anſtatt eines geiſtvollen Künſtlers konnten ſich zehn beſchränkte Arbeiter finden, welche das Werk des Malers in der Abſicht, es zu verbeſſern, verſtümmelt hätten.

Und außerdem begehrt das Publikum die Werke, die es kennt, und die Ideen, die es beurtheilt hat. Vom wißbegierigen Künſtler an, der die geringſten Details zu ſtudiren verlangt, bis zum Hiſtoriker, welcher den Ausdruck einer gewiſſen Zeit in allen Werken zu finden ſucht, welche dieſe Zeit producirt hat, verlangen Alle, welche ſolche Reproductionen mit Verſtändniß betrachten, eine treue, unverfälſchte Uebertragung.

Dies iſt freilich ein ſchlimmer Punkt für alle Kupferſtecher, die ihrer Natur nach Künſtler ſind. Ihre Hauptaufgabe iſt, ein Verfahren aufzufinden, welches die Wirkungen der Malerei ſo genau als möglich wiedergiebt. Aber ſobald ſie erfinden wollen, hat man das Recht, ihnen zu ſagen (obwohl es oft ſehr ſchade iſt): „Wenn Ihr erfinden wollt, müßt Ihr ſelbſtſtändig ſchaffen; wie das früher ſchon manche Meiſter gethan haben, die zugleich Maler und Kupferſtecher waren, ſo daß ſie ihre eignen Ideen durch die Kupferſtecherkunſt verbreiteten.“

Wir müſſen indeſſen bemerken, daß dieſe Meiſter (Rembrandt z. B.) niemals, oder doch nur äußerſt ſelten ihre Gemälde in Kupfer geſtochen, ſondern faſt immer nur eigens dazu gefertigte Zeichnungen in dieſer Weiſe bearbeitet haben.

Es müſſen ihnen alſo wohl bei ſolcher Reproduction Schwierigkeiten aufgeſtoßen ſein, die für den Maler ungeheuer, vielleicht unüberwindlich waren. Darum haben ſie gewöhnlichen Kupferſtechern, d. h. Männern, welche die Hälfte ihres Lebens mit dem Studium der Verfahrungsweiſe hingebracht hatten, die Aufgabe überlaſſen, ihre großen Werke zu verbreiten.

Calamatta, der alle dieſe Fragen lange Zeit durchdacht und erwogen hatte, blieb endlich bei der Ueberzeugung ſtehen: daß es in ſeiner Kunſt vor allem darauf ankäme, gut zu copiren, und daß, wer dies nicht kann, auch nicht verſteht, was er ſieht, mag er noch ſo viel Aufmerkſamkeit und guten Willen darauf verwenden. Er machte alſo ernſte Studien, indem er ſich bemühte, Portraits nach der Natur zu zeichnen. Zu gleicher Zeit ſetzte er aber auch ſeine Arbeiten mit dem Grabſtichel fort, die oft Jahre in Anſpruch nahmen. An Ingres „Gelübde Ludwig XIII." hat Calamatta ſieben Jahre gearbeitet.

Wir verdanken ihm auch einige ſehr gute Portraits, die er ſelbſt gezeichnet und dann durch den Stich vervielfältigt hat. Unter andern auch das Bild Lamennais', das ſehr ähnlich und von ergreifendem Ausdruck iſt.

Aber ein wahrhaft ſeltenes Talent entfaltet Calamatta in der leidenſchaftlich genauen und gewiſſenhaften Reproduction der alten Meiſter. Den größten Aufwand ſeiner Willenskraft hat er auf Leonardo da Vinci's „Jucunde" verwendet, deren Stich vielleicht während ich dies ſchreibe vollendet iſt, und deren Zeichnung mir als ein Meiſterwerk erſcheint. Dies wunderbare Weib, deſſen Schönheit ſogar

für ſeine Zeitgenoſſen etwas ſo Geheimnißvolles hatte und deſſen Ausdruck wiederzugeben der Maler für eine übermenſchliche Aufgabe erklärte, verdiente wohl auf ewig in der Kunſt feſtgehalten zu werden. Jucundens flüchtiges Lächeln, das himmliſche Aufleuchten eines unbekannten Entzückens, hat ein großer Künſtler auf ſeiner Leinwand zu fixiren gewußt und hat ſo dem Reiche des Todes einen Strahl dieſes idealen Lebens erhalten, aus welchem allein die ideale Schönheit hervorgeht. Aber die Zeit zerſtört ſchöne Gemälde eben ſo unvermeidlich, wenn auch langſamer, als ſchöne Geſtalten; der Kupferſtich aber erhält ſie und macht ſie unſterblich. Einſt wird dieſer allein von dem Leben des ſchönen Weibes, wie von dem Maler Zeugniß geben, und nachdem die Gebeine vieler Generationen in Staub zerfallen ſind, wird die ſtrahlende Jucunde noch immer mit ihrem unbeſchreiblichen Lächeln die jungen Herzen erfreuen, die ſie anbeten.

Unter allen Freunden, welche mich durch ihr Beiſpiel (die beſte aller Lehren!) darauf hingewieſen haben, daß wir immer lernen, ſuchen und die Arbeit mehr als uns ſelber lieben müſſen, und daß wir keinen andern Zweck im Leben haben ſollen, als nach demſelben den beſten Theil unſeres Weſens in unſern Werken zu hinterlaſſen, ſteht Calamatta in der erſten Reihe. Und ſo weiht ihm mein Herz auch in dieſer Beziehung jene Achtung, welche die ſicherſte Grundlage einer dauernden Freundſchaft iſt.

Einen beſondern Anſpruch auf meine Dankbarkeit als Künſtler hat auch Guſtav Planche, ein durchaus kritiſcher Geiſt von hoher Begabung. Obwohl er von düſtrer Gemüthsart und gleichſam von der Geburt an aller menſchlichen

Dinge überdrüſſig iſt, fehlt es Guſtav Planche doch weder an umfaſſendem Verſtändniß noch an Herzenswärme; aber ſein grübelnder Sinn, der den wechſelnden Eindrücken und dem laisser-aller der plötzlichen Eingebung in den Künſten zu wenig zugänglich iſt, hat alle Strahlen ſeines Geiſtes auf einem Punkte concentrirt. Lange Zeit hat er das Schöne nur im Erhabenen und Ernſten finden wollen; das Reizende, Anmuthige, Liebliche war ihm zuwider, und daraus entſprang eine unbeugſame Ungerechtigkeit des Urtheils, die man ihm oft als Uebellaunigkeit und Vorurtheil angerechnet hat, obwohl keine Kritik gewiſſenhafter und aufrichtiger iſt, als die ſeinige.

Darum hat aber auch kein Kritiker ſoviel Zorn erregt und ſich ſo viel perſönliche Feindſchaft zugezogen. Er ertrug Alles mit Geduld und verfolgte ſeine „Executionen" mit anſcheinender Gemüthsruhe. Aber dieſe Kraft und Ruhe war nur äußerlich. Er litt durch die Feindſeligkeit, die er hervorgerufen hatte, denn der Grund ſeines Gemüthes iſt wohlwollender, als ſeine Schreibart, und wenn man genau aufmerkt, wird man ſich überzeugen, daß ſeine abſolute, ſchneidende Form ſehr von der Rückſicht abweicht, welche der Haß äußerlich immer feſtzuhalten ſucht. Eine ruhige Diskuſſion führt ihn leicht, oder führte ihn wenigſtens damals von dem Uebermaaß ſeiner Strenge zurück. Es iſt freilich wahr, daß er, ſobald er wieder zur Feder griff, von einem unwiderſtehlichen Drange fortgeriſſen, auch das vollſtändig zertrümmerte, was er ſich vielleicht zu ſchonen vorgenommen hatte.

Ich würde dieſen Charakter mit allen ſeinen Fehlern

und Schwächen vollständig gelten lassen, wenn ich den Standpunkt, den er als Kritiker einnimmt, gerecht und überzeugend finden könnte. Die Verschiedenheit meiner Ansichten über gewisse Werke der Kunst, die ich gegen seine Verdammungsurtheile vertheidigte, würde mich gewiß nicht verhindert haben, die Kälte und Strenge seiner Aussprüche als den schätzbaren Ausdruck seiner wohlbegründeten Meinung anzuerkennen.

Aber was ich nicht billigen konnte und was ich auch bei meinen Freunden in Ausübung der Kritik mehr und mehr mißbilligt habe, ist der hochmüthige, verächtliche Ton, die Rauheit der Formen, mit einem Worte die Gesinnung, welche häufig dieser Belehrung zum Grunde liegt, aber sowohl ihren Zweck wie ihre Wirkungen verkümmert. Blanche war in dieser Hinsicht in um so größerem Irrthum befangen, da sein Gefühl durchaus nicht von einer boshaften, neidischen oder rachsüchtigen Persönlichkeit bestimmt wurde. Im Gegentheil, er sprach von allen Lebenden mit großer Güte, und bewies in der Unterhaltung viel mehr Nachsicht, oder ließ ihnen viel größere Gerechtigkeit widerfahren, als in seinen Schriften. Seine Härte war also jedenfalls die Folge eines Systems oder einer Ueberzeugung, die ganz ehrenhaft sein mochte, deren Resultat jedoch kein wohlthätiges war.

Wenn die Kritik das ist, was sie sein soll, nämlich eine Belehrung, muß sie sich sanft und gütig zeigen, damit sie überzeugend wirkt. Vor Allem muß sie die Eigenliebe schonen; denn sobald diese im Angesicht des Publikums heftig angegriffen wird, empört sie sich natürlich gegen diese

Art von perſönlicher Beleidigung. Man ſage nicht: die Kritik iſt frei und nur ſich ſelber Rechenſchaft ſchuldig. Alle Dinge ſind Gott unterthan, und dieſer hat uns die Nächſtenliebe als erſte Pflicht und beſte Waffe gegeben. Wenn die Kritiker uns überlegen ſind (was nicht immer der Fall iſt), werden wir es bald an ihrer Nachſicht merken, und im Gewande beſcheidener, überzeugender Auseinanderſetzungen werden ihre Rathſchläge ein Gewicht haben, das Spott und Verachtung nie erlangen.

Wir werden zwar auch der liebenswürdigſten Kritik nicht nachgeben, wenn ſie uns nicht überzeugt; aber eine würdige, unparteiiſche Kritik, deren edle Geſinnung ſich in edle Formen kleidet, wird uns immer nützlich ſein, auch wenn ſie unſern Anſichten geradezu widerſpricht. Sie wird uns zu einer neuen Prüfung, zu einer tiefern Anſchauung der Dinge führen, die uns nur heilſam ſein kann; darum ſoll ſie uns auch immer dankbar finden, ſobald ſie wirklich das Ziel verfolgt, das Publikum und den Künſtler zu belehren.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Guſtav Planche dieſem Ziele nachſtrebt; aber er wählt nicht die rechten Mittel. Er verletzt die Perſönlichkeit — und das Publikum, das ſich über dieſe Art von Skandal amüſirt, billigt ihn doch im Grunde nicht. Sobald es überdies im Hintergrunde eines Streites perſönliche Leidenſchaft entdeckt oder zu entdecken glaubt, beurtheilt es nur noch dieſe Leidenſchaft und vergißt das Werk zu prüfen, welches die Stürme derſelben erregt hat.

Die allgemeine Aufklärung, der Geſchmack und das Verſtändniß der Künſte gewinnen alſo bei ſolchen Streitigkeiten Nichts, und die wahre Erkenntniß, zu deren Verbreitung das tiefe Wiſſen und der herrliche Styl von Guſtav Planche wohl geeignet waren, iſt dabei zu kurz gekommen.

Und er iſt nicht der einzige Kritiker, den dies Unglück betroffen hat. Durch ſeinen perſönlichen Charakter hat er es vielleicht weniger verdient, als jeder Andere; aber durch die Härte ſeiner Sprache und durch die Beharrlichkeit ſeiner rückſichtsloſen Urtheile hat er ſich demſelben am allermeiſten ausgeſetzt.

Der Vorwurf, den ich ihm hier mache, iſt jedenfalls ein durchaus uneigennütziger, denn Niemand hat mich mehr ermuthigt und angefeuert, als gerade er.

Ueberdies fühle ich eine große Vorliebe für die Erhabenheit und Schärfe ſeiner Urtheile, die wirklich in gewiſſer Beziehung von höherem Lichte durchleuchtet ſcheinen. Dies iſt beſonders in Bezug auf Malerei und Muſik der Fall; hinſichtlich der Literatur erſcheint er mir nicht ſo gerecht, denn er hat Talente, welche das Publikum mit vollem Rechte anerkennt, nicht anerkennen wollen. Vielleicht hat ſich ſein ſtrenges Gewiſſen ſo ſehr gegen den gewöhnlichen Unverſtand im Geſchmack der Menge empört, daß er, über ſein Ziel hinausgehend, ſich auch gegen verdiente Erfolge auflehnt.

Wie dem auch ſein möge, er hat einen großen ſittlichen Muth bewieſen, eine ſo große Unerſchrockenheit, daß ſich oft Andere genöthigt geſehen haben, dies anzuerkennen und den Menſchen, das Talent und die Rechtſchaffenheit gegen die

Angriffe zu vertheidigen, welche ihm der bittre Ton seiner Kritik zugezogen hatte.

Schon bei den ersten Schritten auf dem Wege der Kritik hat Gustav Planche seinen Standpunkt mit aller Entschiedenheit eines absoluten Geistes angegeben. „Die Kunst ist krank," schrieb er 1831; „und demnach müssen wir sie behandeln, müssen sie trösten, aufrichten, wie das in der Aufgabe eines guten Arztes liegt, und müssen ihr das Ziel der Genesung als ein bald zu erreichendes schildern. Aber damit das Geschick unsere Hoffnungen nicht vereitelt, müssen wir dem Kranken eine strenge Lebensweise und eine beharrliche Arbeit vorschreiben und müssen ihm mit gewissenhafter Kritik zur Seite stehen .... Wir müssen aus allen Kräften und mit allen Mitteln, welche dem Geiste zu Gebot stehen, den Geschmack des Publikums zu bilden suchen .... Ich habe es mir angelegen sein lassen, Bemerkungen über die Kunst zu machen, welche den Künstlern nützlich sein könnten, wo ist der Beweis, daß ich dazu berufen bin? Ist es Thorheit und Eitelkeit? das kann wohl sein! aber verlangt ihr von Malern und Bildhauern, über die Werke ihrer Zeitgenossen zu schreiben, so werden sie sich zu sehr vor der Beschuldigung des Neides und der Eifersucht fürchten und vor dem unvermeidlichen Verluste ihrer Freunde."

Und am Schlusse seines ersten Werkes über Malerei sagt dieser muthige Forscher, der entschlossen war, seine Schiffe hinter sich zu verbrennen, weil er eben sowohl die Unerbittlichkeit seines Wesens, als die Unerbittlichkeit seiner Aufgabe erkannte: „Ich kann mich einer bitteren Traurigkeit nicht erwehren! Wozu werden die Tausende von Worten dienen, welche ich seit

drei Monaten nach Maßgabe meiner Geſchicklichkeit aneinanderreihe, und welche ich meinen flüchtigen und oft unerfaßlichen Gedanken anzupaſſen ſuche, die mir in der Stunde ihrer Geburt ſo wahr, ſo einleuchtend, ſo überzeugend erſcheinen, aber falſch und übertrieben, ſobald ſie aus meinem Innern auf das Papier hingeſtrömt ſind" . . . .

„Möchten doch Alle, welche den leichtfertigen, verächtlichen und zuweilen bitteren und ſchneidenden Ton in dieſem Worte tadeln — wenn es überhaupt ein Wort genannt werden kann, einen Augenblick nachdenken. Möchten ſie in ihren Erinnerungen ſuchen und ſich fragen: wie oft ſie, einen Ausdruck für ihre täglichen Gedanken oder für die Empfindungen ihres Herzens ſuchend, das wahre und richtige Wort gefunden haben. Möchten ſie ſich Rechenſchaft geben, wie oft ſie ſich darin vergriffen haben und wie mancher Täuſchung ſie dabei zum Opfer gefallen ſind — und dann mögen ſie mich der Lüge oder der Hinterliſt beſchuldigen!"

„Kann man mir einen Vorwurf daraus machen? Iſt es meine Schuld, wenn die Wahrheit, der ich gläubig diene, verſtümmelt und entſtellt wird, ehe ſie bis zum Leſer durchdringen kann? Oder darf man mich tadeln, wenn ich durch die Macht der Nothwendigkeit dazu verdammt bin, oft mehr oder weniger zu ſagen, als ich ſagen möchte, um nur irgendwie verſtanden zu werden?"

Dieſe Zeilen ſind dadurch ſehr merkwürdig, daß ſie gleichſam eine Selbſtkritik des Kritikers enthalten. Wir entdecken darin einen großen Adel der Geſinnung, eine gewiſſe ſchmerzliche Begeiſterung, einen tapfern Entſchluß und ein mitleidiges Bedauern. Wir erkennen darin den Men-

ſchen, der den Vorwurf der Parteilichkeit von ſich abzuwenden ſucht; der aber das Weſen Anderer eben nicht kennen muß, da er ſich einbildet die Rachſucht zu entwaffnen, indem er ſich auf eine ſouveräne Rechtſchaffenheit beruft. Er hat gewiß ſchon oft traurig gelächelt, wenn er an die Stunde dachte, in welcher er dieſe Zeilen ſchrieb.

Es muß eine Stunde tiefſter Erregung geweſen ſein, denn die Feder des ſchärfſten und unnachſichtigſten Kritikers macht uns folgende Geſtändniſſe. Noch härter gegen ſich ſelbſt als gegen Andere ſagt Guſtav Planche:

„Es iſt ein Abgrund, der zu unſeren Füßen gähnt“ (er ſpricht von der Kritik). „Zuweilen erfaßt uns ein Schwindel, ein taumelndes Entſetzen. Von Frage zu Frage gelangen wir endlich zur letzten, unauflöslichen und finden den Zweifel — den ſchrecklichſten aller Gedanken! Ich kenne Nichts, was ſo entmuthigt und der Verzweiflung ſo nahe verwandt iſt .... Es iſt ein kleinliches Werk“ (abermals die Kritik), „das ſelbſt nicht den Namen der Arbeit verdient. Es iſt eine geſchäftige Unthätigkeit, eine immerwährende, beabſichtigte Muße; es iſt der ſchmerzliche Hohn der Ohnmacht, die Verzweiflung der Unfruchtbarkeit; es iſt ein Schrei der Qual und der Todesangſt.“ *)

Der ganze Verlauf des Kapitels iſt eben ſo merkwürdig. Es iſt eine Beichte, aber nicht eine unbefangene, unüberlegte, ſondern das abſichtliche, verzweiflungsvolle Geſtändniß eines jungen Mannes, der vor Begierde brennt, etwas Großes hervorzubringen, und ſich ſträubt gegen das Joch der Kritik,

*) Der Salon von 1831 von Guſtav Planche. Paris 1831.

das er in einer Stunde der Unſicherheit und Entmuthigung auf ſich genommen hat. „Schande und Unheil über mich,“ ruft er aus, „wenn es mir nie gelingen ſollte, einen ruhmwürdigern und erhabenern Beruf zu erfüllen!“

Dieſe Klagen waren ungerecht und dieſer Geſichtspunkt war falſch. Wenn die Kritik ihre Aufgabe richtig erfaßt, iſt dieſelbe eben ſo groß, wie die des Schaffens. Unſere großen Philoſophen haben auch nichts Anderes gethan, als die Ideen und Vorurtheile ihrer Zeit zu kritiſiren, und das hat nicht allein ihren Ruhm begründet, es hat auch den Fortſchritt ihres Zeitalters gefördert. Jedes Werk der Verbeſſerung beſteht aus zwei, gleich wichtigen Bethätigungen menſchlicher Willenskraft: Einreißen und Wiederaufbauen. Man hat Letzteres für das Schwierigſte erklärt; aber wenn das Aufbauen ſo ſchwer und oft ſo ſchlecht von Statten geht, liegt es nicht vielleicht daran, daß der Neubau auf Trümmer begründet wird, und müſſen dieſe nicht zum Fundament unſerer wankenden Gebäude genommen werden, weil die Kritik das Werk ihrer Demolition nicht gründlich vollendet hat? Mir ſcheint daraus hervorzugehen, daß das Eine eben ſo ſelten und eben ſo ſchwer iſt, als das Andere.

Wahrſcheinlich kam Guſtav Planche, als er älter wurde und reiflich nachdachte, zu der Ueberzeugung, daß die Geringſchätzung ſeines Berufes auf einem Irrthum beruhte. Wenigſtens blieb er dabei und daran that er wohl — zwar nicht für ſein eignes Glück oder zur Zufriedenheit ſeiner Widerſacher, dagegen aber zur Förderung des Geſchmacks im Publikum, zu deſſen Bildung er, trotz der Fehler ſeiner Kritik und trotz des Irrthums in ſeinen eigenen Anſichten,

wesentlich beigetragen hat. Wenn er es auch zuweilen an der Schicklichkeit der Formen fehlen ließ, oder an den Rücksichten, die wir dem Genius schuldig sind, selbst wenn wir meinen, daß sich derselbe auf falsche Wege verirrt hat; oder an den Ermuthigungen, auf welche das gewissenhafte, geduldige Talent Anspruch machen darf, das zwar kein Genius ist, das aber unter günstigen Einflüssen noch wachsen und erstarken kann; — wenn er mit seinem Worte seinem Enthusiasmus und seinen Muthlosigkeiten, seinen Stimmungen und Verstimmungen mancherlei Opfer gebracht hat, so sind doch seine bittersten Vorurtheile gegen Individuen immer mit einer großen Menge allgemeiner Wahrheiten vermischt, welche der Menge nützlich sein können, sobald diese versteht, seine Lehren in minder strenger Weise zur Anwendung zu bringen. Blanche hat in einer Menge von Gegenständen den klarsten, gebildetsten Geschmack, das zarteste oder großartigste Verständniß bewiesen und er hat sein Urtheil in einer klaren, eleganten und, trotz aller Tiefe, in einer sehr gedrängten Weise ausgesprochen; seine Form leidet nur an dem Fehler, zu einförmig und wenn ich so sagen darf, zu monumental zu sein. Sie ist oft so prächtig, daß wir sie für gesucht und geziert halten könnten; aber es ist die natürliche Manier dieses Schriftstellers, der mit großer Schnelligkeit und Leichtigkeit producirt.

Er wurde mir sehr förderlich, nicht allein, weil er mich durch seine freimüthigen Spöttereien dahin brachte, meine Sprache zu beachten, die ich mit etwas zu viel Nachlässigkeit behandelte, sondern vor Allem, weil ich aus seiner Unterhaltung, die nicht gerade vielseitig, aber von großer

Tiefe und Klarheit war, eine Menge von Dingen lernte, die mir zum Fortſchreiten in meinem Berufe ſehr nützlich waren.

Nach einem ſehr angenehmen und ſehr intereſſanten Verkehr von mehreren Monaten habe ich den Umgang mit ihm aus perſönlichen Gründen abgebrochen, die übrigens kein Vorurtheil gegen ſeinen Privatcharakter erwecken dürfen. In ſeinem Benehmen gegen mich habe ich niemals Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gefunden.

Aber da ich nun einmal meine eigene Geſchichte erzähle, muß ich geſtehen, daß der Verkehr mit ihm zu den ernſteſten Unannehmlichkeiten Veranlaſſung gab und mir allerhand Bitterkeiten und die heftigſten Anfeindungen zuzog. Es iſt nicht möglich, einen ſo ſtrengen Kritiker zum Freunde zu haben, ohne für ſeine Vorurtheile und Ausſprüche verantwortlich gemacht zu werden. Schon Delatouche hatte ſich geweigert, auf eine Verſöhnung mit ihm einzugehen, und hatte ſich ſeinetwegen mit mir überworfen; Alle, die Planche durch ſeine Schriften oder durch ſeine Worte beleidigt hatte, machten es mir zum Vorwurf, daß ich ſie in die Nothwendigkeit verſetzte, in meinem Hauſe mit ihm zuſammenzutreffen, und ſo ſah ich mich von gänzlicher Einſamkeit und dem Zurückziehen alter Freunde bedroht, die ich, wie ſie ſagten, nicht für einen neuen Ankömmling opfern durfte.

Ich zauderte lange. Planche war unglücklich von Natur und er zeigte mir eine Anhänglichkeit und Hingebung, die mit ſeinem Weſen ganz im Widerſpruch zu ſein ſchienen. Es wäre mir wie eine Feigheit erſchienen, wenn ich ihn wegen der literariſchen Feindſchaften von mir entfernt hätte,

die mir ſein Lob zugezogen hatte, — denn für unſere Feinde ſollen wir nichts thun — aber ich fühlte auch, daß ſein Umgang mir innerlich ſchadete. Sein melancholiſches Gemüth, ſein Ekel vor allem Beſtehenden, ſeine Abneigung gegen das Leichte und Angenehme in der Kunſt, die fortwährende Spannung des Geiſtes und die unerbittliche Analyſe, zu welcher mich ein Geſpräch mit ihm nöthigte, nährten in mir noch die Neigung zum Spleen, die mich zur Zeit, als ich ihn kannte, nur zu ſehr beherrſchte. Ich ſah in ihm einen bedeutenden Geiſt, der ſich großmüthig beſtrebte, mir an ſeinen Eroberungen Theil zu geben. Aber was er errungen hatte, mußte er mit ſeinem Glück bezahlen, und ich war noch in dem Alter, wo man mehr des Glückes als des Wiſſens bedarf.

Es wäre ungerecht und grauſam geweſen, ihm ſeine Traurigkeit zum Vorwurf zu machen. Ich habe den geheimnißvollen Grund dieſer Traurigkeit, die vielleicht durch ſeine ganze Organiſation begründet war, niemals begriffen und wahrſcheinlich hat er ſelbſt auch nie vermocht, ſich Rechenſchaft darüber zu geben. Darum habe ich es auch vermieden, mich mit ihm in eine jener tiefeingehenden Discuſſionen einzulaſſen, welche die geiſtige Kraft vollſtändig brechen, wenn ſie nicht im Stande ſind, dieſelbe zu beleben. Ich fühlte mich damals durchaus nicht zum Apoſtel berufen; ich war ſelbſt innerlich bedrückt und zerriſſen, denn es war gerade die Zeit, in welcher ich Lelia ſchrieb. Ich hütete mich darum wohl, Blanche den ganzen Umfang meiner Aufgabe anzuvertrauen; ich fürchtete, daß er meine Probleme in ein vollſtändiges Verzweifeln auflöſen würde, und darum ſprach

ich mit ihm nur von der Form und dem poetiſchen Werthe meines Vorwurfs.

Das Werk war nicht immer nach ſeinem Geſchmack, und wenn es fehlerhaft geblieben iſt, ſo liegt das nicht an ſeinem Einfluſſe, ſondern allein an meinem Eigenſinn.

Als ich damals in mir den religiöſen Zweifel bekämpfte, fühlte ich wohl, daß ich dieſe tödtliche Krankheit nur durch eine unvorhergeſehene Offenbarung des Gefühls oder der Phantaſie zu überwinden vermöchte, und darum war es mir klar, daß die Pſychologie Guſtav Planche's meinem Geiſteszuſtande durchaus nicht zuſagen konnte.

In jener Zeit hatte ich ſogar einige Anfälle von Frömmigkeit, die ich ihm wie allen meinen Freunden auf das Sorgfältigſte verheimlichte. Allen? nein! ich vertraute ſie Marie Dorval, der Einzigen, die mich zu begreifen vermochte. Ich erinnere mich, daß ich damals oft gegen Abend in düſtere, ſtille Kirchen eingetreten bin, um mich in die Betrachtung Jeſu zu vertiefen und um wieder mit heißen Thränen zu beten, wie in den gläubigen, enthuſiaſtiſchen Tagen meiner Jugend.

Aber ich konnte mich nicht mehr in Nachdenken vertiefen, ohne beim Anblick der Uebel und Schmerzen, welche die Erde erfüllen, in meine Zweifel an Gottes Gerechtigkeit und Güte zu verfallen. Das Einzige, was mir etwas Beruhigung gewährte, war meine Erinnerung an das, was ich von Leibnitz' Theodicee verſtanden und behalten hatte. Leibnitz war mein letzter Rettungsanker und ich ſagte mir immer, daß ich vor jeder Seelen-Ermattung geſichert ſein würde, wenn es mir jemals gelänge, ihn ganz zu begreifen.

Ich erinnere mich auch, daß Planche mich eines Tages fragte, ob ich Leibnitz kennte? und daß ich rasch verneinte, nicht sowohl aus Bescheidenheit, als in der Besorgniß, er möchte hier auch wieder anfangen zu discutiren und einzureißen.

Es würde mir übrigens nicht eingefallen sein, Planche aus persönlichem Interesse aus meiner Nähe zu verweisen, selbst nicht, um meine geistige Ruhe zu wahren, wären nicht besondere Umstände eingetreten, deren Gewicht er selbst mit der edelsten Uneigennützigkeit erkannte, ohne sich in seiner Freundschaft gekränkt zu fühlen. Man gab ihm freilich schuld, sich mit bösen Worten über mich geäußert zu haben, und es kam darüber zwischen uns zu einer heftigen Erklärung. Er leugnete die Schuld bei seiner Ehre und später haben mir zahlreiche Zeugnisse eine Bestätigung für die Aufrichtigkeit seines Benehmens gegen mich gegeben. Seit jener Zeit bin ich ihm immer nur flüchtig begegnet, das letzte Mal bei Madame Dorval und seitdem mögen wohl schon zehn Jahre verflossen sein.

Indessen habe ich noch von den Feindseligkeiten zu leiden, die mir die Achtung für ihn zugezogen hatte, denn als ich 1852 in einer Vorrede so kühn war zu sagen: „daß in der letzten Zeit ein einziger ernster Kritiker, Gustav Planche, Sédaine richtig beurtheilt hätte" — legten mir einige Journalisten die Aeußerung in den Mund: „Herr Gustav Planche, der einzige ernste Kritiker unserer Zeit, hätte allein mein Stück richtig beurtheilt." Man sieht, daß dies eine etwas verzerrte Deutung ist, aber das Vorurtheil nimmt so etwas nicht so genau. Die Phrase gab Veranlassung zu einem

kleinen Feuilletonkriege gegen mich; aber hier wird gleich die Gelegenheit zu einem viel glänzendern Feldzuge folgen, denn ich ſage abermals, daß Planche einer der ernſteſten Kritiker unſerer Tage iſt — der allerernſteſte leider! wenn wir dieſen Ausdruck auf den Mangel alles Glückes und aller Freude beziehen! Aus ſeinen Schriften iſt wenigſtens leicht zu ſehen, daß er in dieſer Welt noch nicht den geringſten Anlaß zum Lachen gefunden hat.

Wenn dies beſtändige Mißbehagen ſeine eigene Schuld iſt, wollen wir doch nicht vergeſſen, daß wir auch oft von dem verdrießlichen, muthloſen Kranken ſagen: es iſt ſeine eigene Schuld! und daß wir darin oft, ohne daß wir es wiſſen, ſehr grauſam ſind. Wenn uns die Krankheit packt, ſind wir nachſichtiger gegen uns ſelbſt und finden es ganz gerechtfertigt, zu ſchreien und zu klagen. Nun wohl! es giebt auch Geiſter, die zum Leiden auserkoren ſind, die immerwährend ein Traumbild verfolgen, dem zu Liebe ſie alles Uebrige vernachläſſigen. Mag ſich ihr Traum an Kunſt oder Wiſſenſchaft heften, an Vergangenheit oder Gegenwart, er wird immerdar eine fixe Idee bleiben, die aus einer entſchieden idealiſtiſchen Richtung entſpringt. Da es nun aber unmöglich iſt, dieſe Richtung zu ändern, werden alle Vorwürfe und Rathſchläge Anderer ohne Wirkung bleiben.

Auch Charles Didier war ein melancholiſches Gemüth und ein hervorragender Geiſt. Er war einer meiner beſten Freunde; ſpäter ſind wir erkaltet, haben uns getrennt und aus den Augen verloren. Ich weiß nicht, wie er heut zu Tage von mir redet, aber das kann mich nicht hindern, mich nach meiner Weiſe über ihn auszuſprechen.

Ich werde nicht mit Montesquieu ſagen: „Glaubt uns nicht, wenn wir von einander reden; wir haben uns entzweit.“ — Ich fühle mich ſtark genug, ſolche Einflüſſe zu beſiegen, und ich ſchreibe hier die Geſchichte meines Lebens mit derſelben Ruhe und demſelben Gerechtigkeitsgefühl, als wäre ich mit dem vollen Beſitz meiner Geiſtesklarheit in articulo mortis.

So blicke ich denn in die Vergangenheit und ſehe zwiſchen Didier und mir einige Monate voller Mißverſtändniſſe und einige Monate voller Zorn, und dann kommen auf meiner Seite lange Jahre jener Vergeſſenheit, die meine einzige Rache iſt für alle Schmerzen, die mir Andere, mit oder ohne Vorbedacht, zugefügt haben. Aber jenſeit dieſer Mißverſtändniſſe und dieſes Abſchließens ſehe ich fünf bis ſechs Jahre voll reiner, inniger Freundſchaft. In ſeinen Briefen finde ich eine bewunderungswürdige Weisheit, den Rath eines wahren Freundes, den Troſt einer großen Seele. Und jetzt, da die Zeit des Vergeſſens für mich vorüber iſt und ich aus der freiwilligen und vielleicht nothwendigen Ruhe meines Gedächtniſſes erwache, ſtehen dieſe ſegensvollen Jahre vor mir, als die einzig gute und nützliche Thatſache, die ich in meinem Herzen anzuerkennen und zu bewahren habe.

Charles Didier war ein Mann von Genie und nicht ohne Talent; aber ſein Talent war ſeinem Genie ſehr untergeordnet. Zuweilen wurde ſein innerſtes Weſen wie von einem Blitz beleuchtet, aber ich wüßte nicht, daß irgend eines ſeiner Werke einen vollſtändigen Ausdruck ſeines tiefen und umfaſſenden Geiſtes gegeben hätte. Mir ſchien es, als hätte ſein Talent nach dem „unterirdiſchen Rom“, was ein ſehr

ſchönes Buch iſt, keinen Aufſchwung mehr genommen. Er fühlte ſich zum vollendeten literariſchen Ausdruck nicht befähigt, und das verurſachte ihm tödtliche Schmerzen und ſeine Phantaſie war vielleicht nicht lebendig genug, um gegen die Stürme zu reagiren, die ſein inneres Leben zerriſſen. Die Heiterkeit, zu der wir ihn zuweilen fortzureißen ſuchten und der er ſich auch hingab, that ihm mehr weh als wohl. Er mußte ſie am folgenden Tage mit noch größerer Unruhe oder Ermattung bezahlen und jene Welt voll idealiſcher Reinheit, welche die Fröhlichkeit und Ungezwungenheit der Anderen vor mir erſchloß und noch immer erſchließt, ſchien vor ihm wie ein eitles Trugbild zu entfliehen.

Ich nannte ihn meinen Bären, oft auch meinen Eisbären, denn ſein noch immer junger, ſchöner Kopf beſaß den eigenthümlichen Schmuck eines üppigen, aber früh ergrauten Haares. Es war das Sinnbild ſeiner Seele, die in ihrem innerſten Weſen noch voller Leben und Kraft war, deren Thätigkeit aber durch irgend eine geheimnißvolle Kriſe gelähmt zu ſein ſchien.

Sein ſchroffes, zankſüchtiges Weſen verletzte keinen von uns. Wir beklagten dieſe Art von Miſanthropie, unter welcher die vortrefflichſten Eigenſchaften, die liebenswürdigſte Gefälligkeit verborgen lagen, und wir ſchonten ſeine Stimmung, ſelbſt wenn er verdrießlich oder übermäßig mißtrauiſch wurde. Er ließ ſich dann auch wieder zurückführen, und da er ein Mann von großer Entſchiedenheit war, konnten wir immer ſtolz darauf ſein, wenn wir auch nur den geringſten Einfluß auf ihn auszuüben vermochten.

Seine Anſichten über Politik, Religion, Philoſophie

und Kunſt waren immer richtig und oft ſo erhaben, daß wir durch ſeine ſeltenen Herzensergießungen vollſtändig zur Erkenntniß kamen, um wie viel ſchöner ſein innerſtes Weſen war, als das, was er gewöhnlich zeigte.

Im praktiſchen Leben war er ein guter Rathgeber, obwohl ſeine erſte Regung immer durch zu viel Mißtrauen gegen die Menſchen, die Verhältniſſe und ſelbſt gegen Gott beſtimmt war. Dies Mißtrauen hatte die traurige Wirkung, mich gegen ſeine Rathſchläge einzunehmen, obwohl es oft beſſer geweſen wäre, wenn ich ihm, als den Eingebungen meines Inſtinktes gefolgt wäre.

Sein Geiſt war damals ebenſo wie der meinige mit der Erforſchung ſocialer und religiöſer Ideen beſchäftigt. Ich weiß nicht, zu welcher Löſung er gekommen ſein mag, und weiß nicht einmal, ob er kürzlich wieder ein Werk veröffentlicht hat. Vor einigen Jahren hörte ich viel von einer legitimiſtiſchen Broſchüre reden, die im höchſten Grade gemißbilligt wurde; damals konnte ich ſie mir nicht verſchaffen und ich habe ſie auch bis jetzt noch nicht geleſen. Wenn die Broſchüre wirklich ſo iſt, wie man mir geſagt hat, möchte ich faſt annehmen, daß der Ausdruck dem eigentlichen Gedanken des Verfaſſers widerſpricht, wie das oft ſelbſt bei den gewandteſten Schriftſtellern vorkommt. Aber wenn ſich die Anſichten Didier's wirklich vollſtändig geändert hätten, könnte ich doch in keinem Falle annehmen, daß ihn etwas Anderes, als die uneigennützigſte Ueberzeugung dazu veranlaßt hätte.

Ich werde hier dieſe Reihenfolge von Perſönlichkeiten ſchließen, die mir früher oder ſpäter befreundet waren. Ich

werde im Verlauf meiner Erzählung die übrigen intereſſanten Geſtalten ſchildern, die ſich meiner Erinnerung zeigen, und wenn die Ordnung, in welcher ich dieſelben vorführe, nicht ganz exact iſt, weil in der Darſtellung meines eigenen Lebens manche Lücke eintritt, ſo wird dieſelbe doch niemals mit Abſicht von mir verletzt, oder ſo vernachläſſigt werden, daß dies zu bedeutenden Irrthümern Veranlaſſung geben könnte.

Ich wiederhole hier nochmals, daß ich mich nicht anheiſchig mache, von allen Menſchen zu ſprechen, mit denen ich ſelbſt in eine intime Verbindung gekommen bin. Ich habe geſagt, daß mein Schweigen über einige derſelben durchaus keinen Zweifel an der Achtung erwecken darf, die ſie verdienen, und ich will hier einen der Hauptgründe nennen, die mich zu dieſem Schweigen beſtimmen.

Einige Perſonen, von denen ich im Begriff war, mit aller Zurückhaltung zu ſprechen, die der gute Ton gebietet, mit aller Achtung, die wir ausgezeichneten Eigenſchaften ſchuldig ſind, oder mit aller Rückſicht, die jeder unſerer Zeitgenoſſen zu verlangen berechtigt iſt; Perſonen endlich, die mich zur Genüge kennen mußten, um ohne Beſorgniß zu ſein, haben mir gegenüber ſelbſt, oder durch Andere die lebhafteſten Befürchtungen ausgeſprochen über die Stellung, die ich ihnen in dieſen Memoiren zuertheilen würde.

Aber dieſen Leuten hatte ich nur eine Antwort zu geben, nämlich das Verſprechen, ihnen in meinen Erinnerungen weder einen guten noch böſen, weder einen großen noch kleinen Platz anzuweiſen. Sobald ſie fürchteten, daß es mir bei einer ſolchen Arbeit, wie die vorliegende iſt, an

Klugheit oder Zartgefühl fehlen könnte, handelte es ſich nicht mehr darum, ihnen Vertrauen zu meiner ſchriftſtelleriſchen Ehrenhaftigkeit einzuflößen, ich mußte ſie ſofort und vollſtändig durch das Verſprechen meines Schweigens beruhigen.

Keine der Perſönlichkeiten, die ich hier geſchildert habe, hat meinem Herzen die kleinliche Beleidigung zugefügt, ſich um das Urtheil meines Verſtandes zu ſorgen. Und doch habe ich nicht verſchwiegen, daß es zwiſchen mir und zwei oder dreien derſelben zu Mißverſtändniſſen und Streitigkeiten gekommen iſt. Ich habe dieſe vorübergehenden Mißhelligkeiten, bei denen ich, wie ich geſtehen muß, mehr Aufrichtigkeit als Sanftmuth bewieſen habe, nicht einmal prüfen und beurtheilen mögen. Ich fühle mich um ſo mehr geneigt, jeden Verdacht über das Vergangene von mir zu weiſen, da meine Freunde mir nicht das geringſte Mißtrauen gegen die Zukunft verriethen.

Darum bin ich feſt überzeugt, daß die, welche ſich um das Ausſprechen meiner Meinung geängſtigt haben, ſehr im Unrecht geweſen ſind, und daß ſie beſſer gethan hätten, meinem Urtheil zu vertrauen.

Siebentes Kapitel.

Ich fahre in meiner Erzählung fort. — Ich ſehe mich genöthigt von ſehr delikaten Dingen zu reden, die ich mit Fleiß ohne Rückhalt beſpreche, weil ich finde, daß es ſo keuſcher iſt. — Anſichten meines Freundes Duteil über die Ehe. — Meine Anſichten über Liebe. — Marion Delorme. — Zwei Frauengeſtalten Balzac's. — Der Stolz des Weibes. — Der menſchliche Stolz im Allgemeinen. — Die Briefe eines Reiſenden. — Mein erſter Plan. — Inwiefern der Reiſende ich ſelbſt war, und inwiefern nicht. — Wie geiſtige und körperliche Krankheiten auf einander wirken. — Eigenſucht der Jugend. — Die Selbſtverleugnung reiferer Jahre. — Religiöſer Hochmuth. — Noch immer quält mich meine Unwiſſenheit. — Wenn ich ausruhen könnte und lernen! — Ich liebe, darum muß ich glauben. — Katholiſcher Hochmuth und chriſtliche Demuth. — Wieder Leibniß. — Warum meine Bücher manche langweilige Stellen haben. — Neuer Geſichtskreis. — Solange und Moritz. — Planet. — Reiſepläne und teſtamentliche Verfügungen. — Herr von Perſigny. — Michel (von Bourges).

Ich habe weiter oben erzählt, daß ich 1834, nach meiner Rückkehr aus Italien, ſehr glücklich war, meine Kinder, meine Freunde und meine Häuslichkeit wiederzufinden. Aber mein Glück war von kurzer Dauer, denn in gewiſſer Beziehung gehörten mir meine Kinder eben ſo wenig, wie mein Haus, denn mein Mann und ich waren über die Beherrſchung dieſes kleinen Reiches nicht einverſtanden. Moritz bekam im Collège nicht die Erziehung, die ſeinen Neigungen und Fähigkeiten angemeſſen oder ſeiner Geſundheit zuträglich war, und der häusliche Herd war höchſt verderblichen und gefährlichen Einflüſſen preisgegeben. Es war meine Schuld, wie ich ſchon früher ſagte, aber eine unvermeidliche Schuld, denn ich war unfähig, mich auf die täglichen Kämpfe häuslicher Zänkereien einzulaſſen, und mein Wille war nicht ſtark genug, um die Herrſchaft zu behaupten.

Duteil, einer meiner Freunde, der den Wunſch hegte, meine Verhältniſſe erträglich zu ſehen, ſagte mir, daß ich die Herrſchaft im Hauſe erringen könnte, wenn ich mich dazu verſtände, die Geliebte meines Mannes zu ſein. Aber das ſagte mir in keiner Weiſe zu, denn ein eheliches Zuſammenleben ohne Liebe iſt etwas unerträglich Widerwärtiges. Eine Frau, die ſich ihrem Manne in der Abſicht nähert, ſeinen Willen zu beherrſchen, thut etwas Aehnliches, wie die Proſtituirte, die ihren Unterhalt verdient, oder die Courtiſane, die nach Luxus ſtrebt, und ſolche Verſöhnungen machen den Mann zum verächtlichen Spielzeug und zum lächerlichen Thoren.

Indem Duteil über dieſen Punkt mit mir discutirte, ſuchte er die Frage ſo viel als möglich zu adeln; denn obwohl er in ſeinen Ausdrücken oft cyniſch war, hatte er zu viel Verſtand, um nicht zu begreifen, daß er mir gegenüber den Zweck idealiſiren mußte. Darum zog er meine mütterliche Liebe mit ins Spiel, und die Sorge um die Zukunft der Kinder.

Dieſer heiligen Pflicht hatte ich nur eine inſtinktmäßige Abneigung entgegenzuſetzen, und dies Gefühl war ſo tief, ſo gewaltig, daß ich mich gezwungen ſah, darüber nachzudenken, um zu erkennen, welche Berechtigung ihm mein Gewiſſen zugeſtehen konnte.

Ein körperlicher Widerwille wird gewöhnlich als eine genügende Entſchuldigung angeſehen. Ich hätte darin keine Entſchuldigung gefunden, denn das Pflichtgefühl vermag ſolchen Widerwillen zu überwinden. Ueberdies flößte mir mein Mann weder eine körperliche noch geiſtige Abneigung

ein, und ich wünſchte nur, ihn ſchweſterlich zu lieben, wie damals, als er mir zuerſt das Anerbieten unſerer Verbindung machte.

Wenn ein unerfahrnes Mädchen ſich zur Ehe entſchließt, weiß ſie durchaus nicht, worin die Ehe beſteht, und kann allerlei für Liebe halten, was gar nicht Liebe iſt. Aber mit dreißig Jahren kann ſich ein Weib keinen unbeſtimmten Illuſionen mehr hingeben, und wenn ſie auch nur ein geringes Maß von Herz und Geiſt beſitzt, kennt ſie den Werth — ich will nicht ſagen ihrer Perſönlichkeit, denn dieſe möchte ſich immer zu Demuth entſchließen, wenn ſie im Stande wäre, ſich allein hinzugeben wie eine Sache — ſondern den Werth ihres ganzen, untheilbaren Weſens.

Meinem Manne, der darüber andere Anſichten hatte, hätte ich dies niemals klar machen können; aber Duteil verſtand mich, denn ſein Geiſt vermochte auch das zu faſſen, was er in Bezug auf das praktiſche Leben eine Spitzfindigkeit und eine romanhafte Subtilität zu nennen pflegte.

Die Liebe iſt kein Akt des freien Willens, ſagte ich ihm; und die Vernunftheirathen ſind entweder ein Irrthum, den wir begehen, oder eine Lüge, durch die wir uns täuſchen. Wir ſind nicht allein Körper oder Geiſt, wir beſtehen aus einer Vereinigung von Geiſt und Körper, und wo eines dieſer Lebenselemente nicht ins Spiel kommt, iſt keine wahre Liebe.

Wenn der Körper Functionen hat, an denen ſich die Seele nicht betheiligt, wie das Eſſen und das Verdauen, *)

*) Die wahren Gourmands behaupten übrigens, daß ſie mehr mit der Phantaſie, als mit den Sinnen genießen.

dürfen wir doch die Liebe nicht in dieſelbe Kategorie verweiſen. Schon der Gedanke daran iſt empörend. Und hat nicht Gott, der Freude und Wolluſt in die liebende Vereinigung aller Weſen, ſelbſt die der Pflanzen legte, allen dieſen Geſchöpfen ein um ſo höheres Unterſcheidungsvermögen gegeben, je höher ſie auf der Stufenleiter der Weſen ſtanden? Und hat nicht der Menſch, das vollkommenſte und erhabenſte aller dieſer Weſen, das Gefühl oder die Ahnung dieſer nothwendigen Vereinigung des Phyſiſchen, Geiſtigen und Seeliſchen im Beſitz oder in der Sehnſucht nach dieſen Genüſſen?

Ich denke, daß ich hiermit einen der gewöhnlichſten Gemeinplätze wiederholte, und doch wird dieſe unleugbare Wahrheit ſo wenig beachtet, daß die Kinder der Menſchen zu Tauſenden geboren werden, ohne daß die Liebe, die wahre Liebe nur eins derſelben ins Leben gerufen hätte.

So pflanzt ſich das Menſchengeſchlecht immerdar fort, und wenn es nur dem Gebot der Liebe folgen wollte, müßten wir vielleicht, um der Entvölkerung vorzubeugen, die wunderlichen Anſichten des Marſchalls von Sachſen über die Ehe annehmen. Aber dennoch bleibt es wahr, daß der Wille der Vorſehung und ich kann ſogar ſagen, das göttliche Geſetz, jedesmal verletzt wird, wenn ein Mann und ein Weib ihre Lippen vereinigen, ohne daß ihre Herzen und Seelen an dieſer Vereinigung theilnehmen. Wenn das Menſchengeſchlecht noch ſo weit von dem Ziele entfernt iſt, das es mittels ſeiner herrlichen Anlagen zu erreichen vermöchte, ſo iſt dies eine der allgemeinſten und verderblichſten Urſachen . . . .

Sobald ſich ein menſchliches Weſen, es ſei Mann oder Weib, zum Begriff der wahren Liebe erhoben hat, iſt es ihm nicht mehr möglich, oder vielmehr nicht mehr erlaubt, umzukehren und nur ſinnlichen Begierden zu folgen. Die Abſicht oder der Zweck mag ſein, wie er wolle, das Gewiſſen muß nein ſagen, wenn auch die Begierde ja ſagte. Sind aber beide vollſtändig und bei jeder Gelegenheit einverſtanden, ihr Ja oder Nein zu ſprechen, ſo können wir nicht länger an der tiefen Berechtigung dieſes innern Proteſtes zweifeln.

Sobald ihr irgend welche Nützlichkeitsgründe dagegen anführt, dieſe Familienintereſſen z. B., die gewöhnlich nichts ſind, als der reinſte Egoismus, der ſich mit dem Namen der Sittlichkeit ſchmückt, werdet ihr die Wahrheit umkreiſen, ohne ſie jemals zu erreichen. Ihr mögt noch ſo viel ſagen, daß ihr nicht einer ſinnlichen Verführung, ſondern tugendhaften Grundſätzen folgt, ihr werdet doch nicht das Gottesgeſetz unter dieſe rein menſchlichen Geſetze zu beugen vermögen. Zu jeder Stunde macht ſich der Menſch auf Erden einer Gotteslästerung ſchuldig, die er nicht begreift, und die göttliche Weisheit wird ihm dieſelbe in Betracht ſeiner Unwiſſenheit verzeihen. Aber ſie wird den nicht freiſprechen, der das Ideal erkannt hat und es mit Füßen tritt. Im Beſitz des Menſchen iſt weder ein perſönlicher noch ein ſocialer Beweggrund, der ſtark genug wäre, ihm das Umgehen eines göttlichen Geſetzes zu geſtatten, ſobald ſich dies Geſetz ſeiner Vernunft, ſeinem Gefühl, ja ſogar ſeinen Sinnen aufs Deutlichſte offenbart hat.

Wenn Marion de Lorme, um das Leben ihres Geliebten

zu retten, ſich Laffemas ergibt, den ſie verabſcheut, iſt die Erhabenheit ihres Opfers immer nur etwas Relatives. Der Dichter hat vollkommen begriffen, daß nur eine Courtiſane, d. h. ein Weib, welches daran gewöhnt war, ſich ſelbſt gering zu achten, aus Liebe fähig ſein konnte, ſich der tiefſten Erniedrigung preiszugeben. Aber wenn uns Balzac in der „Couſine Bette" ein reines, achtungswerthes Weib zeigt, das ſich zitternd einem verächtlichen Verführer überläßt, um ihre Angehörigen vom Verderben zu retten, ſchildert er uns mit außerordentlicher Kunſt eine zwar mögliche, aber nichts deſto weniger abſcheuliche Situation, in welcher die Heldin alle unſere Sympathien verliert. Warum bleibt unſer Intereſſe für Marion Delorme daſſelbe, trotz ihrer Erniedrigung? weil ſie nicht weiß, was ſie thut, weil ſie nicht, wie die legitime Gattin und Mutter, ein Bewußtſein des Verbrechens hat, das ſie begeht.

Balzac, der Alles aufſuchte und wagte, iſt noch weiter gegangen, er hat uns in einem andern Romane eine Frau gezeigt, die mit ihrem Mann, den ſie nicht liebt, kokettirt und ſich ihm hingibt, um ihn vor den Verführungen eines andern Weibes zu ſchützen. Balzac hat das Schmachvolle dieſer Situation dadurch zu mildern geſucht, daß er dieſer Heldin eine Tochter gibt, deren Vermögen ſie zu erhalten ſucht. Alſo iſt es die Mutterliebe vor Allem, die ſie antreibt, ihren Gatten in einer Weiſe zu betrügen, die vielleicht ſchlimmer iſt, als eine Untreue, denn es iſt eine Lüge des Wortes, des Herzens und der Sinne.

Ich habe Balzac nicht verſchwiegen, daß dieſe Geſchichte, deren Inhalt er für wahr ausgab, mich ſo empörte, daß

ich dadurch gegen das Talent des Erzählers ganz unempfindlich wurde. Ich erklärte ihm ohne Rückhalt, daß ich ſie unmoraliſch fände — und doch weiß ich recht gut, daß man auch mir den Vorwurf gemacht hat, ich hätte unmoraliſche Bücher geſchrieben.

Und je mehr ich mein Herz, mein Gewiſſen und meinen Glauben befragt habe, um ſo ſtrenger bin ich in meinen Anſichten geworden. Ich erkenne nicht allein eine Todſünde (ich bediene mich mit Fleiß dieſes Ausdrucks, der meinen Gedanken vollſtändig ausdrückt, weil er Sünden bezeichnet, welche die Seele tödten); ich erkenne alſo nicht allein eine Todſünde in einer Lüge der Sinne im Gebiet der Liebe, ſondern auch in den Illuſionen, denen ſich die Sinne in unbefriedigter Liebe hingeben könnten. Ich ſage und ich glaube, daß wir mit unſerm ganzen Sinn und Weſen lieben müſſen, oder verpflichtet ſind, es geſchehe auch, was da wolle, in vollkommner Keuſchheit zu leben. Die Männer werden das nicht thun — das weiß ich; aber die Frauen, denen die öffentliche Meinung ſowohl, wie die angeborne Scham darin zur Seite ſtehen, können in jeder Lage des Lebens dieſen Grundſätzen folgen, wenn ſie nur Selbſtgefühl genug beſitzen, ihren eigenen Werth zu erkennen.

Denen aber, die nicht den geringſten Stolz beſitzen, wüßte ich durchaus nichts zu ſagen.

Unter Stolz verſtehe ich hier wieder ganz daſſelbe, was ich früher durch dies Wort zu bezeichnen pflegte, als ich mich deſſelben beim Schreiben häufig bediente. Ich vergeſſe ſo vollſtändig, was ich ſchreibe, und habe ſolche Abneigung dagegen, meine eigenen Sachen zu leſen, daß ich erſt wieder

an dieſen Ausdruck erinnert wurde, als ich in dieſen Tagen einen Brief voller Aphorismen aus meinen „Briefen eines Reiſenden“ erhielt. Sie waren zuſammengeſtellt und von einer Menge von Fragen begleitet, um mich zu zwingen, das Buch, das ich nach meiner Gewohnheit vergeſſen hatte, wieder einmal genauer anzuſehen.

So habe ich denn die Briefe eines Reiſenden, die im September 1834 und im Januar 1835 entſtanden ſind, wieder durchgeleſen, und habe mich dabei auf den Plan eines Werkes beſonnen, das ich durch mein ganzes Leben fortzuführen entſchloſſen war. Ich bedaure ſehr, dieſe Abſicht nicht ausgeführt zu haben! Dieſen Plan habe ich beim Beginn der Briefſammlung befolgt, habe mich aber im Fortgang des Werkes davon entfernt, und ſcheine ihn ganz aus den Augen verloren zu haben. Dies ſcheinbare Vergeſſen iſt beſonders dadurch veranlaßt, daß ich zuletzt unter dem Titel „Briefe eines Reiſenden“ verſchiedene Briefe oder Reihenfolgen von Briefen vereinigte, die von dem Zwecke und Ziel der erſten vollſtändig abwichen.

Dieſer Zweck war meiner Grundidee nach, in einer zugleich naiven und berechneten Art und Weiſe von dem Wechſel meiner Stimmungen und Geiſteszuſtände Rechenſchaft zu geben. Für Alle, welche ſich dieſer Briefe nicht mehr erinnern, oder welche ſie gar nicht kennen, will ich mich näher erklären, denn für diejenigen, denen ſie noch gegenwärtig ſind, iſt dieſe Erörterung überflüſſig.

Ich fühlte das Bedürfniß, mich über Mancherlei auszuſprechen, und wollte dies ſowohl mir ſelbſt, als Andern gegenüber thun. Meine Perſönlichkeit war in ihrer Ent-

wickelung begriffen; ich hielt ſie damals für vollendet, obwohl ſie kaum begonnen hatte, ſich in meinem eignen Bewußtſein zu geſtalten — und trotz des Ueberdruſſes, den ſie mir einflößte, war ich ſo mit ihr beſchäftigt, daß ich ſie unaufhörlich beobachten und ſo zu ſagen bearbeiten mußte, wie ein flüſſiges Metall, das ich in einer beſtimmten Form zu geſtalten beauftragt geweſen wäre.

Aber ich fühlte ſchon damals, daß die vereinzelte Individualität nur dann ein Recht hat, ihr Weſen zu offenbaren, wenn dadurch irgend eine Wahrheit von allgemeinem Nutzen bewieſen wird. Ich war aber noch zu keiner ſolchen Wahrheit gelangt und darum ſuchte ich meine Perſönlichkeit zu generaliſiren, indem ich ſie umformte. Da ich in meinen dreißig Jahren faſt nur ein inneres Leben gekannt und kaum einen Blick des Entſetzens in die Abgründe der Leidenſchaften und der Räthſel unſeres Daſeins geworfen hatte, und da ich noch vom Schwindel der erſten Schritte und Entdeckungen ergriffen war, fühlte ich mich nicht berechtigt, in meiner wirklichen Geſtalt aufzutreten. Ich hätte auch dadurch meinen Reflexionen über allgemeine Wahrheiten zu wenig Gewicht und meinen perſönlichen Klagen zu große Bedeutung gegeben. Es war mir wohl erlaubt, in meiner Weiſe über die Mühen des Lebens zu philoſophiren und darüber zu ſprechen, als hätte ich den bittern Trank ſchon vollſtändig ausgekoſtet, aber ich, das noch junge und in mancher Hinſicht ſogar noch ziemlich kindiſche Weib, durfte mich nicht als erprobten Denker oder als beſonderes Opfer des Schickſals darſtellen. Mein wirkliches Ich zu ſchildern, wäre überdies eine zu kalte Aufgabe für mein

enthuſiaſtiſches Gemüth geweſen. So überließ ich mich denn den Eingebungen meiner Phantaſie und ließ unter der Feder ein Ich entſtehen, das ſehr alt, ſehr erfahren und folglich voller Verzweiflung war.

Dieſer dritte Zuſtand meines gedachten Ich, dieſe Verzweiflung, war ein ganz wahrer, und wenn ich mich meinen düſtern Gedanken überließ, konnte ich mich mit der größten Leichtigkeit in das Wahre des alten Onkels, des alten Reiſenden verſetzen, durch deſſen Mund ich mich ausſprach. In Betreff des Rahmens, in dem er ſich bewegte, konnte ich nichts Beſſeres finden, als die Umgebung, in welcher ich lebte; denn es war ja gerade der Eindruck dieſer Umgebung auf mich ſelbſt, den ich darſtellen und beſchreiben wollte.

Mit einem Worte, es war der wirkliche Roman meines Lebens, den ich erzählen wollte, ohne deſſen wirklicher Held zu ſein; ich wollte nur den andern und analyſirenden Mittelpunkt bilden. Und indem ich dies that, wollte ich meinen Geſichtskreis zu einer Erfahrung im Leiden erweitern, die ich nicht beſaß und nicht beſitzen konnte.

Ich ſah voraus, daß die Fiction das Publikum nicht verhindern würde, das wirkliche Ich unter der Maske des Greiſes aufzuſuchen und zu erkennen. Einige Leſer haben dies gethan und ein überkluger Advocat wollte mich in meinem Scheidungsproceſſe ſogar für Alles verantwortlich machen, was ich dem „Reiſenden" in den Mund gelegt hatte. Ich hatte ja in der erſten Perſon geſprochen — das genügte ihm nun, mir alle die Fehler und Gebrechen zuzuſchreiben, deren ſich der arme Reiſende anklagt. Ich war laſterhaft, ich hatte ſogar Verbrechen begangen, das war ſo

gut wie erwieſen, denn hatte nicht der alte Onkel, der Reiſende ſein vergangnes Leben wie einen Rauſch des Entzückens und ſein gegenwärtiges Leben wie einen Abgrund der Reue und Verzweiflung geſchildert? In Wahrheit, wenn es mir möglich geweſen wäre, in weniger als vier Jahren — denn erſt ſeit ſo kurzer Zeit hatte ich die Hürde verlaſſen, wo es leicht geweſen war, die Strenge meiner Lebensweiſe zu beobachten — wenn es mir möglich geweſen wäre, in ſo wenigen Jahren alle die Erfahrung im Böſen und im Guten zu erwerben, die ſich mein Reiſender zuſchrieb, ſo wäre ich ein außerordentliches Weſen, hätte aber jedenfalls mein Leben nicht in einer Manſarde und in der Geſellſchaft von fünf oder ſechs Menſchen zugebracht, die eben ſo ernſten oder poetiſchen Gemüthes waren, wie ich ſelbſt.

Aber es kommt nichts darauf an, ob mir viel oder wenig von dem als wirklich zugeſchrieben wurde, was die Briefe eines Onkels enthalten, denn unter dieſem Titel, den ich anfangs beizubehalten entſchloſſen war, erſchienen zuerſt Nr. vier und fünf der Briefe eines Reiſenden. Ich glaube, es wäre dem erſten Plane nach ein gutes Buch geworden — ich ſage nicht, daß es ſchön geworden wäre, aber intereſſant und lebendig und darum wäre dies Werk nützlicher geweſen als Romane, in denen unſere Individualität, die ſich den verſchiedenſten Geſtalten und Situationen anpaſſen muß, zuletzt für uns ſelbſt verſchwindet.

Ich werde ſpäter auf die andern Briefe dieſer Sammlung zurückkommen; jetzt habe ich es nur mit den beiden Nummern zu thun, die ich citirt habe, und ich muß wiederholen, daß dieſen Briefen eine tiefe Wirklichkeit zum Grunde

lag, nämlich der Ueberdruß am Leben. Man hat im Verlauf dieſer Erzählung geſehen, daß dieſer Ueberdruß ein altes chroniſches Leiden war, das ich ſeit meiner früheſten Jugend ertrug und bekämpfte, das ich zuweilen vergaß und dann wieder auffand, wie einen läſtigen Reiſegefährten, den wir weit hinter uns gelaſſen zu haben glauben und der ſich plötzlich wieder an unſere Schritte heftet. Ich ſuchte das Geheimniß dieſer Traurigkeit, die mich in Venedig nicht verlaſſen hatte, und mich bei meiner Rückkehr mit noch tieferer Bitterkeit belaſtete, in äußern Verhältniſſen und unmittelbaren Einflüſſen, aber darin lag die Urſache nicht. Ich dramatiſirte dieſe äußern Einflüſſe und erhöhte und vergrößerte nicht den Ausdruck meiner Empfindung, denn dieſe war tief und quälend genug, aber die abſolute Bedeutung meines Leidens. Weil ich durch einige meiner Illuſionen getäuſcht worden war, brach ich allen meinen Hoffnungen den Stab, und weil ich die frühere Ruhe und Freudigkeit meiner Gedanken verloren hatte, bildete ich mir ein, ich vermöchte nicht länger zu leben.

Jetzt habe ich die wahre Urſache deutlich erkannt. Sie war eben ſowohl körperlicher als geiſtiger Natur, wie das überhaupt bei den Leiden der Menſchen der Fall zu ſein pflegt, deren Seele nicht krank iſt, ohne auf den Körper zu wirken, und ſo auch umgekehrt. Mein Körper litt an den erſten Regungen einer Leberkrankheit, die ſich ſpäter deutlich zeigte und noch zur rechten Zeit bekämpft werden konnte. Ich kämpfe noch immer dagegen, denn der Feind liegt in mir, und erwacht oft in Augenblicken, wo ich ihn ganz beruhigt zu haben glaube. Dies Uebel, das mir mit dem

Spleen der Engländer verwandt zu ſein ſcheint, beſteht in einer Anſchwellung der Leber und ich trug den Keim dazu in mir, ohne daß ich es wußte. Meine Mutter hat es gehabt und iſt daran geſtorben — auch ich werde daran ſterben, ſo wie wir alle an einem Uebel ſterben, das wir von der Stunde unſerer Geburt an im latenten Zuſtande in uns tragen. Jede Organiſation, auch die glücklichſte, trägt den Keim der Zerſtörung in ſich ſelbſt; bald iſt es ein körperliches Uebel, das auf Geiſt und Seele einwirkt, bald eine geiſtige Urſache, welche die Funktionen des Organismus ſtört.

Ob mich nun meine Galle melancholiſch gemacht, oder ob die Schwermuth meine Galle erregt hat (hierdurch könnte ein großes metaphyſiſches und pſychologiſches Räthſel gelöſt werden, was ich aber nicht unternehme), gewiß iſt, daß bedeutende Leberleiden bei Allen, die denſelben unterworfen ſind, eine tiefe Traurigkeit und Todesſehnſucht hervorbringen. Seit jenem erſten Ausbruch meines Uebels habe ich glückliche Jahre verlebt; aber wenn auch meine Verhältniſſe ſo waren, daß ſie mir Liebe zum Leben einflößen mußten, fühlte ich mich bei jedem Rückfall in meine Krankheit plötzlich vom Wunſche nach ewiger Ruhe erfüllt.

Aber wenn auch körperliche Leiden die Seele zu beirren vermögen, kann ſich dieſelbe gegen dieſen Einfluß doch immer wieder auflehnen, und zwar nicht ſowohl durch ihren Willen, der oft durch die Krankheit ſelbſt gelähmt iſt, ſondern durch ihre allgemeine Verfaſſung und durch die Kraft ihrer Ueberzeugungen. Seit ich nicht mehr an jenen bittern Zweifeln leide, in welchen die gefährliche Idee der Vernichtung zu einer unwiderſtehlichen Wolluſt wird; ſeit ich erkannt habe,

daß jene ewige Ruhe, von welcher ich vorhin ſprach, etwas Illuſoriſches iſt; ſeitdem ich mit einem Worte an ein ewigthätiges Leben glaube, werde ich nur ſelten von Selbſtmords-Gedanken heimgeſucht, und bin immer im Stande, ſie durch Nachdenken zu verſcheuchen. Und was die düſtern Gedanken irdiſchen Unglücks betrifft, die aus dem Leberleiden entſtehen, ſo kann ich auch dieſe nicht mehr ſo ernſthaft anſehen, als in Zeiten, wo ich noch nicht wußte, daß die Urſache derſelben in meiner Organiſation lag. Ich bin ihnen freilich noch immer unterworfen, aber ſie beherrſchen mich nicht mehr ſo wie früher, und ich ſtrenge mich an, die Schleier zu zerreißen, die ſich wie Gewitterwolken auf unſere Einbildungskraft niederſenken. Es iſt derſelbe eigenthümliche Zuſtand, in welchen uns zuweilen unſere Träume verſetzen. Wir ſagen uns inmitten der unangenehmen Erſcheinungen, die uns ängſtigen, daß wir ſchlafen und daß wir uns abmühen, um zu erwachen.

Die geiſtige, von allen körperlichen Einflüſſen unabhängige Urſache meiner Leiden habe ich ſchon genannt; ich werde ſie aber noch einmal nennen, denn ich ſchreibe für Alle, die ſo leiden, wie ich gelitten habe, und darum kann ich mich über dieſen Punkt niemals zu viel ausſprechen.

Ich lebte zu ſehr in mir ſelbſt, durch mich ſelbſt und für mich ſelbſt, obwohl ich nicht egoiſtiſch zu ſein glaubte. Wenn ich es aber auch nicht in dem engen, habſüchtigen und feigen Sinne des Wortes war, ſo war ich es doch in meinen Ideen und in meiner Philoſophie, wie das aus den „Briefen eines Reiſenden“ leicht erſichtlich iſt. Wir finden darin die ganze

Selbſtſucht der Jugend, die glühend, unruhig, eigenſinnig und mißtrauiſch oder mit einem Worte von Stolz erfüllt iſt.

Ja ich war ſtolz, und war es noch lange nachher. Bei vielen Gelegenheiten hatte ich vollkommen Recht, es zu ſein, denn dieſe Selbſtachtung war keine Eitelkeit. Ich bin mit einiger Vernunft begabt, und die Eitelkeit iſt eine Thorheit, die ich immer mit Schrecken geſehen habe. Es war auch nicht mein Ich als Perſönlichkeit, das ich zu achten und zu lieben begehrte, ſondern mein Ich als menſchliches Weſen, als Werk Gottes und als Ebenbild meiner Brüder, und ich widerſetzte mich dem Einfluſſe derer, die unſere ſittliche Würde verletzen, indem ſie ihre eigne Göttlichkeit leugnen und verſpotten.

Dieſen Stolz beſitze ich noch immer. Wenn man mir Etwas vorſchlägt oder einzuwenden ſucht, was ich mit der Würde des Menſchen unvereinbar finde, widerſetze ich mich mit einer Beharrlichkeit, die nur aus meinem Glauben entſpringt, denn mein Charakter beſitzt nicht die geringſte Energie. So iſt denn auch der Glaube zu etwas gut, da er oft das zu erſetzen vermag, was der Organiſation abgeht.

Aber es giebt auch einen thörichten Stolz in uns, der ſich im Verhältniß des Menſchen zur Gottheit ausſpricht. Je mehr wir uns geiſtig wachſen fühlen, je näher glauben wir Gott zu ſein — was freilich wahr iſt, aber ſo durch unſere Nichtigkeit bedingt wird, daß unſer Ehrgeiz ſich nicht mit dem geringen Fortſchritt begnügt; Gott zu begreifen verlangt und ſich entſchloſſen in ſeine Geheimniſſe einzudrängen ſucht. Sobald der blinde Glaube der geoffenbarten Religionen uns nicht mehr genügt wollen wir durch die

Kraft unſeres Verſtändniſſes zum Glauben gelangen, und wenn dies auch, meiner Ueberzeugung nach, unſer Recht und unſere Pflicht iſt, gehen wir doch gewöhnlich zu raſch und ungeduldig vorwärts. Wir Franzoſen beſonders ſuchen den Himmel mit eben der Gluth und Eile zu ſtürmen, wie eine feindliche Feſtung, und ſind unfähig, uns langſam ſchwebend auf den Fittigen einer beharrlichen Philoſophie und eines geduldigen Studiums zu erheben. Wir verlangen die Gnade, ohne demüthig zu ſein, d. h. wir verlangen Licht, Frieden und eine ungetrübte Gewißheit, ſobald aber unſere Schwachheit in irgend welchem Widerſpruch ein Hinderniß findet, ſind wir aufgebracht und der Verzweiflung nahe.

Dies iſt auch die Geſchichte meines Lebens, meines wirklichen Lebens; alles Andere iſt nur Zufall und äußerer Schein. Eine ſehr bedeutende Frau,*) von der ich ſpäter erzählen werde, ſchrieb mir kürzlich in Bezug auf Sainte-Beuve: „er hat ſich immer um göttliche Dinge gequält.“ Der Ausſpruch iſt gut und ſchön, denn ach! es iſt ein Marterweg, dies beſtändige Suchen nach abſoluter Wahrheit. Aber es iſt eine geringere Qual für Sainte-Beuve geweſen, als für mich, davon bin ich überzeugt; denn er war gelehrt, und ich hatte niemals Zeit oder Gedächtniß, oder auch nur die nöthigen Fähigkeiten beſeſſen, um die Art und Weiſe Anderer zu begreifen. Dieſe Wiſſenſchaft von den Werken der Menſchen iſt nun zwar nicht das göttliche Licht, ſie empfängt nur hier und da einen ſchwachen Abglanz deſſelben, aber ſie iſt der Leitfaden, der mir gefehlt hat, und der mir

*) Madame Hortenſe Albert.

immer fehlen wird, ſo lange ich genöthigt bin, von meiner Arbeit zu leben und ſo lange ich nicht wenigſtens einige Jahre dem Leſen und Nachdenken widmen kann.

Aber das wird nie der Fall ſein und ſo werde ich in dem Nebelgewölk ſterben, das mich umhüllt und bedrückt. Ich habe daſſelbe nur auf Augenblicke zu zerreißen vermocht, und mehr in Stunden der Begeiſterung, als in Stunden der Forſchung habe ich das göttliche Ideal geſehen, wie der Aſtronom den Körper der Sonne entdeckt, wenn die feurige Atmoſphäre zerreißt, die ſie umgiebt, um ſich gleich darauf wieder zu ſchließen. Wahrſcheinlich genügt dies flüchtige Sehen, wenn auch nicht für die allgemeine Erkenntniß der Wahrheit, ſo doch für die Erkenntniß, deren ich bedarf, und für die Befriedigung meines armen Herzens; es iſt genug für mich, um den Gott zu lieben, den ich im blendenden Licht der Ewigkeit ahne, und um die Sehnſucht nach dem Unendlichen zu nähren, die er mir eingeflößt hat, und die ein Hauch ſeines eignen Weſens iſt. Welchen Weg meine Seele auch immer einſchlagen mag, den der Ahnung oder des Wiſſens, der Poeſie oder des Gefühls, ſie wird ſicher zu ihm gelangen, und wenn mein Gedanke auch nur mit meinen Gedanken verkehrt, ſo hat er immer ein Theilchen der Gottheit gefunden.

Habe ich noch mehr auf die Fragen verwandter Seelen zu antworten? ich liebe, alſo muß ich glauben! ich fühle, daß ich Gott mit jener uneigennützigen Liebe angehöre, von der Leibnitz ſagt, daß ſie die einzig wahre iſt, weil ſie auf Erden nicht befriedigt werden kann. Denn die irdiſchen Weſen lieben wir nur aus dem Bedürfniſſe, glücklich zu ſein,

und wenn wir bei einigen, wie bei unſern Kindern, hauptſächlich das Glück des geliebten Gegenſtandes vor Augen zu haben glauben, ſo iſt dies doch im Grunde ganz daſſelbe, da ihr Glück zu unſerer Zufriedenheit nöthig iſt. Aber ich fühle, daß meine Schmerzen und Mühen die ewige Ordnung aller Dinge und die ſelige Klarheit des Schöpfers nicht zu erſchüttern vermögen; ich fühle, daß in dem Gange der äußern Ereigniſſe nichts geändert wird, um meine Leiden zu beenden, aber ich fühle auch, daß, wenn ich die Selbſtſucht in mir ertödte, die nach irdiſchen Freuden verlangt, eine himmliſche Seligkeit mein Herz durchdringt, und ein abſolutes, beglückendes Vertrauen meine Seele mit unbeſchreiblichem Wohlgefühl überſtrömt. Wie ſollte ich alſo nicht glauben, da ich empfinde?

Aber ich habe dieſe geheimnißvollen Freuden nur in zwei Perioden meines Lebens wahrhaft empfunden. In der Jugend im vielfarbigen Licht des katholiſchen Glaubens, und im reifern Alter, unter dem Einfluß einer aufrichtigen Ueberwindung aller meiner Selbſtſucht vor Gott. — Dies hält mich aber nicht davon zurück (ich wiederhole es nochmals), immerfort nach der Erkenntniß Gottes zu ſtreben, aber in Stunden, wo ich ihn nicht begreife, bewahrt es mich davor, ſein Daſein zu leugnen.

Obwohl mein Weſen manche Veränderung erlitten und alle Phaſen des Fortſchritts und Rückſchritts durchlebt hat, denen denkende Weſen unterworfen ſind, iſt es im Grunde immer daſſelbe geblieben, und iſt immer erfüllt von demſelben Bedürfniß, zu glauben, demſelben Drange nach Erkenntniß, und derſelben Freude am Lieben.

Die Katholiken, und ich habe deren mehrere sehr aufrichtig gläubige gekannt, haben mir zugerufen, daß eine der drei Grundbedingungen meines Seelenlebens die beiden anderen ertödten müßte. Der Wissensdrang ist ihrer Meinung nach der unerbittlichste Zerstörer des Glaubensbedürfnisses und der Liebesfreude.

Zuweilen haben sie recht, die gläubigen Seelen! Denn sobald wir dem Verlangen des Geistes die Pforte öffnen, werden die Herzensfreuden bitter getrübt oder für lange Zeit durch Stürme verweht. Aber ich füge hinzu, daß der Wissensdurst dem Menschengeiste angeboren und eine göttliche Begabung desselben ist, und daß wir ein Gesetz des Schöpfers verletzen, wenn wir dieser Fähigkeit die Ausübung versagen oder sie gar gewaltsam in uns zu ertödten suchen. Es giebt zwar kindlich-gläubige Gemüther, die keine Regungen ihres Geistes empfinden und Gott nur mit dem Herzen lieben, so wie es Menschen giebt, die ihres Gleichen nur mit den Sinnen lieben. Aber diese kennen nur eine unvollkommene Liebe und sind noch nicht so vollkommen, wie Menschen zu sein vermögen. Da sie ihre Schwachheit selbst nicht kennen, sind sie nicht verantwortlich dafür; aber sie werden strafbar, sobald sie ihre Schwäche fühlen oder ahnen und sich nicht bestreben, dieselbe zu überwinden.

Die Katholiken werden das, was ich eben gesagt habe, für Einflüsterungen des Hochmuthsteufels erklären. Ich erwidere ihnen darauf: „Ja, es giebt einen Hochmuthsteufel — ich bin bereit, Eure poetische Sprache zu reden — und dieser Teufel ist in Euch, wie in mir. Er regt sich in Euch und sucht Euch zu überzeugen, Euer Gefühl wäre so groß

und ſchön, daß Gott daſſelbe annähme, ohne den Kultus Eurer Vernunft zu begehren. Ihr ſeid trägen Herzens und wollt das Leid nicht auf Euch nehmen, in einem ernſten Suchen nach Erkenntniß dem Zweifel zu begegnen, und Eure Eitelkeit läßt Euch glauben, Gott würde Euch dies Leid erſparen, vorausgeſetzt, daß Ihr ihn wie ein Götzenbild anbetet. Das iſt Selbſtüberſchätzung! mögt Ihr auch mit Euch zufrieden ſein — Gott wird mehr verlangen.

„Der Teufel des Hochmuths! er iſt auch in mir, jedesmal wenn ich mich gegen die Leiden auflehne, die ich auf mich nahm, als ich der bequemen Blindheit des Glaubens entſagte. Er iſt beſonders beim Beginn meines Suchens in mir geweſen und hat mich einige Jahre lang mit Skepticismus erfüllt. Bei Euch war dieſer Hochmuthsteufel geboren, denn er entſtammte der katholiſchen Lehre; er verachtete meine Vernunft, ſobald ich Gebrauch davon machen wollte, und ſagte mir: Dein Herz allein iſt etwas werth, warum haſt Du es ſchmachten laſſen? Und ſo oft ich die Waffe zur Hand nahm, deren ich bedurfte, ſtumpfte er dieſelbe ab und warf ſie ins Dunkel zurück, indem er mich zu überzeugen ſuchte, daß ich mich nur auf mein Gefühl zu verlaſſen hätte.

„Alſo ſind die, welche Ihr Katholiken Freigeiſter zu nennen pflegt, nicht immer gar zu ſtolz auf ihre Vernunft, während Ihr zu jeder Zeit mit übermäßigem Hochmuth auf Eure Gefühle pocht.“

Aber das Gefühl ohne Vernunft thut eben ſo leicht das Böſe, wie das Gute. Das Gefühl ohne Vernunft iſt anſpruchsvoll, herrſchſüchtig, egoiſtiſch. Das Gefühl ohne Ver-

nunft war's, das mich mit fünfzehn Jahren dazu trieb, Gott mit einem gewiſſen frevelhaften Zorne die Stunden des Schmerzes und der Ermattung vorzuwerfen, in denen er mir ſeine Gnade zu entziehen ſchien. Und das Gefühl ohne Vernunft war es abermals, das mich in meinem dreißigſten Jahre mit Todesſehnſucht erfüllte und mich ſagen ließ: Gott liebt mich nicht und kümmert ſich nicht um mich, denn er läßt mich ſchwach, unwiſſend und unglücklich auf der Erde.

Ich bin noch immer unwiſſend und ſchwach, aber ich bin nicht mehr unglücklich, weil ich nicht mehr ſo hochmüthig bin, wie damals. Ich habe erkannt, wie unbedeutend ich bin, und daß aus der Vereinigung von Vernunft, Gefühl und Inſtinkt ein ſo beſchränktes Weſen und eine ſo geringe Thatkraft entſpringt, daß wir zu der chriſtlichen Demuth gelangen müſſen, die ſich ſelbſt geſteht: ich fühle tief, ich begreife wenig, aber ich liebe ſehr. Der katholiſchen Rechtgläubigkeit aber ſollen wir entſagen, wenn ſie behauptet, daß ſie fühlen und lieben will, ohne zu begreifen. Es iſt erreichbar, daran zweifle ich nicht, aber es genügt nicht, um den Willen Gottes zu erfüllen, der verlangt, daß der Menſch ſo viel begreife, als er zu begreifen vermag.

Sich beſtreben, Gott zu lieben, indem wir ihn verſtehen, und ſich beſtreben, Gott zu verſtehen, indem wir ihn lieben; ſich beſtreben, zu glauben, was wir nicht begreifen, zugleich aber nach Erkenntniß ſtreben, um beſſer glauben zu können, das iſt der Inbegriff von Leibnitz' Lehre, und Leibnitz iſt der größte Theolog der aufgeklärten Jahrhunderte. Seit zehn Jahren habe ich ſeine Bücher nicht einmal aufgeſchlagen, ohne in den Blättern, die für Alle verſtändlich ſind, die ge-

ſundeſte Belehrung für den Menſchengeiſt zu finden; eine Lehre, die zu befolgen ich mich mehr und mehr befähigt fühle.

Wegen dieſes Kapitels bitte ich bei Allen um Verzeihung, die ſich nie „um göttliche Dinge gequält haben“. Ich glaube, daß dieſe in der Mehrzahl ſind, und ſo wird mein Eingehen auf religiöſe Ideen viele meiner Leſer gelangweilt haben. Aber da ich ſie gleich vom Anbeginn dieſes Werkes damit beläſtigte, haben ſie vielleicht das Leſen deſſelben ſchon längſt wieder aufgegeben.

Was mich übrigens mein Leben lang beim Schreiben meiner Bücher in eine gewiſſe Zwangloſigkeit verſetzt hat, war das Bewußtſein der geringen Popularität, die ſie finden konnten. Ich will damit nicht etwa ſagen, daß ſie ihrem Weſen nach in der ariſtokratiſchen Region der Geiſter hätten bleiben ſollen — im Gegentheil: ſie ſind beſſer von den Männern des Volkes, welche ein Gefühl für das Ideale in ſich tragen, geleſen und verſtanden, als von vielen Künſtlern, die ſich nur um das Poſitive kümmern. Aber im Volke, wie in der Ariſtokratie habe ich ſicherlich nur eine geringe Zahl zu befriedigen vermocht. Meine Verleger haben darüber geklagt. „Um Gotteswillen, nicht ſo viel Myſticismus!“ ſchrieb mir Buloz oft. Der Gute erwies mir die Ehre, in dem, was mich beſchäftigte, Myſticismus zu ſehen! Uebrigens dachten faſt alle ſeine Leſer wie er, daß ich immer langweiliger würde, und daß ich mich aus dem Gebiet der Kunſt entfernte, indem ich meinen Geſtalten das innerſte Leben meiner Seele verlieh. Es iſt möglich, daß ſie recht hatten, aber ich weiß nicht, wie ich es hätte machen ſollen,

um nicht mit dem Blute meines Herzens und dem Feuer meiner Seele zu ſchreiben.

In meiner Umgebung hat man oft über mich geſpottet, und das war mir ganz recht. Was kommt auch darauf an? ich ſelbſt hatte Stunden, in denen ich gern lachte, und nichts kann die Seele, die ſich mit abſtrakten Dingen beſchäftigt, mehr erfriſchen, als im Zwiſchenakt über ſich ſelbſt zu lachen. Ich habe, beſonders in meinem reifern Alter, mehr mit heitern als ernſten Menſchen gelebt, und ich liebe das unbefangene Gemüth, den fröhlichen Geiſt der Künſtler. Im gewöhnlichen Verkehr ſind ſie weit angenehmer, als beharrliche Grübler. Wenn man, ſo wie ich, halb Myſtiker iſt (ich bediene mich des Ausdrucks, den Buloz auf mich angewendet hatte) und halb Künſtler, iſt man nicht im Stande, mit den Jüngern der reinen Vernunft zuſammenzuleben, ohne die eigne Vernunft zu gefährden. Dahingegen muß man aber auch wieder, nach tagelangem ſüßem Vergeſſen aller Dogmatik, eine Stunde ſein nennen, um davon zu hören oder zu leſen.

So iſt es gekommen, daß ich Romane ſchreiben mußte, die theilweiſe den Einen gefallen und den Andern mißfallen, und dies iſt es auch, was unabhängig von dem Einfluß wirklicher Leiden, den Wechſel von Schwermuth und Heiterkeit in den „Briefen eines Reiſenden“ erklärt.

Ich nähere mich jetzt dem Augenblicke, wo ſich meinen Augen ein neuer Geſichtskreis, der der Politik erſchloß. Ich wurde auf dem einzigen für mich möglichen Wege, durch einen Einfluß des Gefühls, dahin geführt. Ich habe alſo

eine Herzensgeſchichte zu erzählen, die drei Jahre meines Lebens umfaßt.

Im September war ich nach Nohant zurückgekommen, ging nach Ablauf der Ferien mit meinen Kindern wieder nach Paris, und kam im Januar 1835 abermals nach Nohant, um einige Tage unter dem eignen Dache zu verleben. In dieſer Zeit ſchrieb ich den zweiten Brief aus der Sammlung des Reiſenden, und war dabei zwar nicht in einer ganz ſo düſtern Stimmung, wie beim Beginn des Buches, aber doch immer noch traurig genug. Den Februar und März verlebte ich in Paris, und im April war ich abermals in Nohant.

Dies Kommen und Gehen machte mich körperlich und geiſtig müde, und ich fühlte mich nirgends wohl. Und doch war manche gute Regung in meiner Seele, wie die verzweiflungsvollen Briefe mir beweiſen; aber während ich mich mühte, die Annehmlichkeiten meines frühern Lebens in Nohant wiederzufinden, drängten ſich mir dort ſo viele Widerwärtigkeiten auf, und überdies war mein Herz durch geheimen Kummer ſo verwirrt und zerriſſen, daß ich plötzlich das Bedürfniß fühlte, mich zu entfernen. Wohin ich gehen wollte, wußte ich nicht; nur fort, ſo weit als möglich fort! um vergeſſen zu werden, und ſelbſt zu vergeſſen. Ich fühlte mich krank, zum Tode krank. Schlaf hatte ich gar nicht mehr, und zuweilen ſchien es mir, als wäre meine Vernunft nahe daran, mich zu verlaſſen. Ich hatte mir ein heitres Bild von dem Zuſammenleben mit meinem Töchterchen entworfen, aber ich ſah ein, daß ich für den Augenblick der Freude entſagen mußte, ſie ſelbſt zu erziehen. Ihre

Natur war von der ihres Bruders ganz verſchieden; mein ruhiges Leben war ihr eben ſo widerwärtig, wie es Moritz gefiel, und ſie fühlte ſchon damals das Bedürfniß lebhafter, der Energie ihres Weſens angemeſſener Zerſtreuungen. Ich brachte ſie nach Nohant, um ihre Entwicklung ohne Kriſis zu fördern; aber als ſie ſich genöthigt ſah, in meine Manſarde zurückzukehren, und als ſie nicht mehr ein halbes Dutzend Dorfkinder zu Gefährten ihrer wilden Spiele hatte, verwandelte ſich die unterdrückte Kraft ihres Körpers in offnen Widerſtand. Aber das Kind war ſo drollig in ſeiner Ungezogenheit, daß es von meinen Freunden auf das Entſetzlichſte verzogen wurde, und daß ich ſelbſt, zu einer beharrlichen Strenge unfähig und überdies durch eine blinde Zärtlichkeit für die erſte Kinderzeit beſiegt, durchaus nicht wußte, wie ich ſie beherrſchen ſollte oder könnte.

Ich hoffte, daß ſie ruhiger und glücklicher ſein würde, wenn ſie mit andern Kindern und in Verhältniſſen lebte, in denen die gemeinſame Disciplin unabhängigen Naturen das Gehorchen weniger ſchwer erſcheinen läßt. Ich verſuchte, ſie in eins der niedlichen Erziehungsinſtitute im Quartier Beaujou in Penſion zu thun, inmitten jener ruhigen, heitern Gärten, die nur dazu beſtimmt ſcheinen, von hübſchen, kleinen Mädchen bevölkert zu werden. In den Fräulein Martin fand ich ein Paar gute Engländerinnen, die für ihre Zöglinge wahrhaft mütterlich beſorgt waren, und da dieſe Zöglinge nur acht an der Zahl waren, konnten ſie auf's Beſte gepflegt und überwacht werden.

Mein dickes Töchterchen fühlte ſich bei dieſer neuen Lebensweiſe ſehr wohl und zufrieden, und ſie begann ſich

in der Geſellſchaft ihrer Geſpielinnen etwas zu verfeinern; dagegen blieb ſie noch längere Zeit gegen Alle, die nicht zur Penſion gehörten, ziemlich ungezogen, am meiſten gegen meine Freunde, denen es zu viel Spaß machte, ſich den Launen der kleinen Perſon zu unterwerfen. Sie hatte ihnen gegenüber ein ſehr originelles und drolliges Benehmen, war klug genug, um zu begreifen, daß ſie gewonnen Spiel hätte, ſobald ſie Lachen erregte, und überließ ſich nun ganz ihrem Uebermuthe. Emanuel Arago, dieſer gute, ältere Bruder, den ſie noch ſchnöder behandelte als Moritz, und der ſelbſt noch kindlich genug war, um ſich darüber zu amüſiren, war vorzugsweiſe zu ihrem Opfer erkoren. Eines Tages, als ſie ſich ſehr liebenswürdig gegen ihn benommen hatte, und die Freundlichkeit ſo weit trieb, ihn bis an die Gartenthür der Penſion zurückzubegleiten, fragte er ſie: „Solange, was ſoll ich Dir mitbringen, wenn ich wieder komme?“ — „Nichts,“ gab ſie zur Antwort; „aber Du könnteſt mir einen großen Gefallen thun, wenn Du mich lieb hätteſt.“ — „Sag nur was? ich will es thun.“ — „Nun gut, mein Junge, Du ſollſt mich nie wieder beſuchen.“

Ein ander Mal, als ſie bei mir war und ſich etwas unwohl fühlte, hatte der Arzt verordnet, daß ſie ſpazieren gehen ſollte. Sie fuhr gutwillig mit Emanuel fort nach dem Garten des Luxembourg, aber unterwegs fiel es ihr ein, daß ſie nicht zu Fuß gehen wollte. Emanuel, dem ich aufgetragen hatte, unerbittlich zu ſein, blieb feſt und erklärte ihr, daß es nicht Sitte wäre, im Luxembourg ſpazieren zu fahren. Sie ſchien ſich dieſem Grunde zu fügen, aber als ſie an das Gitter kamen, und er ſie in ſeine Arme

nahm, um ſie aus dem Wagen zu heben, bemerkte er, daß ſie keine Schuhe an den Füßen hatte. Sie hatte dieſelben unterwegs geſchickt ausgezogen und aus dem Fenſter geworfen. „Nun magſt Du zuſehen," ſagte ſie, „ob Du mich barfuß ſpazieren führen kannſt."

Oft, wenn ich mit ihr ausging, fiel es ihr ein, plötzlich ſtehen zu bleiben, und ich konnte ſie dann weder dazu bringen, weiter zu gehen, noch in einen Wagen zu ſteigen, was dann immer einen Zuſammenlauf von Menſchen verurſachte. Sie war ſchon ſieben oder acht Jahre alt, als ſie mir ſolche Streiche ſpielte, und es kam vor, daß ich ſie mit Gewalt von der Hausthür bis in meine Manſarde tragen mußte, was gerade keine geringe Aufgabe war. Das Schlimmſte war, daß dieſe wunderlichen Launen keinen Grund hatten, den ich vorher errathen oder nachher ermitteln konnte. Sie ſelbſt vermag ſich noch heutigen Tags keine Rechenſchaft davon zu geben. Es war gleichſam ein inſtinktmäßiges Widerſtreben gegen die Unterwerfung unter fremden Willen, und mir war es ganz unmöglich, dieſen unbegreiflichen Starrſinn durch Strenge zu brechen.

Darum entſchloß ich mich denn auch, mich auf einige Zeit von ihr zu trennen; aber obwohl es mir klar wurde, daß ſie ſich lieber der allgemeinen Regel, als dem beſondern Befehl unterwarf, und daß ſie ſich in der Penſion ganz glücklich fühlte, war es doch für mich ein tiefer Schmerz, daß ſie das Glück ihrer Kindheit nicht von mir empfing. Dies beſtimmte mich nur noch mehr dazu, ſie trotz aller meiner guten Vorſätze noch mehr zu verziehen.

Moritz war dagegen ganz anders. Er wollte und konnte

nur in meiner Nähe leben. Meine Manſarde war das Paradies ſeiner Träume, wenn wir uns Abends trennen mußten, ſtrömten ſeine Thränen immer auf's Neue, und ich ſelbſt fühlte mich gerade nicht ſtärker als er.

Meine Freunde tadelten mich wegen der übergroßen Schwäche gegen meine Kinder und ich fühlte wohl, daß dieſe Vorwürfe gerecht waren. Aber was ſollte ich thun? Ich nährte die Schwachheit, die mir das Herz zerriß, nicht mit Willen, ich ertrug die Qualen meiner mütterlichen Zärtlichkeit, die mich ebenſo peinigte, wie mich in anderer Beziehung mein Herz und mein Geiſt zu peinigen pflegten.

Planet rieth mir, einen großen Entſchluß zu faſſen, und mich wenigſtens auf ein Jahr aus Frankreich zu entfernen. „Ihr Aufenthalt in Venedig iſt Ihren Kindern zuträglich geweſen," ſagte er; „Moritz hat nur gelernt, ſo lange Sie fern von ihm waren, und das wird auch künftig ſo ſein. Solange, deren kräftige Organiſation ſich jetzt in einer Uebergangsperiode befindet, macht Ihnen unnöthige Sorgen, und indem Sie das Opfer ihrer Launen werden, gewöhnt ſie ſich daran, Sie leiden zu ſehen, und das taugt nichts für die Kleine. Sie ſind nicht glücklich, das iſt gewiß. Ihr Aufenthalt in Nohant iſt nur möglich, wenn Sie als Beſuch dort ſind. Schon jetzt iſt Ihr Gatte verdrießlich über Ihre Gegenwart, und die Zeit iſt nah, wo er zornig ſein wird. Sie ſelbſt ziehen ſich die äußern Unannehmlichkeiten ſo zu Gemüth, daß Sie ſich endlich noch eingebildete Leiden ſchaffen; Ihre Schriften beweiſen hinlänglich, daß Sie ſich ſelber quälen und Ihre Organiſation für die Leiden verantwortlich machen wollen, die Ihnen aus der

Vereinigung von Verhältniſſen erwachſen, welche freilich ſehr widerwärtig ſind, aber doch nicht ſo übermächtig, daß Ihr Wille ſie nicht zu überwinden oder umzugeſtalten vermöchte. Der Augenblick wird kommen, wo Sie dazu im Stande ſein werden, aber vorher müſſen ſie Ihre körperliche und geiſtige Geſundheit wieder erlangt haben, die zu verlieren Sie jetzt in Gefahr ſtehen. Sie müſſen ſich von dem Anblick der Dinge und Verhältniſſe, welche der Grund Ihres Kummers ſind, losreißen wiſſen, und müſſen ſich aus dem Kreislauf von Kränkungen und Schmerzen befreien. Gehen Sie fort, um in irgend einer ſchönen Gegend, wo Sie Niemand kennt, der Poeſie zu leben. Sie lieben die Einſamkeit; hier werden Sie derſelben immer beraubt werden — denn es iſt Täuſchung, wenn Sie glauben, jemals als Einſiedler in Ihrer Manſarde leben zu können; man wird Sie dort beſtändig belagern. Auf die Länge der Zeit iſt die Einſamkeit ſchädlich, aber es gibt Augenblicke, in denen ſie nothwendig iſt, und Sie befinden ſich in ſolchem Momente. Gehorchen Sie der Stimme Ihrer Neigung, fliehen Sie in die Weite! ich kenne Sie genug, um zu wiſſen, daß Sie nach einigen Tagen voll einſamer Träumerei gläubig zu uns zurückkehren werden — und ſind Sie erſt einmal ſo weit, dann ſtehe ich für Ihre Zufriedenheit ein."

Planet iſt immer ein vortrefflicher Seelenarzt für ſeine Freunde geweſen, und hat ſie immer durch die Aufmerkſamkeit, mit welcher er ſeine Rathſchläge prüfte, und den Eifer, mit welchem er uns das Verſtändniß unſeres Zuſtandes eröffnete, zu überzeugen gewußt. Viele unſerer Freunde begehen den Irrthum, uns nach ſich ſelbſt zu beurtheilen, eine

fertige Meinung über uns mitzubringen, die ſie dann auch durch keinen Einwand von unſerer Seite antaſten laſſen, ſo daß wir zu der Ueberzeugung kommen müſſen, daß ſie uns nicht verſtehen. Aber Planet, der ein Meiſter in der Kunſt des Tröſtens war, fragte auf das Genaueſte, bildete ſich kein Urtheil, bis er im Stande war, ſich ganz in die Seele des Anderen zu verſetzen, aber dann ſprach er ſich mit der größten Beſtimmtheit und Klarheit aus. Für Leute, die ihn nur oberflächlich kannten, war Planet der Typus der Einfachheit, ja ſogar der Bornirtheit, aber ſeine Freunde erkannten in ihm ein großes Herz und einen mächtigen Willen. Es iſt nicht ein Einziger unter uns — ich ſpreche von der Gruppe meiner Landsleute, die ſich in Paris zu einem Kreiſe vereinigt hatten, der ſich niemals trennt und dem auch ich angehörte — es iſt Keiner unter uns, der nicht mehr als einmal in ſeinem Leben den außerordentlichen Einfluß Planet's empfunden hätte, desjenigen von uns, der auf den erſten Blick ausſah, als müßte er von allen Anderen geleitet werden.

Auch ich ließ mich von Planet überreden, und nachdem ich meine Geſchäfte ſo geordnet hatte, daß ich über einige Mittel verfügen konnte, verließ ich Paris eines ſchönen Morgens, ohne von irgend Jemand Abſchied genommen zu haben und ohne Moritz meinen Plan zu vertrauen. Ich ging zuerſt nach Nohant, um meinen Freunden Lebewohl zu ſagen und um mit ihnen über das Schickſal meiner Kinder zu ſprechen, wenn mir etwa ein Unfall zuſtoßen ſollte. Ich beabſichtigte nämlich weit in die Ferne zu ziehen und den Weg nach dem Oriente einzuſchlagen.

Ich wußte freilich, daß meinen Freunden nicht die geringſte Autorität über meine Kinder zugeſtanden wurde, ſo lange dieſelben unmündig waren, aber ſie konnten doch immer einen ſanften Einfluß auf dieſelben ausüben. Ich hoffte ſogar, daß Madame Decerfz eine zweite Mutter für meine Tochter werden könnte, und ich wollte mein literariſches Eigenthum verkaufen, um ihr eine kleine Rente zur Beſtreitung der Erziehungskoſten zu ſichern (die Erlaubniß meines Mannes zu dieſer Uebereinkunft hoffte ich zu erhalten), und im Fall meine Tochter ſich verheirathete, ſollte die Rente auf ſie ſelbſt übertragen werden. Es war damals freilich nicht viel, aber genügte doch vollkommen, um die Koſten der Erziehung eines jungen Mädchens, auch in der beſten Penſionsanſtalt, zu decken. So reiſte ich denn nach Nohant, um dies Arrangement zu treffen, das jedenfalls nur, wenn ich ſterben ſollte, in's Leben zu treten beſtimmt war — auf alle Fälle wollte ich aber meine Freunde bitten, ſich meiner Kinder ſo viel als möglich anzunehmen und in ſteter Verbindung mit ihnen zu bleiben.

Aber ehe ich weiter gehe, muß ich von einem ſonderbaren Umſtande erzählen, der ſich im Winter 1835 zutrug.

Ich hatte im Berry eine liebenswürdige Freundin, mit der ich freilich noch nicht lange bekannt war, Madame Rozane B., die Frau eines Beamten, der ſeit einigen Jahren nach La Châtre verſetzt war. Sie war eine in jeder Hinſicht bedeutende Perſönlichkeit, von ausgezeichneter Schönheit und ſo liebenswürdig von Charakter, daß ſie bald ſo vertraut in unſerem Kreiſe war, als wenn ſie darin geboren wäre.

Als ich von Nohant nach Paris reiſte (ich glaube, es war im Januar), begleitete ſie mich, um einige Geſchäfte zu beſorgen, nahm für die Zeit ihres Aufenthalts eins meiner Zimmer an und blieb etwa vierzehn Tage bei mir.

Eines Morgens ſagte ſie, nachdem ſie Briefe aus Lyon von ihrer Familie erhalten hatte: „Man gibt mir hier wirklich einen ſehr ſonderbaren Auftrag. Eine angeſehene Familie bittet die meinige, ſich durch mich nach dem Leben und Treiben eines jungen Menſchen zu erkundigen, der ſich hier in Paris aufhält und deſſen Exiſtenz ſelbſt für ſeine Angehörigen räthſelhaft iſt. Wenn ich weiß, wie ich mich dabei benehmen ſoll, will ich gehängt ſein — ich habe ſeine Adreſſe, das iſt Alles!“

Sie entſchloß ſich, ihn um einen Beſuch zu bitten, um mit ihm von ſeinen Angehörigen zu ſprechen und ihn wo möglich über ſeine Pläne und Beſchäftigungen zu ſondiren. Ich ſtellte ihr meine Wohnung zur Verfügung.

Nachdem er bei ihr geweſen war, geſtand ſie mir, daß ſie Nichts erfahren und darum den jungen Mann gebeten hätte, wieder zu kommen, um mir vorgeſtellt zu werden. Sie rechnete darauf, daß ich ihn zum Sprechen veranlaſſen würde — ein Einfall, über den ich herzlich lachen mußte, denn wenn es unter der Sonne ein Weſen gibt, das unfähig iſt, Andere in Beichte zu nehmen, ſo bin ich das ſicherlich. Aber ich konnte Rozane nichts abſchlagen und ließ mir den geheimnißvollen jungen Menſchen vorſtellen. Sie ließ uns dann ſogar eine Weile allein, in der Hoffnung, daß er gegen mich weniger zurückhaltend ſein würde, als gegen ſie.

Von unſerer Unterredung weiß ich kein Wort mehr; ich weiß nur, daß ſie ſich auf allgemeine Intereſſen bezog, und ohne Rozane, die ſich genau an Alles erinnert, würde ich kaum wiſſen, welchen Eindruck der Beſuch auf mich gemacht hatte. Ihre Hülfe ſetzt mich jedoch in den Stand, hier das Urtheil zu wiederholen, das ich damals über ihn fällte. „Dieſer junge Menſch iſt höchſt liebenswürdig," ſagte ich, als er fortgegangen war; „ſein Geiſt iſt ſehr bedeutend und ſein Gewiſſen ſcheint mir vollkommen ruhig zu ſein. Wenn er reiſt und die Welt durchſtreift, thut er das nicht als untergeordneter Abenteurer, ſondern als politiſcher Abenteurer, als Verſchwörer. Er hat ſich der Familie Bonaparte geweiht, er glaubt an ihren Stern. Er glaubt doch überhaupt an etwas in der Welt; wie glücklich muß er ſein!"

Und ich hatte wirklich nicht ganz ſchlecht gerathen, denn dieſer junge Mann war Herr Fialin von Perſigny.

Als ich einige Tage in Nohant geweſen war, ging Fleury nach Bourges, wo Planet wohnte, der ein oppoſitionelles Blatt redigirte. Fleury ſchlug mir vor, ihn zu begleiten, um über meine Verhältniſſe und Pläne nicht allein mit unſerem treuen Freunde, ſondern mit dem von uns Allen verehrten Michel, dem berühmten Advokaten, zu ſprechen.

Und nun iſt es Zeit, daß ich von dieſem ſo verſchieden beurtheilten Manne erzähle, den ich genau gekannt zu haben glaube, obwohl das gar nichts Leichtes war. Um dieſe Zeit begann ich denn auch einen Einfluß zu empfinden, der im

Leben der Frauen gewiß zu den Seltenheiten gehört, der mir lange theuer war und doch plötzlich und vollständig aufhörte, ohne daß meine Freundschaft dadurch zerrissen wäre.

Achtes Kapitel.

Everard. — Sein Kopf, sein Gesicht, sein Wesen und seine Gewohnheiten. — Patrioten, welche Feinde der Reinlichkeit sind. — Ein nächtliches Gespräch. — Erhabenheit und Widersprüche. — Fleury und ich träumen zu derselben Zeit den nämlichen Traum. — Von Bourges nach Nohant. — Everard's Briefe. — Der April-Proceß. — Lyon und Paris. — Die Advokaten. — Die politisch-philosophische Pleiade. — Die Brücke der Saints-pères. — Fest im Schlosse. — Babouvistische Phantasmagorie. — Mein geistiger Zustand. — Sainte-Beuve verspottet mich. — Ein wunderliches Diner. — Ein Blatt aus Louis Blanc's Geschichte. — Everard's Krankheit und Visionen. — Ich will abreisen; einflußreiches Gespräch. — Everard zeigt sich voller Klugheit und Wahrheit. — Noch ein Auszug aus Louis Blanc. — Zwei verschiedene Ansichten unter den Vertheidigern. — Ich stimme mit Jules Favre überein.

Als ich Michel's Bekanntschaft machte, war ich noch voller Eifer für meine phrenologischen Studien und so war das Erste, was mir an ihm auffiel, die sonderbare Form seines Kopfes, der aussah, als ob er aus zwei zusammengeschweißten Schädeln bestände. Die Zeichen hoher geistiger Begabung waren eben so hervorragend am Vordertheil dieses mächtigen Schiffes, als es am Kiel die der edlen Instinkte waren. Schlußvermögen, Ehrfurcht, Idealität, Sorgsamkeit und Bildungsvermögen waren mit Familiensinn, Freundschaft, Anhänglichkeit und physischem Muthe verbunden, mit

einem Worte, Everard*) war eine bewunderungswürdige Organiſation. Aber er war krank und konnte unmöglich lange leben. Bruſt, Magen und Leber waren verletzt. Trotz ſeines mäßigen, einfachen Lebens war er zu Grunde gerichtet und dieſer herrlichen Vereinigung außergewöhnlicher Eigenſchaften und Anlagen fehlte der beſte Lebenshauch, die Triebkraft der menſchlichen Organiſation, die Geſundheit.

Es war gerade dieſer Mangel phyſiſchen Lebens, der mich auf's Innigſte rührte. Es iſt unmöglich, nicht ein zärtliches Intereſſe für eine große Seele zu fühlen, die wir im Kampfe mit der unvermeidlichen Urſache ihrer Zerſtörung ſehen, beſonders wenn dieſe glühende, kräftige Seele das Uebel beherrſcht, ſo daß es den Anſchein haben könnte, als ob ſie deſſelben vollſtändig Herrin wäre. Everard war erſt ſiebenunddreißig Jahr alt, aber auf den erſten Blick machte er den Eindruck eines kleinen, ſchmächtigen, kahlköpfigen und gebeugten Greiſes; die Zeit war noch nicht gekommen, wo er ſich zu verjüngen wünſchte, eine Perrücke trug, ſich nach der Mode kleidete und in Geſellſchaften ging. Ich habe ihn niemals ſo geſehen, denn dieſe Uebergangsperiode, die eben ſo raſch beendet war, wie ſie entſtand, hat er nicht in meiner Nähe durchlebt. Und ich bedauere dies gar nicht, es iſt mir lieber, ſein Bild ſo einfach und ernſt zu bewahren, wie ich ihn immer geſehen habe.

---

*) Ich werde ihn in dieſen Blättern immer bei dem Pſeudonym nennen, den ich ihm in den Briefen eines Reiſenden gegeben habe. Ich habe immer die Neigung gehabt, meine Freunde in meiner Weiſe zu nennen, ohne daß ich zu ſagen wüßte, warum ich ihnen dieſen oder jenen Namen gebe.

Auf den erſten Blick ſchien es alſo, als wäre Everard etwa ſechzig Jahr alt; ſobald man aber ſein ſchönes, bleiches Geſicht, ſeine herrlichen Zähne und ſeine kurzſichtigen Augen, deren ſanfter, reiner Ausdruck von einer häßlichen Brille verdeckt wurde, aufmerkſamer anſchaute, ſah man wohl ein, daß er kaum vierzig Jahre zählte und ſo hatte er denn die Eigenthümlichkeit, zu gleicher Zeit alt und jung zu erſcheinen.

Dieſes räthſelhafte Aeußere war nothwendigerweiſe das Reſultat großer Widerſprüche und Contraſte in ſeinem Inneren. Durch die Eigenthümlichkeiten ſeines Weſens unterſchied er ſich von allen anderen Menſchen. Er ſchien beſtändig dem Tode nah zu ſein, und doch war er auch unabläſſig von überſprudelnder Lebenskraft erfüllt, und oft war das Ausſtrömen derſelben ſo mächtig, daß es ſogar für den Geiſt, der ihn am meiſten bewundert hat, das heißt für den meinigen, ermüdend und niederdrückend wurde.

Auch in ſeinem äußeren Benehmen kamen die Widerſprüche ſeines Weſens in der auffallendſten Weiſe zu Tage. Er war von Geburt ein Bauer und hatte die Gewohnheit behalten, bequeme und dauerhafte Kleider zu tragen. Im Hauſe ſowohl wie beim Ausgehen erſchien er gewöhnlich in einem groben, unförmlichen Ueberrocke und in dicken Holzſchuhen. Ihn fröſtelte beſtändig, in jeder Jahreszeit und an allen Orten, aber da er über die Maßen höflich war, ließ er ſich durchaus nicht dazu bewegen, ſeinen Hut oder ſeine Mütze im Zimmer zu tragen. Er bat dann nur um Erlaubniß, ein Tuch umzunehmen, und zog drei bis vier Foulards aus ſeiner Taſche hervor, die er auf gut Glück

über einander band, im Feuer ſeiner Rede verlor, wieder aufnahm und zerſtreut wieder umknotete, und ſich ſo, ohne daß er es wußte, bald auf die wunderlichſte, bald auf die maleriſchſte Weiſe coiffirte.

Unter ſeiner groben Kleidung bemerkte man aber ein feines, immer blendend weißes Hemd, das von der geheimen Feinheit dieſes Hinterwäldlers Zeugniß gab. Einige kleinſtädtiſche Demokraten haben dieſen verſteckten Sybaritismus und dieſe Sorgſamkeit für ſeine Perſon getadelt. Sie waren ganz im Unrecht. Die Reinlichkeit iſt der Beweis einer umgänglichen Natur und eine Achtungsbezeugung für unſere Mitmenſchen, und es iſt thöricht, die raffinirte Reinlichkeit zu verdammen, denn eine halbe Reinlichkeit giebt es nun einmal nicht. Die Vernachläſſigung des Aeußeren, ein übler Geruch, ekelhafte Zähne, ſchmutzige Haare zeugen von unanſtändigen Gewohnheiten, die man ſicherlich Gelehrten, Künſtlern oder Patrioten nicht verzeihen darf. Man müßte ſie ihnen um ſo mehr zum Vorwurf machen und ſie dürften ſie ſich um ſo weniger erlauben, je mehr die Liebenswürdigkeit ihres Umgangs oder die Tiefe ihrer Gedanken uns anzieht. Es iſt kein Wort ſo ſchön, das nicht an Werth verlöre, wenn es von einem unſauberen Munde geſprochen wird, der uns Ekel verurſacht. Endlich bin ich auch überzeugt, daß die Vernachläſſigung des Körpers auf ähnliche Vernachläſſigungen in der Seele deutet, gegen welche der Beobachter immer auf ſeiner Hut ſein ſollte.

Das barſche Weſen, die Ungenirtheit und die herbe Aufrichtigkeit Everard's waren nur äußerer Schein und, wir müſſen es geſtehen, eine Ziererei in Gegenwart feindlich

geſinnter Perſonen oder ſolcher Leute, die ihm auf den erſten Blick mißfielen. Von Natur war er die Güte, Gefälligkeit und Anmuth ſelbſt, aufmerkſam auf den geringſten Wunſch, das geringſte Unbehagen derer, die er liebte, tyranniſch in ſeinen Worten, aber nachgiebig in ſeiner Zärtlichkeit, wenn man ſich nicht gerade gegen ſeine Theorien voll abſoluter Herrſchſucht empörte.

Dieſe Liebe zur Herrſchaft war übrigens nicht erkünſtelt. Sie war der Grund, das innerſte Weſen ſeines Charakters und ſeine Güte und ſeine väterliche Nachgiebigkeit wurde nicht im Geringſten dadurch beeinträchtigt. Er wollte Sklaven um ſich ſehen, aber nur um ſie glücklich zu machen, was gewiß ein guter und berechtigter Wunſch geweſen wäre, wenn er nur mit Schwächlingen oder hülfsbedürftigen Weſen zu thun gehabt hätte. Aber gewiß hätte er ſich bemüht, ſie zur Kraft zu erziehen, und dann hätten ſie, im Gefühl ihrer Sklaverei, das Glück verloren.

Dieſe einfache Wahrheit wurde ihm niemals klar, ſo wahr iſt es, daß die hellſten Geiſter durch eine Leidenſchaft getrübt werden können, die ihnen in gewiſſer Beziehung das gewöhnlichſte Licht entzieht.

Als ich in Bourges im Wirthshauſe angekommen war, ließ ich mir erſt etwas zu eſſen geben und ſchickte dann Planet zu Everard, um ihm zu ſagen, daß ich da wäre. Er eilte ſogleich zu mir, denn er hatte eben die Lelia geleſen und dies Werk hatte ihn lebhaft erregt. Ich erzählte ihm von allen meinen Bekümmerniſſen, von aller Traurigkeit und beſprach viel weniger meine Geſchäfte mit ihm, als meine Ideen. Er war gerade ſehr mittheilſam, und von

ſieben Uhr Abends bis vier Uhr Morgens wurden meine beiden Freunde ſowohl wie ich durch das Sprühen ſeines Geiſtes vollſtändig geblendet. Wir hatten uns um Mitternacht Adieu geſagt, aber da heller Mondenſchein war und eine herrliche Frühlingsnacht, ſchlug er uns einen Spaziergang durch die Stadt vor, die in ihrer ernſten Schönheit dazu gemacht ſcheint, im Schweigen der Nacht bewundert zu werden. Wir begleiteten ihn bis an ſein Haus; aber da wollte er uns nicht verlaſſen und führte uns wieder zurück und durch das Hotel von Jacques Coeur, ein bewunderungswürdiges Gebäude aus der Renaiſſance, in dem wir jedesmal eine lange Pauſe machten. Dann bat er uns, ihn abermals zu begleiten, ging wieder mit uns zurück und entſchloß ſich erſt uns zu verlaſſen, als der Morgen graute. Wir waren neun Mal denſelben Weg gegangen und man weiß, daß Nichts ermüdender iſt, als lebhaft ſprechend zu gehen und alle Augenblicke ſtehen zu bleiben. Aber die Wirkungen unſerer Anſtrengung fühlten wir erſt, als er von uns gegangen war.

Was hatte er uns nun aber während dieſes langen Beiſammenſeins geſagt? Alles und nichts. Er hatte ſich durch unſere „Reden" fortreißen laſſen, die wir nur hier und da einſchalteten, um ſeine Antworten hervorzurufen, ſo neugierig waren wir anfangs, und dann ſo begierig, ihm zuzuhören. Er hatte ſich von Idee zu Idee bis zu den erhabenſten Ahnungen der Gottheit aufgeſchwungen, und wenn er alle dieſe Räume durchmeſſen hatte, ſchien er vollſtändig verwandelt zu ſein. Ich glaube nicht, daß jemals beredtere Worte von menſchlichen Lippen gefloſſen ſind, und dieſe groß-

artige Sprache war immer einfach. Wenigſtens verſuchte ſie immer wieder natürlich und vertraulich zu werden, wenn ſie lächelnd den Höhen der Begeiſterung enteilte. Es war gleichſam eine ideenreiche Muſik, die unſere Seele bis zu der Betrachtung des Himmels erhob und uns dann wieder ohne Anſtrengung und Gewalt, durch ſanfte Modulationen zu den irdiſchen Dingen und zum Hauch der Natur zurückführte.

Ich will nicht verſuchen, das, was er uns ſagte, hier zu wiederholen. Meine „Briefe an Everard“ (Nummer ſechs der Briefe eines Reiſenden), welche gleichſam die wohlerwogenen Antworten auf die Anregungen ſeiner Predigt enthalten, können nur eine ſchwache Ahnung davon geben. Ich war der etwas paſſive Gegenſtand ſeiner naiven und leidenſchaftlichen Deklamationen. Planet und Fleury hatten mich vor ſeinen Richterſtuhl gefordert, um hier Rede zu ſtehen über meinen Skepticismus in Betreff aller irdiſchen Dinge und über den Hochmuth, der ſich thörichterweiſe zur Anbetung einer abſtrakten Vollkommenheit erheben und die armen Sterblichen, unſere Brüder, vergeſſen wollte. Da dies in mir eine mehr gefühlte als durchdachte Theorie war, ſtand ich nicht feſt in meiner Vertheidigung und widerſprach eigentlich nur, um noch mehr belehrt zu werden. Uebrigens fielen mir in ſeiner herrlichen Rede tiefe Widerſprüche auf und ich würde wohlgethan haben, ſie mir noch deutlicher zum Bewußtſein zu bringen. Aber es iſt angenehm und natürlich, ſich dem Zauber der Einzelnheiten zu überlaſſen, wenn ſie der ſchöne Ausdruck ſchöner Gedanken ſind, und es hieße ſich gegen ſich ſelbſt als Feind benehmen, wenn man den Strom derſelben durch Widerſpruch hemmen wollte.

Ich hatte nicht den Muth dazu, und auch meine Freunde hatten ihn nicht, obwohl der Eine, Planet, mit der vollkommen gesunden Vernunft begabt war, welche dem Genie die Spitze zu bieten vermag, und obwohl der Andre, Fleury, mit geheimem, instinktmäßigem Mißtrauen gegen die Poesie in den Argumenten erfüllt war.

Wir Alle wurden vollständig besiegt; und wie auch die Ueberzeugung des Mannes sein mochte, der zu uns geredet hatte — wir fühlten uns, als wir ihn verließen, so sehr über uns selbst erhoben, daß wir das Gefühl der Bewunderung und Dankbarkeit nicht durch Zweifel beeinträchtigen konnten und durften.

„Ich habe ihn niemals so gesehen," sagte Planet, „seit einem Jahre lebe ich an seiner Seite, aber ich kenne ihn erst seit diesem Abend. Er hat sich endlich für Sie vollständig offenbart; hat all' seinen Geist, all' sein Gefühl enthüllt. Entweder ist er sich heute zum ersten Male selbst klar geworden, oder er hat unter uns in sich verschlossen gelebt und hat sich gegen eine vollständige Hingebung gesträubt."

Von diesem Augenblicke an wurde Planet's Anhänglichkeit an Everard eine Art von Götzendienst, und so war es noch mit einigen Andern der Fall, die bis dahin an seinem Herzen gezweifelt hatten, nun aber daran glaubten, als sie sahen, daß er es mir erschloß. So brachte ich, ohne daß ich es wußte, eine wichtige Veränderung in Everard's Geistesleben und in den Verkehr mit einigen seiner Freunde. Es war eine große Annehmlichkeit in seinem Leben, aber

war es ein wirkliches Glück? Es iſt für Niemand gut, mit zu blinder Zärtlichkeit geliebt zu werden.

Nach einigen Stunden des Schlafes fand ich meinen Gallier (Fleury) in ziemlich angſtvoller Stimmung. Er hatte einen erſchreckenden Traum gehabt, und ich ſelbſt erſchrak, als ich ihn hörte; denn bis auf wenige Kleinigkeiten hatte ich ganz daſſelbe geträumt. Ein Wort, das Everard lachend ausgeſprochen hatte, mußte ſich, wie das häufig geht, in irgend einem Winkel unſeres Gedächtniſſes feſtgeſetzt haben, und war in unſern Traum übergegangen, obwohl es gerade einer der Ausdrücke war, die uns im Augenblicke, als ſie geſprochen wurden, nur wenig berührt hatten.

Es war ganz natürlich und erklärlich, daß ein Wort denſelben Gedanken erwecken, und in meinem Freunde und mir dieſelben Bilder der Phantaſie hervorrufen konnte. Und doch überraſchte uns im erſten Augenblicke die Gleichheit unſerer Traumgeſtalten im Laufe derſelben Stunden ſo ſehr, daß wir nicht weit davon entfernt waren, eine Ahnung oder eine Vorbedeutung darin zu ſehen, wie der Glaube des Alterthums.

Aber bald kamen wir wieder ſoweit, über unſere Beſorgniß zu lachen, vor Allem aber über die kindiſche Hitze, in welche Everard gerathen war, als ich mich lachend gegen Menſchenbeglückung durch Vermittelung der Guillotine ſträubte. Er glaubte kein Wort von dem, was er ſagte, und verabſcheute die Todesſtrafe im Gebiete der Politik. Aber er hatte conſequent ſein wollen bis zur Abſurdität — und nachher hätte er ſicherlich über ſeine eigne Heftigkeit gelacht, wenn wir von den Welten, die wir im Feuer unſerer Dis-

cuſſion durcheilten, wieder auf die „Kleinigkeit" einiger Köpfe mehr oder weniger zurückgekommen wären, die, wie er meinte, unſern Anſichten ohne Weiteres geopfert werden müßten.

Und doch hatten wir Recht, wenn wir uns ſagten, daß Everard nicht im Stande geweſen wäre, eine Fliege todtzuſchlagen, um ſein Utopien zu verwirklichen. Uebrigens war Fleury überraſcht von der dictatoriſchen Neigung ſeines Freundes, die ihm zum erſten Male klar geworden war, als ich demſelben mit meinen Theorien individueller Freiheit entgegentrat.

Und dann — war es eine Folge des allegoriſchen Traumes, der uns Beide heimgeſucht hatte, oder die Beſorgniß zarter Freundſchaft, die Furcht, mich einem verderblichen Einfluſſe preisgegeben zu haben, indem man mir einen heilenden Einfluß verſprach? — gewiß iſt, daß der Gallier plötzlich unſere Abreiſe mit dem größten Eifer betrieb. Als wir den Wagen beſtiegen, hatte er mir verſprochen, am folgenden Morgen mit mir zurückzukehren, und als wir nach Bourges kamen, hatte ihn dieſes Verſprechen gereut. Jetzt fand er wieder, daß die Pferde nicht raſch genug angeſpannt wurden — er fürchtete gewiß, daß Everard kommen und uns zurückhalten könnte.

Everard war dagegen feſt überzeugt, uns noch zu finden, und wunderte ſich über unſere Flucht. Ich wurde zwar nicht durch unruhige Beſorgniß fortgetrieben, war aber feſt entſchloſſen, den Morgen noch fort zu gehen, und ſo ging ich denn auch mit meinem Gallier die Chauſſee entlang, und verhehlte ihm nicht, daß ich wohl in Everard's Worten ein

hohes Ideal geahnt hätte, aber daß ich erſt darüber nachdenken müßte, und vor Allem das Bedürfniß fühlte, mich von den Strömen ſeiner Beredſamkeit auszuruhen, die lange Zeit zu ertragen mein Weſen nicht geeignet war.

Aber es lag nicht in meiner Macht, die friſche Morgenluft und den Wohlgeruch der blühenden Birnbäume ungeſtört einzuathmen, denn die Ruhe meiner Träumereien war nicht nach dem Sinne meines Reiſegefährten. Er war für den Kampf, nicht für die Betrachtung geſchaffen, und er wollte ſeine Ueberzeugung aus den Kämpfen und aus der fortſchreitenden Entwicklung des Menſchengeſchlechts ſchöpfen. Er verſuchte nun zwar nicht, nach Everard als mein Lehrer aufzutreten, aber er predigte für ſich ſelbſt, ſuchte jedes Wort des Meiſters zu commentiren, beſtätigte oder verwarf, was ihm recht oder falſch erſchienen war, und da er ſelbſt ein ausgezeichneter Geiſt und ein aufrichtiges Herz war, konnte ich ihm nicht verſagen, während der achtzehn Lieues unſeres Weges von Everard, von Politik und Philoſophie mit ihm zu reden.

Auch Everard ließ mich nicht zu Athem kommen; kaum hatte ich mich etwas von meiner Fahrt ausgeruht, als ich beim Erwachen einen Brief von ihm bekam, der ganz von dem Hauche jenes Proſelytismus durchglüht war, den er ſchon während unſerer nächtlichen Wanderung zwiſchen den großen Gebäuden und auf dem wiederhallenden Steinpflaſter der alten, ſchlafenden Stadt erſchöpft zu haben ſchien. Seine Handſchrift war anfangs ganz unleſerlich und ſchien gleichſam vom Fieber der Ungeduld geſchüttelt. Aber ſobald man das erſte Wort entziffert hatte, ging alles Uebrige von

ſelbſt. Sein Styl war eben ſo gedrängt, wie ſeine Rede weitſchweifig war, und da er mir ſehr lange Briefe ſchrieb, waren ſie ſo von nicht entwickelten Gedanken erfüllt, daß man nach dem Leſen eines ſolchen Briefes den ganzen Tag darüber nachzudenken hatte.

Dieſe Briefe folgten ſich mit großer Schnelligkeit und ohne daß Everard auf meine Antwort wartete. Dieſer feurige Geiſt verlangte danach, ſich des meinigen zu bemächtigen, und alle ſeine Fähigkeiten waren auf dies Ziel gerichtet. Die trotzige Beſtimmtheit und die zarte Ueberredungsgabe, welche die Grundelemente ſeines außerordentlichen Talentes bildeten, unterſtützten ſich gegenſeitig, um alle Hinderniſſe des Mißtrauens oder der Zurückhaltung bald durch glühende Zornesausbrüche, bald durch die höchſte Schonung zu überwinden. Und doch bot dieſe herrſchſüchtige, ungewöhnliche Art und Weiſe, die alle Gebräuche und Rückſichten mit Füßen trat, um ſich als Beherrſcher der Seelen und als begeiſterter, glaubensvoller Apoſtel hinzuſtellen, durchaus keinen Anlaß zum Spott, und verfiel niemals, auch nur für einen Augenblick, in's Lächerliche, ſoviel perſönliche Beſcheidenheit, religiöſe Demuth und achtungsvolle Zärtlichkeit lag in ſeinen Ausbrüchen des Zornes ſowohl, wie in ſeinen Ausbrüchen des Schmerzes.

„Ich weiß es wohl," ſagte er mir nach einem jener lyriſchen Gefühlsergüſſe, in denen er mich gewöhnlich mit Du anzureden pflegte; „ich weiß es wohl, daß das Leiden Deines Geiſtes aus irgend einem großen Herzenskummer entſpringt. Die Liebe iſt eine egoiſtiſche Leidenſchaft — aber ergieße dieſe brennende, aufopferungsfähige Liebe,

welche niemals ihren Lohn in dieſer Welt erlangen wird, über das ganze Menſchengeſchlecht, das in Leid und in Irrthum befangen iſt. Nicht ſo viel Sorge für ein einzelnes Weſen: keines derſelben iſt ihrer würdig, aber Alle zu einem großen Ganzen vereinigt, können im Namen des ewigen Schöpfers der Welten darauf Anſpruch machen."

Dies iſt das Reſumé des Themas, das er in der erwähnten Reihenfolge von Briefen entwickelte, und worauf ich mit wechſelnden Gefühlen antwortete, indem das leiſe Mißtrauen, das ich Anfangs empfand, ſich endlich in vollkommnen Glauben verwandelte. Man könnte dieſe „Briefe an Everard," die faſt unmittelbar aus ſeinen Händen in's Publikum übergegangen ſind, die flüchtige Analyſe einer raſchen Bekehrung nennen.

Dieſe Bekehrung war in gewiſſem Sinne eine ganz vollſtändige, in anderer Hinſicht dagegen ſehr unvollkommen, die Folge meiner Erzählung wird dies weiter erklären.

Damals herrſchte eine große Aufregung in Frankreich; die Monarchie und die Republik waren in Begriff, ihren höchſten Einſatz in dem großen Proceſſe zu wagen, den man den Monſtre-Proceß genannt hat, obwohl er durch eine Reihenfolge von Geſetz-Verletzungen, welche die Machthaber ſich zu ſchulden kommen ließen, an der völligen Entwickelung ſeiner Bedeutſamkeit ſowohl, wie ſeiner Ausdehnung gehindert wurde.

Es war kaum möglich, in dieſem ungeheuern Kampfe neutral zu bleiben, der mehr den Anſchein einer allgemeinen Proteſtation, als den einer Verſchwörung annahm und woran ſich alle Geiſter betheiligten, indem ſie ſich bald dem

einen, bald dem andern Heere einreihten. Die Urſache dieſes Proceſſes, die Ereigniſſe in Lyon, hatte einen ſocialiſtiſchen Charakter und ein allgemeiner verſtändliches Ziel gehabt, als die Unruhen, die früher in Paris ſtattgefunden hatten. Hier war es, wenigſtens dem Anſchein nach, nur darauf angekommen die Regierungsformen zu ändern. Dort war die Frage über die Organiſation der Arbeit mit der Frage des Arbeitslohnes zugleich erhoben und war vollſtändig begriffen. Das Volk, das an andern Orten durch politiſche Anführer angeſtachelt und in gewiſſer Beziehung mit fortgeriſſen war, hatte in Lyon eben dieſe Führer in einen bedeutſamen und fürchterlichen Kampf hineingezogen. Nach den Metzeleien von Lyon war es für lange Zeit unmöglich, durch Bürgerkrieg eine für die Demokratie günſtige Löſung zu erreichen. Die Regierung beſaß die Macht der Kanonen und der Bajonette und nur die Verzweiflung konnte fortan im Kampfe ein Ende ihrer Leiden und Entbehrungen ſuchen. Gewiſſen und Vernunft forderten zu andern Verſuchen auf, zum Fortſchreiten durch Ueberzeugung und Discuſſion, der Wiederhall des öffentlichen Wortes ſollte die öffentliche Meinung erſchüttern. Sobald ganz Frankreich einer Meinung war, konnte und mußte jene perfide Macht geſtürzt werden, jenes Provocations-Syſtem, welches die Politik Ludwig Philipp's begründet hatte.

Es war ein großartiger Wettkampf, eine einfache, aber umfaſſende Rechtsfrage konnte zu einer Revolution führen, ſie konnte zum wenigſten die Ariſtokratie zu einer Rückzugsbewegung zwingen, und ihr einen Damm entgegenſetzen, den ſie ſchwer zu brechen vermochte. Aber der Wettkampf

wurde durch die Demokratie ſchlecht ausgeführt; ſie mußte ſich zum Rückzuge bequemen und vor ihr wurde der Damm aufgerichtet.

Und doch ſchien es, als müßte dieſe Vereinigung von Talenten, die aus allen Enden Frankreichs herbeieilten, um die Intelligenz aller Provinzen zu vertreten, einen kraftvollen Widerſtand leiſten. Unſere Träume zeigten uns Anfangs in ihnen eine auserwählte Schaar, ein heiliges Heer, das unverwundbar ſein mußte, weil es eine durchaus homogene Maſſe darſtellte. Es handelte ſich darum, zu reden und zu proteſtiren, und faſt alle Kämpfer der Demokratie, welche in die Schranken berufen wurden, waren glänzende Redner oder gewandte Streiter.

Aber wir hatten vergeſſen, daß die bedeutendſten Advokaten vor allen Dingen Künſtler ſind, und daß Künſtler nur unter der Bedingung exiſtiren, ſich mit einander über gewiſſe Geſetze der Form zu verſtändigen, aber weſentlich in ihren Grundgedanken, in der innern Erleuchtung, in der Begeiſterung mit einem Worte, von einander abzuweichen.

Anfangs glaubte man noch in allen politiſchen Schlußfolgerungen übereinzuſtimmen, aber jeder zählte dabei auf ſeine eigenen Mittel; es würde ſchwer halten, Künſtler einer Disciplin zu unterwerfen und ſie an einen regelrechten Angriff zu gewöhnen.

Der Augenblick war nah, wo die Verſchiedenheit rein politiſcher und rein ſocialiſtiſcher Ideen zwiſchen den Bekennern der Demokratie tiefe Abgründe öffnen ſollte. Uebrigens hielt man in Paris noch immer zuſammen im Kampfe gegen den gemeinſamen Feind. Man war in dieſer Be-

ziehung ſogar beſſer mit einander einverſtanden, als ſeit langer Zeit. Die Phalanx der Advokaten aus der Provinz hatte ſich, obwohl ſie auf dem Fuße der Gleichheit mit Allen ſtand, in zärtlicher Verehrung um eine Gruppe von Berühmtheiten geſchaart, in welcher wir die glänzendſten Namen der juriſtiſchen, politiſchen und philoſophiſchen Demokratie, ſowie ihrer Vertreter im Gebiete der Wiſſenſchaft und Literatur vereinigt finden: Dupont, Marie, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Armand Carrel, Buonarotti, Voyer-d'Argenton, Pierre Leroux, Jean Reynaud, Raspail, Carnot und viele Andere, deren Namen ſich ſpäterhin durch Opfermuth oder Talent glänzend bewährt haben. Neben dieſen ſchon berühmten Männern erſcheint ein damals noch unbekannter Name, der Name Barbès, welcher dieſer auserwählten Schaar in den Augen der Geſchichte einen eben ſo heiligen Charakter verleiht, wie Lamennais, Jean Reynaud und Pierre Leroux. Obwohl ihm der Glanz der Wiſſenſchaft mangelte, hat ſich Barbès unter den Größten durch ſeine Tugend groß gezeigt.

Ich ſagte, daß Anfangs Alle mit einander übereinzuſtimmen glaubten; auch ich glaubte mit Everard einverſtanden zu ſein, und wähnte, daß er es ebenſo mit ſeinen Freunden wäre. Aber das war ein Irrthum; die Meiſten, die ihm aus der Provinz gefolgt waren, waren höchſtens Girondiſten, obwohl ſie ſich einbildeten, Montagnards zu ſein.

Aber Everard hatte noch Keinem, mir ebenſowenig wie den Andern, ſeine geheime Lehre offenbart. Sein Verlangen nach Mittheilung wurde durch eine große Klugheit

im Zaume gehalten, die in Betreff ſeiner Ideen zuweilen bis zur Liſt ging. Er glaubte zu einer Gewißheit gelangt zu ſein, und da er wohl fühlte, daß ſie über das revolutionäre Verſtändniß ſeiner Jünger hinausging, ſuchte er ſie ganz allmählig in den Geiſt der Lehre einzuweihen, ohne ihr Weſen vollſtändig zu enthüllen.

Indeſſen war mir doch zuweilen etwas Zurückhaltendes oder einiger Widerſpruch in ihm aufgefallen; hier und da fand ich Lücken oder etwas Verheimlichtes, was den Andern entging, mich aber quälte. Ich ſprach mit Planet darüber, der nicht weiter eingedrungen war, als ich, und der ebenfalls durch Zweifel beunruhigt, die Gewohnheit hatte, bei jeder Gelegenheit und oft ſogar, wenn von Stiefeln die Rede war, zu ſagen: „Meine Freunde, es iſt Zeit, die ſociale Frage in Anregung zu bringen!“

Der gute Planet ſagte das auf ſo komiſche Weiſe, daß ſein Vorſchlag gewöhnlich mit allgemeinem Gelächter aufgenommen wurde, und daß ſeine Worte in unſerm Kreiſe förmlich zum Sprüchwort geworden waren. Wir ſagten, „laßt uns die ſociale Frage vornehmen,“ um damit auszudrücken, „wir wollen zum Eſſen gehen“ — und wenn uns irgend ein Schwätzer langweilte, nahmen wir uns vor, ihm die „ſociale Frage“ vorzulegen, um ihn damit in die Flucht zu jagen.

Aber Planet hatte recht; ſelbſt in ſeiner ausgelaſſenen Fröhlichkeit wußte ſein geſunder Sinn das Rechte zu finden.

Eines Abends, als wir im Théâtre Français geweſen waren, und um das herrliche Wetter zu genießen, Everard nach ſeiner Wohnung begleiteten, die nicht weit von der

meinigen lag (er hatte ſich am Quai Voltaire einquartiert), wurde die ſociale Frage ernſthaft beſprochen. Ich hatte immer für das geſtimmt, was man damals die „Gleichheit des Beſitzes“ oder auch die „Theilung der Güter“ nannte; der einfache Begriff der Aſſociation, der erſt ſpäter populär geworden iſt, war mir noch fremd. Die rechten Benennungen dringen gewöhnlich zu ſpät in die Menge; der Socialismus mußte erſt beſchuldigt werden, die Wiederaufnahme des agrariſchen Geſetzes mit allen ſeinen gewaltſamen Conſequenzen zu erſtreben, ehe er ſich bemühte, ſeine Zwecke in deutlichen Formeln auszuſprechen.

Ich hatte übrigens dieſe Vertheilung der irdiſchen Güter ganz ſinnbildlich verſtanden; ich ſah darin nur den allgemeinen Genuß der Güter, auf welche alle Menſchen Anſpruch haben, und war nicht im Stande, mir eine Zerſtückelung des Eigenthums zu denken, welche die Menſchen nur unter der Bedingung glücklich zu machen im Stande war, wenn ſie zugleich grauſam wurden. Aber wie groß war meine Verwunderung, als Everard von meinen und mehr noch von Planet's Fragen gedrängt, uns endlich ſein Syſtem erörterte.

Wir waren auf der Brücke des Saints-Pères ſtehen geblieben; im Schloſſe war Ball und Concert und man ſah den Wiederſchein der Lichter auf den Bäumen des Tuilerien-Gartens. Zuweilen hörten wir die Klänge der Muſik, die gleichſam in der von Blüthenduft erfüllten Luft verſchwammen und alle Augenblicke durch das Rollen der Wagen auf dem Carrouſſel-Platze übertönt wurden. Die Einſamkeit der Quais, die Stille und Regungsloſigkeit auf der Brücke contraſtirten

mit jenem fernen Getön und jener unſichtbaren Bewegung. Ich war in Träumereien verſunken, hörte nicht mehr auf den Gang des Geſpräches, ich kümmerte mich nicht mehr um die ſociale Frage, ſondern genoß die liebliche Nacht, die unbeſtimmten Melodien und den ſanften Glanz des Mondes, der ſich mit dem ſchimmernden Licht des königlichen Feſtes vereinigte.

Ich wurde meiner Betrachtung durch Planet's Stimme entriſſen, die neben mir ſagte: „Sie begeiſtern ſich alſo am alten Buonarotti, lieber Freund, und werden bis zum Babouvismus gehen.“ — „Wie! was ſoll das heißen?“ rief ich ganz verwundert. „Sie wollen dies veraltete Zeug wieder heraufbeſchwören? Sie haben das Werk Buonarotti's bei mir liegen laſſen, ich habe es geleſen, es iſt ſchön. Aber dieſe Mittel und Wege konnten ſich dem verzweifelten Gemüthe der Männer jener Zeit, am Tage nach Robespierre's Sturz, wohl aufdrängen. Heut zu Tage würden ſie unſinnig ſein, und jedenfalls ſind dies nicht die Wege, die ein civiliſirtes Zeitalter zu verfolgen wünſcht.“ — „Die Civiliſation!“ rief Everard zornig, indem er mit ſeinem Stocke auf die eiſernen Baluſtraden der Brücke ſchlug. „Ja! das iſt nun einmal das große Wort aller Künſtler! die Civiliſation! Ich ſage Euch, ehe Eure verderbte Geſellſchaft verjüngt und erneuert werden kann, muß dieſer ſchöne Strom von Blut geröthet ſein, dieſer verfluchte Palaſt muß ein Aſchenhaufen werden, und die ungeheure Stadt, in welche Eure Augen jetzt niederblicken, ein nackter Strand, auf welchem die Kinder des Armen mit der Pflugſchaar gehen und ihre Hütte aufbauen!“

Und ſo ging unſer guter Advokat immer weiter; mein ungläubiges Lachen feuerte ihn nur noch mehr an, und er erging ſich in einer gräßlichen und glänzenden Deklamation gegen die Niederträchtigkeit der Höfe, die Verderbniß der großen Städte, den auflöſenden und ſchwächenden Einfluß der Künſte, des Luxus, der Induſtrie, mit einem Worte der Civiliſation. Es war ein Aufruf an Feuer und Schwert; ein Fluch über das gefallene Jeruſalem; eine apokalyptiſche Prophezeiung. Und nach dieſen düſtern Bildern ſchilderte er die Welt der Zukunft, wie er ſie in jenem Augenblicke dachte: das Ideal des ländlichen Lebens, die Sitten des goldenen Zeitalters, das irdiſche Paradies, das durch den Machtſpruch einer Fee auf den noch rauchenden Trümmern der alten Welt erblüht war.

Da ich immer zuhörte, ohne zu widerſprechen, hielt er plötzlich inne, um mich zu befragen. Die Schloßuhr ſchlug gerade Zwei. „Seit zwei Stunden haſt Du nun Tod und Verderben gepredigt," ſagte ich ihm; „ich glaubte den alten Dante zu hören, wie er eben ſeine Höllenfahrt beendigt hat. Warum unterbrichſt Du Dich nun, da ich mich an der Symphonie paſtorale erquicke?"

„Alſo weißt Du nichts zu thun, als meine elende Beredſamkeit zu bewundern!" rief er zornig aus. „Du erfreuſt Dich an Phraſen, Worten und Bildern! Du hörſt mich an, wie ein Gedicht, oder wie ein Orcheſter, und einen andern Eindruck macht meine Rede nicht — ſie iſt nicht im Stande, Dich zu überzeugen!"

Und nun verſuchte auch ich, aber ohne alle Kunſtfertigkeit, die Sache der Civiliſation zu vertreten, beſonders die

Sache der Kunſt. Und angeſtachelt durch ſeine ungerechte Verachtung, wollte ich auch die Menſchheit vertheidigen, mich an den Verſtand meines grimmigen Lehrers wenden, an die Sanftmuth ſeines Charakters, an die Zärtlichkeit ſeines Herzens, deſſen tiefes, leicht erregtes Gefühl ich kannte — aber Alles war vergebens. Er hatte ſein Schlachtroß beſtiegen, das ihn in alle Viſionen forttrug, und war ganz außer ſich. Er ging laut redend den Quai hinunter, zerſchlug ſeinen Stock an den Mauern des alten Louvre und ſtieß ſo „aufrühreriſche“ Reden hervor, daß ich nicht begreife, wie es kam, daß er nicht beachtet, angehört und von der Polizei feſtgenommen wurde. Er war auch der einzige Menſch in der Welt, der ſich ſolchen Excentricitäten hingeben konnte, ohne wahnſinnig zu erſcheinen, oder lächerlich zu ſein.

Dennoch wurde ich traurig dabei, kehrte ihm den Rücken, ließ ihn allein fortreden, und ſchlug mit Planet den Weg nach meiner Wohnung ein.

Auf der Brücke geſellte er ſich wieder zu uns. Er war zu gleicher Zeit wüthend und troſtlos, daß er mich nicht zu überzeugen vermochte. Er begleitete mich bis an meine Hausthüre, ſuchte mich auf der Schwelle derſelben noch zurückzuhalten, flehte mich an, ihm noch länger zuzuhören, und bedrohte mich, nie wieder zu mir zu kommen, wenn ich ihn jetzt verließe. Man hätte glauben können, wir wären in einem verliebten Streit begriffen, und es handelte ſich doch nur um die Lehre Babeuf's.

Nur darum handelte ſich's! Als ob das ſo gering geweſen wäre! Jetzt, nachdem unſere Ideen dieſe grauſame

Lehre überflügelt haben, mögen aufgeklärte Geiſter darüber lächeln. Aber ſie hat ihre Zeit in der Welt gehabt: ſie hat Böhmen im Namen von Johann Huß zum Aufſtande gerufen; ſie hat einen Einfluß auf die Ideale Jean-Jacques Rouſſeau's ausgeübt; ſie hat manches Gemüth in den revolutionären Stürmen des letzten Jahrhunderts verwirrt, und iſt ſogar in den geiſtigen Kämpfen des Jahres 1848 im Geiſte gewiſſer Klubbs zum Theil wieder erwacht. Sie hat mit einem Worte Secten gebildet, und da in allen Lehren, welche eine Neuerung erſtreben, leuchtende Wahrheiten und rührendes Suchen nach den Idealen verborgen ſind, hat ſie eine ernſte Prüfung verdient, und hat an den Bewegungen der Geſchichte Theil gehabt, ſeitdem ſie am Fuße des Blutgerüſtes entſtanden war, das, ſchon von ihrer eignen Hand verwundet, der enthuſiaſtiſche Gracchus und der ſtoiſche d'Arthé beſtiegen. *)

Als Emanuel Arago für Barbès 1839 plaidirte, ſagte er: Barbès iſt Babouviſt. Als ich ſpäter mit Barbès verkehrte, iſt es mir aber nicht vorgekommen, als ob er jemals in dem Sinne Anhänger dieſer Lehre geweſen wäre, wie Everard im Jahre 1835 war. Man irrt ſich leicht, wenn man, um den Glauben eines Menſchen zu bezeichnen, denſelben mit der Ueberzeugung eines Vorgängers identificirt. Auf dieſem Wege wird man überhaupt nie die Wahrheit finden, denn jede Lehre wird im Geiſte der Jünger

*) Cajus Gracchus Babeuf und Arthé ſtarben am 26. Mai 1797 auf dem Schaffot, nachdem ſie ſich Beide bei Vorleſung des Todesurtheils den Dolch in die Bruſt geſtoßen hatten.

Anmerk. des Ueberſetzers.

transformirt, und das um so mehr, wenn die Jünger den Meister überflügeln.

Ich will hier Babeuf's Lehre weder einer Analyse, noch einer Kritik unterwerfen. Ich will hier nur ihre möglichen Resultate zeigen, und da Everard, der inconsequenteste aller genialen Männer in Betreff seines ganzen Lebens, doch in Bezug auf jede Wissenschaft, mit der er sich beschäftigte, und in jeder neuen Phase seiner Ueberzeugung der schärfste Logiker war, so ist es nicht gleichgültig, zu sehen, in welche Verirrungen und in welche Träume gewaltiger Zerstörung ihn Babeuf's Theorien zu der Zeit versenkten, von welcher ich erzähle.

Den vergangenen Monat hatte ich damit hingebracht, Everard's Briefe zu lesen und ihm zu schreiben. Ich hatte ihn in der Zwischenzeit wiedergesehen, hatte ihn mit Fragen überhäuft, und um die kurze Zeit, die uns vergönnt war, zu nutzen, hatte ich über nichts discutirt. Ich hatte mich nur bemüht, das Gebäude seines Glaubens auch in mir aufzurichten, um zu sehen, ob ich mir dasselbe mit Nutzen zu eigen machen könnte. Ich hatte mich zu den republikanischen Ideen bekehrt — meiner ganzen Eigenthümlichkeit nach mußte ich dieser Richtung folgen — und hatte, während ich diesem oft wahrhaft begeisterten Manne zuhörte, eine tiefe Bewegung empfunden, die ich früher niemals im Gebiet der Politik gesucht hätte. Ich hatte sonst alle Thatsachen mit kaltem Blick betrachtet; hatte die tausend Ereignisse der Tagesgeschichte wie einen schweren, trüben Strom an mir vorüberrauschen lassen, und hatte gesagt: „ich werde nicht von diesem Wasser trinken.“ Es

iſt auch möglich, daß ich mich fortwährend geſträubt hätte, mein inneres Leben mit der Unruhe dieſer bittern Wellen in Verbindung zu bringen. Sainte-Beuve, der zu dieſer Zeit noch einigen Einfluß auf mich ausübte, und zwar eben ſo viel durch ſeine liebenswürdigen Spöttereien, als durch ſeine vernünftigen Rathſchläge, betrachtete die Wirklichkeit vom Geſichtspunkte des Beobachters, wie von dem des Kritikers, und in ſeinem Munde übte die Kritik auf die grübelndſte, ruhigſte Seite der Seele einen mächtigen Zauber aus. Er ſpottete jetzt auch in ſeiner Weiſe über das Zuſammenſtrömen der verſchiedenſten, von allen Seiten herbeigekommenen Geiſter, die ſich vermiſchten, ſagte er, wie die verſchiedenen Kreiſe Dante's, die ſich in einen einzigen verlieren.

Ein Diner, bei welchem Liszt meinen Freund Lamennais, Herrn Ballanche, den Sänger Nourrit und mich vereinigte, erſchien ihm als das Wunderlichſte, was man nur denken könnte, und er fragte mich, wovon dieſe fünf Perſonen im Stande geweſen wären, miteinander zu reden. Ich gab ihm zur Antwort, das wüßte ich nicht; wahrſcheinlich hätte ſich Lamennais mit Ballanche unterhalten, Liszt mit Nourrit, und ich mit der Hauskatze.

Aber zum Verſtändniß der damaligen Zuſtände wollen wir heute ein Blatt aus Louis Blanc's Geſchichte leſen:

„Und wie ſoll man nun die Wirkung ſchildern, welche ſo viele überraſchende Verwicklungen auf die Gemüther ausübten? Die Namen der Angeklagten flogen von Mund zu Munde; man intereſſirte ſich für ihre Gefahren; man pries ihre Beharrlichkeit; man fragte ſich voller Beſorgniß, wie

weit ſie die Kühnheit der gefaßten Entſchlüſſe noch treiben würde. Selbſt in den Kreiſen, die ihre Lehre nicht anerkannten, hatte ihre Unerſchrockenheit das Herz der Frauen gerührt. Sie waren gefangen, aber ſie beherrſchten die öffentliche Meinung; ſie waren abweſend, aber ſie lebten in Aller Gedanken. Und warum ſollten wir darüber erſtaunen? Ein edles Volk mußte jede Art von Macht auf ihrer Seite ſehen: den Muth, die Niederlage und das Unglück. Es war eine ſtürmiſche und doch eine herrliche Zeit! wie ſtürmte das Blut durch unſere Adern! wie waren wir vom Gefühl des Lebens erfüllt; wie erſchien das franzöſiſche Volk ſo ganz in der Geſtalt, die Gott ihm gegeben hat; dies Volk, das ohne Zweifel an dem Tage untergeht, wo ihm alle erhabenen Gefühle geraubt werden! Kurzſichtige Politiker ängſtigen ſich um die Heftigkeit der Völker. Sie haben recht; um das Kräftige zu leiten, muß man ſelber kräftig ſein, und darum wünſchen mittelmäßige Staatsmänner das Volk zu ſchwächen. Sie wünſchen es zu der eignen Kleinheit herabzudrücken, weil ſie es ſonſt nicht zu beherrſchen vermöchten. Aber Männer von Genie handeln nicht alſo. Sie ſuchen nicht die Leidenſchaften einer großen Nation zu unterdrücken, denn ſie wiſſen, daß es ihre Aufgabe iſt, dieſelben zu befruchten, und daß ein dumpfes Erſtarren die letzte Krankheit einer zu Grunde gehenden Geſellſchaft iſt."

Dies Blatt ſcheint mir gleichſam für mich geſchrieben zu ſein, ſo vollſtändig ſchildert es das, was in mir und in meiner Umgebung vorging. Ich war mit meinem beſchränkten Weſen der Ausdruck jener dahinſchwindenden Geſellſchaft, und der geniale Mann, der anſtatt mir Glück und Ruhe im

Erſticken der augenblicklichen Sorgen zu zeigen, ſich bemühte mich aufzurütteln, um mich nach ſeiner Einſicht zu leiten, war Everard — und er ſelbſt war der vollendete Ausdruck von dem edlen Aufruhr der Leidenſchaften, der Ideen und der Irrthümer des Augenblicks.

Seitdem wir Beide uns in Paris wiedergefunden hatten, war mein ganzes Leben umgeſtaltet. Ich weiß nicht, ob die Luft, die von Aufregungen erfüllt ſchien, ſo daß wir ſie einathmen mußten, auch ohne ihn in meine Manſarde gedrungen wäre; aber mit ihm waren mächtige Fluthen zu mir eingeſtrömt. Er hatte mir ſeinen intimen Freund Girerd (von Nevers) vorgeſtellt und die andern Vertheidiger der April-Angeklagten, die in den Nachbarprovinzen des Berry gewählt waren. Ein anderer ſeiner Freunde, der auch der meinige wurde, Dogeorges von Arras, Planet, Emanuel Arago und zwei oder drei unſerer gemeinſchaftlichen Freunde vervollſtändigten die Schule. Im Laufe des Tages empfing ich auch meine andern Freunde. Wenige unter ihnen kannten Everard, und unter dieſen theilten nicht Alle ſeine Anſichten, aber auch dieſe Stunden wurden durch die Discuſſion der öffentlichen Angelegenheiten in Anſpruch genommen, und es war nicht wohl möglich, ſich ſelbſt nicht vollſtändig inmitten des Fieberanfalles zu vergeſſen, den die Ereigniſſe bei Jedem hervorbrachten.

Um ſechs Uhr pflegte mich Everard abzuholen, um in einer kleinen, ruhigen Reſtauration mit unſern gemeinſchaftlichen Freunden zu eſſen. Wir gingen Abends zuſammen ſpazieren, fuhren auf der Seine hinunter oder gingen über die Boulevards bis zum Baſtillenplatze und beobachteten die

Bewegungen der Menge, die ebenfalls aufgeregt und erwartungsvoll war, aber doch nicht so sehr, wie Everard erwartete, als er aus der Provinz nach Paris gekommen war.

Um nicht als einzige Frau unter den vielen Männern aufzufallen, bediente ich mich zuweilen wieder meiner Knabenkleider, und diese erlaubten mir auch, mich unbemerkt in die berühmte Sitzung vom 20. Mai im Luxembourg einzudrängen.

Während dieser Spaziergänge ging und sprach Everard mit der fieberhaftesten Aufregung, ohne daß einer von uns im Stande war, ihn zur Ruhe zu bringen, oder ihn nur zu einiger Mäßigung zu veranlassen. Wenn er nach Hause kam, wurde er ohnmächtig, und oft haben Planet und ich die halbe Nacht damit hingebracht, ihm in einer Art von fürchterlicher Agonie zur Seite zu stehen. Er wurde dann von düstern Visionen heimgesucht, und obwohl er sein Körperleiden mit großem Muthe ertrug, vermochte er nicht, sich der Schreckbilder seiner Phantasie zu erwehren, und bat uns flehentlich, ihn mit den Gespenstern nicht allein zu lassen. Auch ich erschrak vor diesem Zustande, aber Planet, der daran gewöhnt war, ängstigte sich nicht. Wenn er sah, daß Everard einschlummerte, brachte er ihn zu Bett und kam dann zu mir in das anstoßende Zimmer, wo wir leise miteinander plauderten, um ihn nicht zu wecken, bis wir überzeugt waren, daß der Kranke ruhig schlief, worauf mich Planet nach Haus führte. Nach drei oder vier Stunden pflegte Everard zu erwachen, und war nach einer solchen Krisis noch lebhafter, thätiger und heftiger als zuvor, und wurde täglich gleichgültiger gegen das Uebel, das ihn ver-

zehrte, und war nach jedem Wiedererwachen der Lebenskraft überzeugt, auf immer geheilt zu sein. Ohne Rückſicht auf ſein Befinden eilte er in alle Vereine, worin die Frage über die Vertheidigung der Angeklagten beſprochen wurde, und nach leidenſchaftlichen Debatten verfiel er in ſeinem Hauſe in neue Ohnmachten, wenn er nicht ſchon ohnmächtig nach ſeiner Wohnung gefahren wurde. Aber dies war gewöhnlich nach einigen Augenblicken tödtlicher Bläſſe und dumpfen Aechzens vorüber. Wie durch ein Wunder ſeiner Körperkraft oder ſeines Willens erhob er ſich wieder, um mit zu plaudern und zu lachen; denn trotz des ewigen Wechſels von Aufregung und Ermattung, konnte er ſich mit der Unbefangenheit und Sorgloſigkeit eines Kindes der Freude hingeben.

Alle dieſe Contraſte regten mich an und entriſſen mich mir ſelbſt. Ich fühlte mein Herz an dies Weſen gefeſſelt, das keinem andern glich und das jede Aufmerkſamkeit, jede Sorgfalt mit unerſchöpflicher Dankbarkeit hinnahm. Der Zauber ſeiner Worte feſſelte mich Stunden lang, obwohl mich langes Reden gewöhnlich ermüdet, und erfüllte mich mit dem lebhaften Verlangen, an dieſer Leidenſchaft für Politik, dieſem Glauben an das allgemeine Beſte, dieſen belebenden Hoffnungen auf eine noch bevorſtehende geſellſchaftliche Reform Theil zu nehmen, wodurch auch die Demüthigſten unter uns in Apoſtel verwandelt zu werden ſchienen.

Aber ich muß geſtehen, daß ich nach dem Geſpräche auf dem Pont des Saints-Pères und nach der antiſocialen und antihumanen Deklamation, mit welcher er uns dort überraſchte,

vom Himmel auf die Erde zu fallen glaubte, und daß ich am Morgen nach dieſer Nacht mit dem Entſchluß erwachte, mich aufzumachen, um Blumen und Schmetterlinge in Perſien oder in Aegypten zu ſuchen.

Ohne mich aufzuregen oder lange nachzudenken, folgte ich dem Inſtinkt, der mich in die Einſamkeit trieb, und ging, mir einen Paß für das Ausland zu beſorgen. Als ich nach Haus kam, fand ich Everard in meinem Zimmer. „Was gibt's?" rief er aus. „Sie haben nicht Ihr gewöhnliches, heitres Geſicht!" — „Es iſt das Geſicht eines Reiſenden," gab ich zur Antwort; „und es gibt weiter nichts, als daß ich entſchloſſen bin, fortzugehn. Sei nicht böſe; Du gehörſt ja nicht zu Denen, gegen welche man aus heuchleriſcher Schicklichkeit höflich ſein muß. Ich bin Eurer Republiken müde! Jeder von Euch hat wieder eine beſondere, die weder die meinige, noch die aller Andern iſt. Ihr werdet diesmal auch nichts erreichen, und ich will in beſſern Zeiten wiederkommen, um Euch zu preiſen und zu bekränzen, d. h. wenn Ihr Eure Utopien abgenutzt und geſunde Ideen gefunden habt."

Es kam zu einer ſtürmiſchen Erklärung; er warf mir Leichtſinn und Herzenskälte vor, und trieb mich ſo weit, daß ich ihm endlich unumwunden meine Meinung ſagte.

Wie kam er denn zu dem thörichten Verlangen, meine Ueberzeugung zu beherrſchen, oder mir die der Andern aufzudrängen? Wie war er dazu gekommen, die Huldigungen, welche mein Geiſt dem ſeinigen darbrachte, indem ich ihm ohne Discuſſion und voller Bewunderung zuhörte, ſo falſch zu verſtehen? Dieſe Huldigung war eine aufrichtige, rück-

haltloſe geweſen, aber ſie konnte nicht ein vollſtändiges Aufgeben aller Ideen, Neigungen und Anlagen zur Folge haben, welche die Eigenthümlichkeit meines Weſens bedingte. Wahrſcheinlich verſtanden wir uns gegenſeitig nicht ganz, und waren auch nicht dazu beſtimmt, uns zu verſtehen, und wir hatten uns nur aus weiter Ferne zuſammen gefunden, um einige Glaubensartikel zu beſprechen, deren Löſung er zu beſitzen glaubte. Aber er hatte mir dieſe Löſung nicht zu geben vermocht, denn er beſaß ſie nicht für ſich ſelbſt. Ich konnte ihm das nicht zum Vorwurf machen; aber was berechtigte ihn zu der Tyrannei, meinen Widerſtand gegen ſeine Theorien als ein perſönliches Unrecht gegen ſich ſelbſt zu betrachten?

„Als ich mit Dir ſprach, wie ein aufmerkſamer Schüler, der den Lehren des Meiſters lauſcht, haſt Du Dir eingebildet, mein Vater zu ſein," ſagte ich ihm; „Du haſt mich Deinen geliebten Sohn und Deinen Benjamin genannt, haſt Dich in Poeſie und bibliſche Beredſamkeit vertieft. Ich habe Dir zugehört, wie in einem Traum, deſſen Erhabenheit und himmliſche Reinheit meine Erinnerung immer mit Entzücken erfüllen werden. Aber man iſt zum Träumen nicht immer fähig; wenn wir die Anſprüche des wirklichen Lebens nicht erkennen, werden mir immer nur klingen, wie eine Leier, ohne das Reich Gottes und das Glück der Menſchen zu fördern. Ich ſuche dies Glück mehr in der Weisheit, als in der That; ich wünſche und verlange nichts im Leben als die Fähigkeit, an Gott zu glauben und meine Mitmenſchen zu lieben. Ich war krank, ich war menſchenſcheu — Du haſt Dich angeboten, mich zu heilen, und ich

muß Dir geſtehen, Daß Du mich in mancher Beziehung tief gerührt haſt. Du haſt meinen falſchen Stolz ſchonungslos bekämpft, und haſt mir das Ideal eines brüderlichen Lebens gezeigt, das die Erſtarrung meines Herzens beſiegt hat. In dieſer Beziehung biſt Du ein wahrer Chriſt geweſen, denn Du haſt mich durch das Gefühl bekehrt. Bei Deinen Lehren habe ich heiße Thränen geweint, wie zu der Zeit, als ich durch eine unvorhergeſehene, plötzliche Regung meiner Seele zur Frömmigkeit getrieben wurde, und ich wäre nicht fähig geweſen, nach ſo vielen Zweifeln und Geiſtesermattungen die Quelle dieſer belebenden Thränen in mir ſelbſt zu finden. Deine Beredſamkeit, Deine Ueberredungskraft haben das Wunder vollbracht, um das ich Dich bat — ich ſegne Dich dafür! laß mich nun aber ohne Bedauern fortziehen. Laß mich nachdenken über das, was Ihr hier erſtrebt, über die Principien, die den Bedürfniſſen des Herzens und des Geiſtes aller Menſchen zu entſprechen vermögen. Aber ſage mir nicht, daß Ihr ſie gefunden habt, und daß Du ſie in Deiner Hand haſt — das iſt nicht wahr. Ihr habt nichts gefunden! Ihr ſucht noch immer. Du biſt zwar beſſer, aber Du weißt durchaus nicht mehr darüber, als ich!"

Und da ihn meine Aufrichtigkeit zu verletzen ſchien, ſagte ich weiter:

„Du biſt ein wahrer Künſtler, Du lebſt nur durch Dein Herz und Deine Phantaſie. Dein herrliches Rednertalent iſt eine Gabe, die Dich zu immerwährenden Discuſſionen zwingt, und Dein Geiſt fühlt das Bedürfniß, alle Die zu beherrſchen, welche mit Entzücken auf ein Glaubensbekenntniß lauſchen, das noch nicht im Lichte der Vernunft geprüft

und anerkannt wurde. Aber hier iſt der Punkt, wo mich die Wirklichkeit ergreift und von Dir trennt. Ich ſehe, wie dieſe Poeſie des Herzens, dieſe Sehnſucht der Seele auf Sophismen hinausläuft, und dies iſt's gerade, was ich nicht hören möchte oder was gehört zu haben ich tief bedauere. Sieh, lieber Vater, wir ſind thöricht! Die Leute, die im wirklichen Leben ſtehen und nur die Excentricitäten unſeres Weſens und unſerer Anſichten kennen, nennen uns Träumer. Sie haben recht; wir dürfen nicht zornig werden und müſſen ihre Nichtachtung tragen. Sie begreifen nicht, daß wir in einem Wunſch und einer Hoffnung leben, deren Ziel uns keine perſönliche Befriedigung verheißt. Dieſe Leute ſind wieder Narren in ihrer Weiſe; ſie ſind vollſtändige Thoren in unſeren Augen, weil ſie nach Gütern und Freuden ſtreben, die nur flüchtig zu berühren wir uns zu gut halten. So lange die Welt beſteht, wird es aber ſolche Thoren geben, die ſich immer nur mit der Erde beſchäftigen, ohne zu ahnen, daß ein Himmel über ihnen iſt, und ſolche, die den Himmel zu viel betrachten und denen nicht genug Rechnung tragen, die nur zu ihren Füßen niederblicken. Es muß aber eine Weisheit geben, welche ſich der Betrachtung des Unendlichen ſowohl, wie der Erkenntniß des Lebens hingibt, in dem wir jetzt wandeln. Dieſe Weisheit dürfen wir nicht von den Thoren dieſer Welt verlangen, aber eben ſo wenig dürfen wir uns anmaßen, ſie ihnen geben zu wollen, ehe wir ſie nicht ſelbſt gefunden haben.

„Dieſe Weisheit kann auch in der Politik nicht entbehrt werden, und ohne ſie werdet Ihr immer unfruchtbare Verſuche machen, um Chimären zu erreichen, und Ihr werdet

dabei nur zu Kataſtrophen Veranlaſſung geben. Ich weiß recht gut, daß alle meine Worte Dich nicht zu überzeugen vermögen, ſo lange Du von Deinem fieberhaften Streben erfüllt biſt; ich ſage Dir dies Alles auch nur in der Abſicht, Dir zu beweiſen, daß ich ein Recht habe, mich aus dieſem Getümmel zurückzuziehen. Ich habe den Streitern kein Licht zu bringen und kann auch Dir nicht folgen, weil Deine Sterne noch von undurchdringlichen Wolken verhüllt ſind."

Als ich zu Ende war, fand Everard, der nur mühſam ſo lange geſchwiegen hatte, ſeine Energie und das Feuer ſeiner Ueberzeugung wieder. Er gab mir Gründe für ſeine Anſicht, die mich völlig beſiegten und deren Reſumé ich hier zu geben verſuche:

„Niemand vermag aus eigener Kraft Licht und Klarheit zu finden," ſagte er; „die Wahrheit offenbart ſich nicht mehr den einſiedleriſchen Grüblern im Gebirge; ſie offenbart ſich ſelbſt nicht mehr vereinzelten Kreiſen, die ſich wie in Kloſtermauern auf den Höhen des Gedankens abzuſchließen ſuchen. Dieſe vermögen nur das Geoffenbarte zu verarbeiten, weiter nichts. Um aber das zu finden, was heutigen Tages der ringenden Menſchheit noth thut, müſſen wir uns vereinigen, unſere Anſichten gegen einander austauſchen, ſie vergleichen und prüfen, um endlich zu einer Formel zu gelangen, die zwar noch immer nicht die abſolute Wahrheit in ſich faßt — dieſe iſt nur bei Gott! — die aber doch der beſte Ausdruck für das Sehnen und Streben der Menſchen nach Wahrheit iſt. Darum bin ich wie im Fieber, darum rede ich, bis ich in Ermattung oder in Phantaſien verſinke.

Denn Reden iſt nur lautes Denken, und wenn ich laut denke, komme ich raſcher vorwärts, als wenn ich mich allein und ſchweigend abmühe. Aber Alle, die mir zuhören, und Du am meiſten, weil Du aufmerkſamer biſt als die Anderen — Ihr Alle achtet zu ſehr auf die flüchtigen Blitze, die mein Gehirn durchzucken, und beachtet nicht genug, daß es nothwendig iſt, mir zu folgen, wie einem treuen, verwegenen Führer, der ſelbſt nicht alle Krümmungen des Weges kennt, den er Euch führt, der aber mit ſcharfem Blick und leidenſchaftlichem Verlangen das ferne Ziel erkannt hat. Eure Aufgabe iſt, mich auf alle Hinderniſſe aufmerkſam zu machen und mich auf den rechten Pfad zurückzuführen, wenn Wißbegierde oder Phantaſie mich in die Irre fortreißen. Und habt Ihr das gethan und werdet meiner Irrthümer müde, oder ſeid es endlich überdrüſſig, einem Lootſen zu folgen, der ſelbſt die Richtung nicht genau zu finden weiß, nun wohl! ſo mögt Ihr einen beſſeren ſuchen; aber Ihr dürft den Erſten nicht verachten, weil er kein Gott war, und Ihr dürft ihm nicht fluchen, wenn er Euch nicht an das Ufer zu führen vermochte, an dem Ihr landen wolltet, ſondern nur zu neuen Küſten, die mehr oder weniger mit dem Lande Eurer Sehnſucht in Verbindung ſtehen.

„Was Dich betrifft, hirnloſer Schüler, ſo muß ich Dich anſpruchsvoll und ungerecht finden! Du geſtehſt ſelbſt, daß Du Nichts weißt, und erklärteſt früher, daß Du Nichts lernen wollteſt, aber plötzlich hat ſich ein fieberhaftes Verlangen nach Wiſſen Deiner bemächtigt und von einem Tage zum anderen haſt Du begehrt, die Offenbarung aller Wiſſenſchaft, die abſolute Wahrheit zu finden. Raſch, raſch, gebt

die Geheimniſſe Gottes Herrn George Sand, der nicht länger warten will!"

Und nach einem Brillantfeuer ſolcher Witze ohne alle Bitterkeit fügte er ernſter hinzu: „Aber weißt Du wohl, daß ich jetzt die Entdeckung mache, daß auch die Seele ein beſtimmtes Geſchlecht hat, und daß Du ein Weib biſt? Willſt Du wohl glauben, daß ich bis jetzt noch nicht daran gedacht habe? Als ich Lelia und die erſten Briefe eines Reiſenden las, biſt Du mir immer in der Geſtalt eines Knaben, eines poetiſchen Kindes erſchienen, das ich mir als Sohn erwählte. Es iſt ja mein größter Schmerz, keine eignen Kinder zu haben, und ich erziehe die, welche mir meine Frau aus erſter Ehe zugebracht hat, mit einem Gemiſch von Zärtlichkeit und Verzweiflung. Als ich Dich endlich zum erſten Male ſah, war ich ſo erſtaunt, als ob mir noch Niemand geſagt hätte, daß Du im gewöhnlichen Leben einen Frauennamen trägſt. Ich habe mich bemüht, mein Traumbild feſtzuhalten, habe Dich George und Du genannt, wie man ſich unter den Schatten Virgil's zu nennen pflegte, und ich habe Dich im Lichte unſerer bleichen Sonne täglich nur ſo lange angeſchaut, um zu wiſſen, wie ſich Dein geiſtiges Ich befand. So kenne ich denn in Wahrheit Nichts von Dir, als den Ton Deiner Stimme, der tief genug iſt, um mich nicht an den gewöhnlichen, melodiſchen Flötenton der Frauen zu erinnern, und ſo habe ich denn immer mit Dir wie mit einem Knaben geredet, der ſeine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien gemacht hat. Aber jetzt muß ich erkennen, weil Du ſelbſt mich darauf aufmerkſam machſt, daß Du den Ehrgeiz und die Anſprüche eines ungebildeten Gei-

ſtes beſitzeſt, eines Weſens, das nur aus Gefühl und Phantaſie beſteht, das mit einem Worte ein Weib iſt. Dein Gefühl iſt, ich muß es geſtehen, ein ungeduldiger Logiker, welcher verlangt, daß die philoſophiſche Wiſſenſchaft ſofort eine Antwort für alle ſeine Regungen und eine Befriedigung für alle ſeine Wünſche habe. Aber die Logik des reinen Gefühls iſt in der Politik nicht genügend und Du verlangſt eine unmögliche vollſtändige Uebereinſtimmung zwiſchen der Nothwendigkeit der That und der Sehnſucht der Empfindung. Darin läge das Ideal des Lebens, aber noch iſt es auf Erden unerreichbar und daraus ziehſt Du nun den Schluß, daß wir die Hände in den Schooß legen und warten ſollen, bis dies Ideal von ſelbſt erſcheint.

„So lege denn die Hände in den Schooß oder geh' in die Fremde! Aeußerlich biſt Du vollkommen frei und haſt ein Recht dazu, aber wenn Dein Gewiſſen mit ſich ſelbſt im Klaren wäre, würdeſt Du einſehen, daß dies Recht und dieſe Freiheit nur Schein ſind. Ich habe freilich keinen Anſpruch auf Deine Zuneigung, und wenn ich Dir die meinige gegeben habe, ſo iſt das meine Sache; Du hatteſt ſie nicht begehrt, Du bedurfteſt ihrer nicht. Darum will ich nicht von mir mit Dir ſprechen, ſondern nur von Dir ſelbſt und von etwas, das noch wichtiger iſt, als Deine Perſönlichkeit, nämlich von der Pflicht.

„Du träumſt von einer individuellen Freiheit, welche mit der Pflicht gegen das Allgemeine nicht zu vereinigen iſt. Du haſt große Anſtrengungen gemacht, um dieſe Freiheit für Dich ſelbſt zu erringen. In der Hingebung Deines Herzens an irdiſche Neigungen haſt Du ſie wieder verloren;

dieſe Neigungen haben Dich nicht befriedigt und jetzt büßeſt Du dafür durch die Strenge Deines Lebens, die ich billige und liebe, aber in deren Anwendung auf Dein Denken und Wollen Du Dich einem Irrthum hingiebſt. Du ſagſt Dir, daß Deine Perſönlichkeit ganz allein Dir gehört und daß es ebenſo mit Deiner Seele der Fall iſt, aber ſieh, darin liegt ein Trugſchluß, der ſchlimmer iſt, als Alles, was Du mir vorwirfſt, und um Vieles gefährlicher, denn Du kannſt Dein Leben nach Gutdünken einrichten, während meine Ideen nur durch ein Wunder realiſirt werden könnten. Bedenke das Eine, daß wenn alle Freunde der abſoluten Wahrheit ſo wie Du ihrem Vaterlande, ihren Brüdern und ihrer Aufgabe Lebewohl ſagten, nicht allein die abſolute, ſondern auch die relative Wahrheit nicht mehr einen Jünger haben würde. Denn die Wahrheit heftet ſich nicht an die Ferſen der Flüchtlinge und folgt ihnen nicht in die Ferne; ſie iſt auch nicht in der Einſamkeit zu finden, Träumer, der Du biſt. Sie redet auch nicht durch Pflanzen und Vögel, oder wenn ſie das thut, geſchieht es in ſo geheimnißvoller Weiſe, daß das menſchliche Ohr ihre Stimme nicht verſteht. Das wußte auch der göttliche Philoſoph, den Du verehrſt, als er zu ſeinen Jüngern ſagte: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen verſammelt ſind, werde ich mitten unter ihnen ſein.“

„In Gemeinſchaft mit Anderen müſſen wir alſo ſuchen und beten. So wenig wir auch finden mögen, indem wir uns mit Anderen vereinigen, ſo iſt es doch immer etwas Wirkliches, während das, was wir allein zu entdecken meinen, nur für uns ſelbſt, d. h. ſo viel wie gar nicht exiſtirt. So gehe denn hin, um das Richtige zu ſuchen und zu ver-

folgen! Ich werde mich über Deine Abreiſe durch die Ueberzeugung zu tröſten ſuchen, daß ich trotz der Irrthümer der Anderen und trotz meiner eigenen Verirrungen etwas Gutes und Wahres ſuche und verfolge."

Nachdem er dies Alles geſagt hatte, ging er hinaus, ohne daß ich darauf achtete, denn ich war in meine eigenen Reflexionen über Alles, was er mir geſagt hatte, verſunken, und die Gewalt ſeiner Rede, von welcher meine Feder nur einen ſchwachen Begriff zu geben vermag, hatte mich tief ergriffen.

Aber als ich ihm antworten wollte und ihn im anſtoßenden Zimmer aufſuchte, wohin er ſich zuweilen zurückzog, um ſich durch eine Sieſta von wenigen Minuten neue Kräfte zu ſammeln, bemerkte ich, daß er fortgegangen war und mich eingeſchloſſen hatte. Ich ſuchte den Schlüſſel überall, er mußte ihn jedoch mitgenommen haben und die Frau, welche mich bediente und welche den zweiten Schlüſſel beſaß, hatte ich für den Lauf des Tages verabſchiedet. Ich ergab mich in meine Gefangenſchaft, die ich einer Zerſtreutheit Everard's zuſchrieb, und vertiefte mich ruhig in mein Nachdenken. Nach Verlauf von etwa drei Stunden kam mein Freund zurück und als ich ihn auf ſeine vermeintliche Zerſtreutheit aufmerkſam machte, ſagte er lachend: „O nein! Ich habe das mit Vorſatz gethan. Ich wurde in einer Verſammlung erwartet und da ich ſah, daß ich Dich noch nicht ganz überzeugt hatte, ſchloß ich Dich ein, um Dir Zeit zur Ueberlegung zu geben. Ich fürchtete, Du könnteſt ſonſt einen raſchen Entſchluß faſſen, ſo daß ich Dich dieſen Abend nicht mehr in Paris gefunden hätte. Jetzt aber, wo Du nachge-

dacht haſt, gebe ich Dir den Schlüſſel zurück, den Schlüſſel zur Freiheit! Soll ich Dir nun Lebewohl ſagen und ohne Dich zum Eſſen gehen?"

„Nein," gab ich zur Antwort; „ich hatte Unrecht, laß uns eſſen gehen und etwas Beſſeres als Babeuf für unſere geiſtige Nahrung ſuchen."

Ich habe dies lange Geſpräch wiederholt, weil es mein Leben ſowohl, wie das einer Anzahl revolutionärer Gemüther aus jenen Tagen ſchildert. Während der Periode dieſes April-Proceſſes gaben ſich Alle in unſeren Reihen einer gewiſſenhaften Erforſchung der öffentlichen Zuſtände hin, einer Forſchung, die bald gründlich und gelehrt, bald oberflächlich und ungebildet war. Wenn wir uns in der Erinnerung in jene Tage zurückverſetzen, erſtaunen wir über den Fortſchritt, welchen die Ideen in ſo kurzer Zeit gemacht haben, und erſchrecken folglich weniger vor dem, was uns noch zu thun bleibt.

Der wahre Herd dieſer ſocialen und philoſophiſchen Forſchungen war in den Staatsgefängniſſen. Louis Blanc, der bewunderungswürdige Hiſtoriker unſerer eigenen Forſchungen, ſagt darüber: „Dann ſah man dieſe Männer, welche von einem furchtbaren Urtheil bedroht waren, ſich plötzlich über alle Gefahren und über die Gewalt der eignen Leidenſchaft erheben, um ſich dem Studium der ernſteſten Probleme zu weihen. Das Pariſer Vertheidigungs-Comité hatte den fähigſten Mitgliedern der Partei die Aufgabe geſtellt, ſich über die verſchiedenen Branchen der Regierungskunſt eine Meinung zu bilden, und dies wurde für Alle ein Gegenſtand tiefen Nachdenkens und leidenſchaft-

licher Forſchung. Aber nicht Alle waren beſtimmt, in dieſem intellectuellen Wettlaufe denſelben Weg zu verfolgen; es traten theoretiſche Widerſprüche ein, und daraus entſtanden die glühendſten Discuſſionen. Der Körper gehörte dem Kerkermeiſter, aber ihr Geiſt durchmaß mit ſeinem unbezwingbaren Fluge das unbegrenzte Gebiet des Gedankens. In der Tiefe ihres Kerkers ſorgten ſie ſich um die Zukunft der Völker, beriethen ſich mit Gott — und auf dem Wege zum Schaffot berauſchten ſie ſich in Hoffnung, als ob ſie im Begriff geweſen wären, eine Welt zu erobern. Wunderbares und rührendes Schauſpiel, deſſen Erinnerung wir auf immer feſthalten ſollten!

„Mögen ſich auch kleinliche Berechnungen in dieſe Bewegung eingeſchlichen haben, mag der edle Wetteifer zuweilen durch eitle oder gehäſſige Rivalitäten verdrängt ſein, oder mögen ſich ſchwache Gemüther, die keines kühnen Aufſchwunges fähig ſind, im Reiche der Träume verirrt haben — dieſe unvermeidlichen Reſultate menſchlicher Schwachheit genügen nicht, um der Thatſache, die wir eben angeführt haben, ihre Bedeutung und ihre Erhabenheit zu rauben.“*)

Um den April-Proceß und alle Ereigniſſe, die damit in Verbindung ſtehen, in gerechter, großartiger und wahrhaft philoſophiſcher Weiſe zu würdigen, müſſen wir das kurze und doch ſo reichhaltige Kapitel der Histoire de dix ans, das dieſe Epiſode behandelt, noch einmal leſen. Die Men-

*) Histoire de dix ans. Theil IV

ſchen ſowohl, wie die Verhältniſſe ſind darin nicht allein mit jener genauen Kenntniß einer Vergangenheit beurtheilt, welche der Hiſtoriker niemals zu entſtellen oder zu verkleinern das Recht hat; ſondern mit der erhabenen Unparteilichkeit eines großen, edlen Geiſtes, der die ſittliche Wahrheit erkennt und feſthält — das heißt, die höchſte Wahrheit der Geſchichte, inmitten der ſcheinbaren Widerſprüche in den Ereigniſſen und in den Menſchen, welche dieſen Ereigniſſen unterworfen ſind.

Die Einzelnheiten des Aprilproceſſes werde ich nicht erzählen; es würde ganz überflüſſig ſein, weil ſie in Blanc's Geſchichte ſo ganz meiner Erinnerung, meinem Gefühl und meinem Gewiſſen gemäß verzeichnet ſind, daß ich nichts mehr hinzuzufügen wüßte.

Ich war in dem ganzen Drama ein unbeachteter, aber lebhaft mitfühlender und mitleidender Acteur, und in dieſen Blättern bin ich nur der Biograph eines Mannes, der in dieſen Ereigniſſen eine thätige — und muß ich nicht hinzufügen, eine räthſelhafte Rolle ſpielte? Dies ſcheinbar unerklärliche Benehmen war in der Unſicherheit und Reizbarkeit ſeines Weſens begründet; er war weniger Politiker als Künſtler.

Wir Alle wiſſen, daß ſich unter den Vertheidigern ein heftiger Kampf erhoben hatte, der unter dem Drucke des raſchen Verfahrens, das die Pairie einſchlug, nicht zu löſen war. Ein Theil der Angeklagten war mit den Vertheidigern übereingekommen, daß gar keine Vertheidigung ſtattfinden ſollte. Es handelte ſich nicht darum, den juriſtiſchen

Proceß zu gewinnen und durch die Machthaber freigesprochen zu werden, es kam darauf an, die Sache des allgemeinen Wohles in der öffentlichen Meinung zum Siege zu führen, indem das heilige Recht des Volkes mit aller Energie gegen die bestehende Macht, gegen das Recht des Stärkern vertheidigt wurde. Eine andere Partei der Angeklagten, die von Lyon, wollte vertheidigt sein, und zwar nicht um ihre Theilnahme an der That abzuleugnen, die man ihr Schuld gab, sondern um Frankreich von dem in Kenntniß zu setzen, was in Lyon geschehen war; um zu schildern, in welcher Weise die Regierung das Volk provocirt hatte, in welcher Weise sie die Besiegten behandelte, und was die Angeklagten gethan hatten, um wo möglich den Bürgerkrieg zu vermeiden, oder doch die schrecklichen Folgen desselben zu mildern und zu veredeln. Es kam darauf an, zu wissen, ob die Regierung das Recht gehabt hatte, einige vereinzelte, man sagte sogar einige bezahlte Angriffe wie eine Rebellion zu behandeln und eine Armee gegen das wehrlose Volk zu treiben. Man war im Besitz von Thatsachen, und man wollte sie anführen, und das war meiner Ansicht nach das rechte Verfahren. Man war stark genug, um die Sache des verrathnen und mißhandelten Volkes zu vertheidigen, aber man war es nicht, um für die Befreiung der ganzen Menschheit in die Schranken zu treten.

Ich war also derselben Ansicht, wie Jules Favre, der in den Berathungen Everard's würdiger Gegner war. Ich kannte Jules Favre nicht, hatte ihn nie gesehen und nie gehört; aber wenn Everard, nachdem er die Argumente des Gegners mit Heftigkeit bekämpft hatte, zu mir kam, um mir

dieſelben mitzutheilen, mußte ich Favre beiſtimmen. Everard fühlte wohl, daß dies nicht geſchah, um ihm zu widerſprechen oder ihn zu kränken, aber es machte ihn traurig, und da er wohl errieth, daß ich eine öffentliche Darlegung ſeiner Utopien fürchtete, rief er aus: „Verflucht ſei die Brücke des Saints-Pères und die ſociale Frage!“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Zweite Ausgabe.

Zwölfter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1863.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Der in den Monstre-Prozeß verflochtene Brief. — Mein zurückgewiesener Entwurf. — Abfall der republikanischen Vertheidiger. — Trélat. — Everard's Rede. — Seine Verurtheilung. — Rückkehr nach Nohant. — Pläne für meine Niederlassung. — Das einsame Haus in Paris. — Karl von Aragon. — Fieschi. — Politische Ansichten meines Sohnes. — Lamennais. — Pierre Leroux. — Ich bekomme das Heimweh. — Das einsame Haus in Bourges. — Everard's Widersprüche. — Ich gehe nach Paris zurück. —

Es handelte sich hauptsächlich darum, den wankenden Muth einer glücklicherweise kleinen Anzahl von Angeklagten, die zu schwanken begannen, zu befestigen. Ich stimmte mit Everard in der Ansicht überein, daß sich weder Furcht noch Ermüdung bei irgend einem Angeklagten zeigen dürfte, möchte das Resultat der Verschiedenheit in den Ansichten und Beweggründen der Vertheidiger sein wie es wolle. Er veranlaßte mich zur Abfassung des berühmten Briefes, der dem Monstre-Prozesse eine noch größere Ausdehnung geben sollte. Es war sein Zweck, das System der Anklage zu verwirren. Die Idee gefiel Armand Carrel, aber zugleich widerstritt sie seiner Vorsicht. Everard, der sonst zuweilen mißtrauisch gegen den nächsten Tag war, nahm sich jedoch kaum Zeit zur Ueberlegung und setzte seinen Plan schnell in's Werk. Er fand meinen Entwurf zu sentimental und

änderte ihn. „Es handelt ſich nicht darum den wankenden Glauben durch Predigten zu ſtärken," ſagte er, „die Menſchen geben nicht ſo viel auf das Ideale. Man muß ſie durch Zorn und Unwillen wieder beleben. Ich werde die Pairskammer heftig angreifen, um die Angeklagten zu exaltiren; ich will überdies die Vertheidiger der Republikaner zur Theilnahme zwingen." Ich machte ihm bemerklich, daß die Vertheidiger meinen Entwurf unterſchreiben, den ſeinigen aber zurückweiſen würden. „Sie müſſen Alle unterſchreiben," entgegnete er, „und wenn ſie es nicht thun, ſo wird man ſie laufen laſſen."

Und in der That man ließ die große Mehrzahl laufen. Es war ein großer Fehler den Abfall zu provociren. Sie waren indeſſen nicht alle ſo ſtrafbar, wie Everard glaubte. Es waren Viele dabei, die keine thatſächliche Revolution, ſondern nur eine Revolution der Ideen gewünſcht, und weder auf Ruhm noch auf einen Nutzen für ſich gerechnet hatten. Sie glaubten nur eine Pflicht zu erfüllen, deren Conſequenzen ihnen jedoch nicht klar geweſen waren. Ich kenne Mehrere, die ich nicht zu tadeln vermochte, als ſie mir die Gründe für ihren Abfall auseinanderſetzten.

Man weiß, welche Folgen der Brief hatte. Er wurde der Partei verderblich, deren Zuſammenhalt er zerſtörte, und er wurde beſonders für Everard verderblich, denn er veranlaßte ihn zu einer Rede, die vielen Widerſpruch von ſeiner eignen Partei hervorrief. Er hatte in hochherziger Begeiſterung alle Verantwortlichkeit für den von der Pairskammer verurtheilten Brief auf ſich genommen und würde

es auch gethan haben, wenn Trélat ihm nicht mit dem Beispiele vorangegangen wäre. Aber Trélat ſtand als heldenmüthiger Widerſacher vor dem Tribunale, vor dem Everard die Widerſprüche ſeines Glaubensbekenntniſſes preisgab. Laſſen wir Louis Blanc ſprechen: . . . „Nach ihm trat Michel (de Bourges) vor. Man kannte ſchon die hinreißende Gewalt ſeiner Beredſamkeit und es trat eine erwartungsvolle Stille ein. Er begann mit gehaltener, tiefer Stimme, halb über die Baluſtrade gebeugt, die ihm als Stütze diente und zuweilen unter dem convulſiviſchen Drucke ſeiner Hand erzitterte und hin und her ſchwankte. Er glich dem Cajus Gracchus, der, wenn er ſprach, eines Flötenſpielers bedurfte, um ſeine Beredſamkeit zu zügeln. Indeſſen war Michel weder ſo kühn noch ſo ſchrecklich wie Trélat. Er vertheidigte ſich, was Trélat verſchmäht hatte, und ſeine Angriffe gegen den Gerichtshof waren nicht ganz ohne Schonung. Er vertrat den Inhalt des Briefes, aber er ſchien geneigt, die Form preis zu geben, und er erkannte an, daß er jetzt, nach dem zu urtheilen, was er ſeit drei Tagen geſehen, die Pairskammer für beſſer halte als ihre Inſtitutionen. Im Uebrigen und in Allem, was den Grund des Prozeſſes betraf, blieb er unbeugſam.“

Ich werde mir nur ein Wort gegen dieſe vortreffliche Beurtheilung erlauben. Meiner Anſicht nach vertheidigte ſich Everard nicht und ich leide noch bei dem Gedanken, daß, wenn er die Form ſeiner Herausforderung preisgab, dies vielleicht unter dem Einfluſſe der Kritik geſchah, die ich über dieſe Form ausgeſprochen hatte. Ich fand und erlaubte mir zu ſagen, daß der Hauptfehler ſeiner Partei in der Rauheit

der Sprache und dem herben Tone ihrer Diskuſſionen lag. Man kehrte zu ſehr zu dem Vokabulär aus der roheſten Zeit der Revolution zurück, man that es mit Abſicht, ohne zu bedenken, daß eine Auswahl von Ausdrücken, die ganz den Stempel ihrer Zeit trugen, vierzig Jahr ſpäter gezwungen und deshalb ſehr ſchwach erſcheinen muß. Ich bewunderte die Originalität in Everard's Redeweiſe, eben weil ſie den Dingen aus der Vergangenheit Farbe und eine neue Phyſiognomie gab. Er fühlte wohl, daß darinnen ſeine Macht lag und lachte von ganzem Herzen über die alten Formeln und banalen Deklamationen; aber wenn er ſchrieb, brauchte er ſie oft ohne es zu bemerken. Wenn ich ihn darauf aufmerkſam machte, ſo gab er es gewöhnlich mit großer Beſcheidenheit zu. Auch bei der Abfaſſung des Briefes waren wir nicht einer Meinung geweſen. Er hatte ſeine Ausdrucksweiſe vertheidigt und feſtgehalten, aber er hörte ſeitdem, daß auch Andere ſie tadelten, und nun wurde ſie ihm widerwärtig. Der Künſtler in ihm dominirte zuweilen den Parteimann — er hätte gewünſcht, daß ein Schriftſtück, welches beſtimmt war ſo viel Aufſehen zu erregen, ein Meiſterſtück an Geſchmack und Beredſamkeit geweſen wäre. In ſolcher Form würde man es allerdings nicht verurtheilt haben und es hätte ſeinen Zweck nicht erreicht.

In der iſolirten Stellung, welche Everard jetzt einnahm, war dieſer Zweck auch nicht zu erreichen, aber der Redner ſah ſich auch nicht mehr gezwungen jedes Wort ſeines Briefes zu vertheidigen. Von dem Augenblicke an, wo derſelbe nicht von einer ganzen Partei, ſondern von ihm allein unterſchrieben war, wurde er wieder ſeine eigne, nur

ihm zugehörige Arbeit und vielleicht fand er es darum paſſender, nicht hartnäckig daran feſt zu halten.

Ich habe die Rede nicht gehört, denn ich hatte nur der Sitzung vom 20. Mai beigewohnt. Nichts iſt flüchtiger als eine Rede, denn die Stenographie, die das Wort aufbewahrt, bewahrt doch nicht immer den Geiſt. Man müßte die Betonung ſtenographiren und die Phyſiognomie des Redners photographiren können, um alle Nuancen ſeiner Gedanken und jede Wendung ſeiner Improviſation zu verſtehen. Everard bereitete niemals eine politiſche Rede vor, er folgte der Eingebung des Augenblicks und in der nervöſen Exaltation, die ſein Talent dominirte, während ſie daſſelbe zu gleicher Zeit nährte, war er nicht immer Herr ſeiner Worte. Es war nicht das erſte Mal, daß man ihm das Hervorbrechenlaſſen ſeiner Gedanken vorwarf und daß man dieſelben für bedeutungsvoller und überlegter hielt, als ſie waren.

Wie dem aber auch ſei, dieſe Rede, nach der man ihn mit einer heftigen Halsentzündung nach Hauſe brachte, ſchuf ihm zahlreiche Widerſacher unter den eignen Glaubensgenoſſen. Everard hatte in den ſtürmiſchen Berathungen ſeiner Partei die Eigenliebe Vieler verletzt. Er hatte Diejenigen gegen ſich, die ihm grollten, und ſelbſt das ſtrenge Urtheil der Unparteiiſchen. „War es denn der Mühe werth," ſagte man, „die Meinung Derer mit ſo viel Hartnäckigkeit zu bekämpfen, die das Syſtem der Vertheidigung befolgen wollten, um ſich endlich ganz allein einer Handlung wegen zu vertheidigen, die aus gemeinſamer Abſicht hervorging?"

Aber gerade dadurch, daß die Sache keine gemeinſchaftliche mehr war, ſah ſich Everard unglücklicherweiſe veran-

laßt, ſie preiszugeben. Lag nicht etwas Großes und Naives in der Beſcheidenheit, mit der er bekannte, daß er nicht durch perſönlichen Haß oder Groll geleitet werde? Und war ſeine Rede denn demüthig, als er rief: „Wenn ich zu einer Geldbuße verurtheilt werde, ſo ſtelle ich mein Vermögen zur Verfügung des Fiskus und werde mich glücklich ſchätzen, das, was ich durch meinen Beruf erworben habe, der Vertheidigung der Angeklagten zu weihen. Wenn mich das Gefängniß erwartet, ſo werde ich mich an das Wort des Republikaners erinnern, der in Utika ſtarb: Es iſt mir lieber im Gefängniſſe zu ſein, als hier zu ſitzen an deiner Seite, Cäſar!“

Das Erkenntniß, welches Trélat zu drei Jahr Gefängniß und Michel nur zu einem Monat verurtheilte, gab ebenfalls Veranlaſſung zu feindſeligen Auslegungen. Michel war eiferſüchtig auf Trélat's Gefängnißſtrafe, aber nicht auf die Ehre, die für dieſen daraus hervorging. Er verehrte den edeln Charakter Trélat's und die Parallele, die man zwiſchen den Beiden zum Nachtheile des Einen zog, verminderte die Zärtlichkeit und Verehrung nicht, die ſie für einander fühlten. „Trélat iſt ein Heiliger,“ ſagte Michel, „er iſt mehr werth, als ich.“ Das war allerdings wahr, aber um das unter ſolchen Umſtänden mit aufrichtigem Herzen ſagen zu können, muß man ſelbſt noch ſehr groß ſein.

Everard wurde ſehr krank. Zum Beweiſe, daß er dem Tribunal nicht ſo angenehm war, wie viele ſeiner Feinde behaupteten, mag der Umſtand dienen, daß man ſehr rückſichtslos gegen ihn verfuhr und ihn zwingen wollte, ſich todt oder lebend in's Gefängniß bringen zu laſſen. Ich legte

ohne ſein Wiſſen eine Reklamation bei Herrn Pasquier für ihn ein, und dieſer verſprach einen verpflichteten Arzt zu ihm ſchicken zu laſſen, um meine Angaben zu conſtatiren.

Dieſer Arzt bereitete die Unterſuchung Everard's in verletzender Weiſe vor. Er ſtellte ſich, als halte er die Krankheit nur für fingirt und den von mir verlangten Aufſchub für eine Gefahr. Es fehlte wenig, ſo hätte Everard meine Bemühungen vereitelt, denn kaum bemerkte er das mißtrauiſche Weſen des Arztes, als er heftig erwiderte, er ſei nicht krank und wolle ſich nicht unterſuchen laſſen. Indeſſen erreichte ich es doch, daß ſein Puls unterſucht wurde, und das Fieber war in der That ſo heftig, daß der monarchiſche Aeskulap ſogleich ſanfter wurde und ſich vielleicht der wohlfeilen und ziemlich albernen Beleidigung ſchämte; denn wer würde wohl einer einmonatlichen Gefängnißſtrafe wegen fliehen? Ich ſah bei dieſer Gelegenheit, in welcher Weiſe man die Republikaner provocirte, und konnte mir einen Begriff von dem Syſteme machen, das man in den Gefängniſſen befolgte, um die Gefangnen zum Zorn und zur Revolte zu reizen, um dann das Vergnügen zu haben ſie zu beſtrafen.

Sobald Everard hergeſtellt war, reiſte ich mit meiner Tochter nach Nohant ab. Everard ſollte, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, ſeine Strafe erſt im November verbüßen. Vielleicht verſtattete man ihm dieſen Aufſchub im Intereſſe ſeiner Clienten.

Dieſes Mal war mein Aufenthalt in Nohant unangenehm und ſchwierig. Ich mußte meine ganze Willenskraft aufbieten, um die Verhältniſſe nicht noch zu verſchlimmern. Meine Gegenwart war ſtörend. Meinen Freunden that

es leid, dieſe Bemerkung beſtätigen zu müſſen, und ſelbſt die, welche ſich bemühten mir meine Häuslichkeit widerwärtig zu machen, d. h. mein Bruder und ein Andrer, fühlten, daß meine Stellung nicht haltbar ſei, und dachten an ein andres Arrangement.

Ich erhielt für mich und meine Tochter eine Penſion von dreitauſend Francs. Das war ſehr wenig, denn meine Arbeit brachte noch nicht viel ein und hing von Zufälligkeiten und meinem Geſundheitszuſtande ab. Die Exiſtenz von dieſer Summe war indeſſen doch möglich, wenn ich jährlich ſechs Monate in Nohant lebte und in dieſer Zeit fünfzehnhundert Francs zurücklegen konnte, die zur Erziehung meiner Tochter nöthig waren. Wenn mir Nohant verſchloſſen war, wurde aber meine Exiſtenz unſicher und das Gewiſſen meines Mannes konnte dabei unmöglich ruhig bleiben.

Er ſah das auch ein. Mein Bruder drang in ihn, mir jährlich ſechstauſend Francs zu geben. Es blieben ihm, außer ſeinem eignen Vermögen, dann noch immer ziemlich zehntauſend Francs. Davon konnte er in Nohant leben, beſonders da er allein zu leben wünſchte. Dudevant war auf den Vorſchlag eingegangen und hatte verſprochen, meine Penſion zu verdoppeln, aber als es zur Erfüllung ſeines Verſprechens kam, erklärte er mir, daß er mit dem, was ihm dann bliebe, in Nohant nicht beſtehen könne. Es wurden nun einige Erklärungen und meine Unterſchrift nöthig, um ihn aus der finanziellen Verlegenheit zu retten, in die er ſich geſtürzt hatte. Er hatte einen Theil ſeines kleinen Erbes ſchlecht angelegt und beſaß nichts mehr davon. Er hatte Ländereien gekauft, die er nicht bezahlen konnte, und war

nun verdrießlich und unruhig. Als ich meine Unterſchrift gegeben hatte, gingen die Sachen doch nicht beſſer, wie er ſagte. Auch er hatte das Problem nicht löſen können, das er mir einige Jahre vorher aufgegeben hatte; ſeine Ausgaben überſtiegen die Einnahmen. Der Keller allein verſchlang eine große Summe und übrigens beſtahlen ihn die Domeſtiken, die dazu nur zu ſehr berechtigt waren. Ich glaubte ihm einen eben ſo großen Dienſt zu erzeigen als mir und wies ihm mehrere offenbare Betrügereien nach; aber er wußte mir das ſchlechten Dank. Er war wie Friedrich der Große, er wollte nur von diebiſchem Geſindel bedient ſein. Er verbot mir, mich in ſeine Angelegenheiten zu miſchen, ſeine Verwaltung zu kritiſiren und ſeinen Leuten Befehle zu geben. Es ſchien mir, als wäre das Alles auch ein wenig mein Eigenthum, denn er geſtand, daß er nichts mehr beſitze; aber ich beſchloß zu ſchweigen und zu warten, bis er ſelbſt die Augen öffnen würde.

Das geſchah auch bald. Eines Tages, als ihn ſeine Umgebung anekelte, ſagte er mir, Nohant ruinire ihn, das Leben daſelbſt behage ihm nicht mehr, er ſei der Vergnügungen überdrüßig, die er hier fände, und willigte ein mir die Benutzung und Erhaltung des Gutes zu überlaſſen. Er wollte in Paris oder im ſüdlichen Frankreich von dem Reſte unſrer Revenüen leben, die ſich nach ſeiner Schätzung noch auf etwa ſiebentauſend Francs beliefen. Ich nahm das an. Er ſetzte unſere Uebereinkunft auf und ich unterſchrieb den Contrakt ohne die geringſte Einwendung; aber am andern Morgen zeigte er ſo viel Reue und Mißvergnügen, daß ich nach Paris abreiſte, ihm den zerriſſenen Contrakt zurückließ

und beſchloß mein Schickſal von der Vorſehung des Künſtlers, der Arbeit, abhängig zu machen.

Dies war im April vorgegangen. Meine Reiſe nach Nohant im Juli verbeſſerte nichts. Dudevant beſtand darauf, Nohant zu verlaſſen, und die Idee befeſtigte ſich noch mehr bei ihm, als ich zurückkehrte; da er indeſſen immer zugleich Widerwillen gegen die Ausführung ſeines Planes zeigte, ſo ging ich abermals nach Paris zurück, ohne ihn zu einem Entſchluſſe zu treiben.

Everard war nach Bourges zurückgekehrt und ich lebte einige Zeit in Paris ganz verborgen. Ich wollte einen Roman ſchreiben und da die Hitze in meiner Manſarde auf dem Quai Malaquais unerträglich war, ſo fand ich Mittel, mich in einem ziemlich ſonderbaren Atelier einzurichten. Die Parterrezimmer des Hauſes wurden nämlich reparirt und man hatte die Arbeit, ich weiß nicht aus welchem Grunde, aufgeſchoben. Die weiten, ſchönen Räume waren mit Steinen und Bauholz angefüllt, die Thüren, die nach dem Garten führten, ausgehoben, der Garten ſelbſt aber war geſchloſſen und erwartete ebenfalls eine gänzliche Umgeſtaltung. Ich genoß dort alſo eine vollſtändige Einſamkeit, Schatten, Luft und Kühle. Ich ließ mir vom Tiſchler eine Art kleines Bureau bauen, das für mein weniges Geräth hinreichend war, und verlebte hier die ruhigſten Tage, die man ſich denken konnte, denn Niemand wußte, wo ich war, als der Portier, der mir den Schlüſſel gegeben hatte, und meine Kammerjungfer, die mir die Briefe und das Frühſtück brachte. Ich verließ meinen Fuchsbau nur, um meine Kinder in ihrer

Penſion zu beſuchen. Solange hatte ich zu den Fräulein Martins zurückgebracht.

Ich glaube, daß alle Welt, wie ich, mit Wonne die wenigen und kurzen Momente genießt, wo die äußern Verhältniſſe ſich ſo geſtalten, daß ſie uns nicht beunruhigen und ſtören. Die kleinſte Ecke wird uns dann zum freiwillig geſuchten Gefängniß, welches in unſern Augen, mag es ſein wie es will, einen Reiz gewinnt, der dem angenehmen Gefühle entſpringt, die freie Verfügung unſrer Zeit und unſrer ſelbſt erobert zu haben. In dieſen öden Mauern, die bald wieder mit Seide und Vergoldungen geſchmückt werden ſollten, die aber Niemand nach meiner Weiſe benutzen durfte, gehörte Alles mir. Wenigſtens konnte ich mir ſagen, daß die künftigen Bewohner vielleicht niemals eine ungeſtörte Mußeſtunde darin genießen würden, wie ich ſie jeden Tag vom Morgen bis zum Abend genoß. Alles war mein an dieſem Orte: der Haufen Breter, der mir als Sitz und Ruhebett diente; die Spinnen, die ihre großen Netze mit ſo viel Kunſt und Umſicht von einer Ecke zur andern ſpannten; die Mäuſe, die mit irgend einer geheimnißvollen, emſigen und genauen Nachſuchung in den Spähnen beſchäftigt waren; die Droſſeln, die auf die Schwelle kamen, mich plötzlich unbeweglich und mißtrauiſch betrachteten und ihren ſorgloſen und ſpöttiſchen Geſang mit einer kurzen, furchtſamen und bizarren Modulation endigten. Ich ging auch zuweilen des Abends in den Garten, nicht um zu ſchreiben, ſondern um die friſche Luft zu genießen und auf den Stufen des Perron zu träumen. Diſteln und Königskerzen waren aus den Ritzen der Steine emporgeſchoſſen, die durch meine

Gegenwart aufgeſcheuchten Sperlinge flatterten ſtill und ängſtlich durch das Geſträuch und das bis zu mir hereindringende Geräuſch, das Geſchrei auf den Straßen und das Rollen der Wagen ließ mich nur die Annehmlichkeit der Ruhe und das Glück der Freiheit noch höher ſchätzen.

Als mein Roman fertig war, öffnete ich meine Thür wieder der kleinen Zahl meiner Freunde. Ich glaube, es war zu jener Zeit, als ich mit Karl Aragon, einem vortrefflichen Menſchen und edeln Charakter, bekannt wurde und auch mit Herrn Artaud, einem ſehr gelehrten und liebenswürdigen Manne. Meine übrigen Freunde waren Republikaner, aber trotz der bewegten Zeit, in der wir lebten, ſtörte niemals eine politiſche Diskuſſion die Eintracht und das gute Einvernehmen in der Manſarde.

Eines Tages beſuchte mich Madame Julie Beaune, eine großherzige Frau, die mir ſehr theuer war. „Die Stadt iſt in Aufregung," erzählte ſie mir. „Man hat auf Louis Philipp geſchoſſen." Es war von Fieſchi's Maſchine die Rede. Ich wurde ſehr unruhig, denn Moritz war mit Karl Aragon zur Gräfin Montijo gegangen, um den König vorüberfahren zu ſehen. Ich fürchtete, daß ſie bei ihrer Rückkehr in einen Volksauflauf gerathen möchten; aber als ich ihnen eben entgegengehen wollte, brachte mir Aragon meinen Gymnaſiaſten geſund und wohl nach Hauſe. Während ich den Erſteren über das Ereigniß befragte, erzählte mir der Andere von einem reizenden kleinen Mädchen, mit dem er über Politik geſprochen haben wollte. Es war die zukünftige Kaiſerin der Franzoſen. Dabei erinnere ich mich an eine andere Geſchichte von Moritz. Er ſchrieb mir ein Jahr

ſpäter: „Montpenſier (der junge Prinz befand ſich im College Henri IV.) hat mich, trotz meiner politiſchen Anſichten, zum Ball eingeladen. Ich habe mich ſehr gut amuſirt. Er hat uns veranlaßt mit ihm auf die Köpfe der Nationalgardiſten zu ſpucken.“ *)

Im Laufe dieſes Jahres näherte ich mich mit aller Beſcheidenheit den beiden größten Geiſtern unſres Jahrhunderts, Lamennais und Pierre Leroux. Ich hatte mir vorgenommen, jedem dieſer berühmten Männer ein langes Kapitel in dieſem Buche zu widmen; aber ich darf die Schranken meiner Arbeit nicht beliebig erweitern und möchte zwei ſo große Themas, wie die ihrer Philoſophie, die eine Bedeutung in der Geſchichte hat, und ihrer Miſſion in der Welt der Ideen nicht in der Kürze behandeln. Die gegenwärtige Arbeit iſt nur eine ausführliche und weiterausgedehnte Vorrede zu einem Buche, welches ſpäter erſcheinen wird und in welchem ich mich, da ich dann nicht mehr meine eigne Geſchichte in ihrer genauen und langſamen Entwickelung zu verfolgen habe, mit wichtigeren und intereſſanteren Individualitäten beſchäftigen werde, als meine eigne iſt.

Ich werde mich alſo darauf beſchränken, nur einige Züge der impoſanten Perſönlichkeiten aufzuzeichnen, die mir in der Periode meines Lebens begegneten, welche dieſes Buch umfaßt, und werde den Eindruck ſchildern, den ſie auf mich machten.

---

*) Der kleine Prinz und ſeine jungen Gäſte befanden ſich bei dieſem Vergnügen auf einer Gallerie, unter der die Bärenmützen auf- und abgingen.

Ich ſuchte damals die religiöſe und ſociale Wahrheit in einer einzigen und untheilbaren Wahrheit. Durch Everard war mir klar geworden, daß dieſe beiden unzertrennlich ſind und einander ergänzen; aber ich ſah noch nichts als einen dichten Nebel, der nur von einem goldnen Schimmer des Lichtes angehaucht war, welches er vor meinen Augen verſchleierte. Eines Tages, inmitten der Entwickelung des Monſtre-Prozeſſes, veranlaßte Liszt Lamennais, der ihn mit vieler Güte aufgenommen hatte, in meine Poeten-Dachkammer hinauf zu ſteigen. Der junge Iſraelit Puzzi, der damals ein Schüler Liszt's war, ſpäter unter ſeinem wahren Namen Herrmann als Muſiker auftrat und jetzt Barfüßermönch iſt und Bruder Auguſtin heißt, begleitete ſie.

Der kleine, magere, leidende Lamennais hatte nur einen ſchwachen Lebenshauch in der Bruſt, aber welchen Strahl von Licht in ſeinem Antlitze! Seine Naſe war für ſein ſchmales Geſicht und ſeine kleine Figur zu groß. Ohne dieſe unverhältnißmäßige Naſe würde ſein Geſicht ſchön geweſen ſein. Das klare Auge ſprühte Feuer; die Stirn war gerade und von tiefen Falten, den Zeichen eines eifrigen Willens, durchzogen; der Mund lächelte und das ſcheinbar in ſtrenge Falten gezogene Geſicht verrieth doch eine ſehr bewegliche Phyſiognomie. Der ganze Kopf trug das charakteriſtiſche Gepräge eines der Entſagung, dem Nachdenken und der Ausübung des Lehramtes geweihten Lebens.

Seine ganze Perſönlichkeit, ſeine einfachen Manieren, ſeine heftigen Bewegungen, ſein ungeſchicktes Benehmen, ſeine herzliche Heiterkeit, ſein heftiges Widerſprechen und ſeine plötzlich wiederkehrende Leutſeligkeit, Alles an ihm,

ſelbſt ſeine reinliche, aber ärmliche Kleidung und ſeine blauen Strümpfe verriethen den bretagniſchen Landpfarrer.

Man hatte keine lange Bekanntſchaft nöthig, Hochachtung und Zuneigung für dieſes muthige und reine Herz zu gewinnen. Er zeigte ſich ſogleich und ganz wie er war, glänzend wie Gold und einfach wie die Natur.

Als ich ihn zuerſt ſah, war er ſoeben in Paris angekommen, und trotz der vorgegangnen Veränderungen, trotz eines halben Jahrhunderts der Schmerzen, trat er doch mit allen Illuſionen eines Kindes über die Zukunft Frankreichs in die politiſche Welt. Nach einem dem Studium, der Polemik und der Diskuſſion gewidmeten Leben verließ er ſeine Bretagne, um auf der Breſche und mitten im Tumulte der Ereigniſſe zu ſterben, und begann ſeinen Feldzug voll glorreicher Leiden, indem er den Ruf als Vertheidiger der April-Angeklagten annahm.

Das war ſchön und brav. Er war von Glauben erfüllt und ſprach dieſen Glauben beſtimmt, mit Klarheit und Wärme aus. Er ſprach ſchön, ſeine Deduktion war lebhaft, ſeine Bilder waren glänzend und jedesmal wenn er in einem der Geſichtskreiſe ausruhte, die er nach und nach durchlief, ſo befand er ſich mit ſeinem ganzen Weſen, mit ſeiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mit Kopf und Herzen, Gut und Blut und mit einer bewunderungswürdigen Reinheit und Bravour darin. Er ſprach ſich dann im vertrauten Kreiſe mit einer Heftigkeit aus, die durch eine große angeborene Heiterkeit gemildert wurde. Die, welche ihm begegneten, wenn er in Träumereien verſunken war, und nichts von ihm ſahen, als ſeine grünen, zuweilen ſtarren Augen

und ſeine große, wie ein Säbel gebogene Naſe, haben ſich vor ihm gefürchtet und geſagt, er habe ein diaboliſches Ausſehen. Wenn ſie ihn drei Minuten betrachtet, drei Worte mit ihm geſprochen hätten, ſo würde es ihnen klar geworden ſein, daß man dieſe Güte ſchätzen mußte, während man ſich vor dieſer Macht fürchtete, und daß ihm Alles in großem Maße gegeben war, der Zorn und die Sanftmuth, der Schmerz und die Heiterkeit, der Unwille und die Milde.

Als am Tage nach ſeinem Tode*) die gerechten und vernünftigen Menſchen einen Ueberblick ſeines Lebens, dieſes Lebens voll Arbeit und Schmerzen, gaben, hat man auf ſeinem noch warmen Grabe ausgeſprochen, was die Nachwelt

---

*) Dieſer große, während ſeines Lebens ſo viel verkannte und verläumdete Mann, der noch auf dem Sterbebette durch Pamphlete inſultirt und unter Begleitung der Stadtſoldaten nach dem Armenkirchhofe gebracht wurde, als fürchtete man, daß die Thränen des Volks ſeinen Leichnam wieder auferwecken könnten, dieſer ſechszig Jahre lang gekreuzigte Prieſter des wahren Gottes iſt mit Ehre und Verehrung von den einer ernſten Richtung folgenden Schriftſtellern zur Erde beſtattet worden. Wenn ich meinestheils die Ehre haben werde, ihm einen vollſtändigern Tribut darzubringen, als den gegenwärtigen, nur einige Seiten umfaſſenden, werde ich das nicht beſſer zu thun vermögen, als es Herr Paulin Limayrac, und einige Zeit vor dem Tode des Meiſters Herr Alexander Dumas gethan hat. Dieſes Kapitel in den Memoiren des Verfaſſers von Antony iſt wunderſchön und liefert den Beweis, daß das Genie Alles berühren kann und daß der fruchtbare Romanſchreiber, der dramatiſche und lyriſche Dichter, der heitere Kritiker und der phantaſiereiche Künſtler, kurz alle Menſchen, die in Alexander Dumas enthalten ſind, den philoſophiſchen Schriftſteller nicht verhindert haben, ſich in ihm zu entwickeln und ſich bei Gelegenheit mit gleicher Macht zu zeigen.

wiederholen wird: daß dieſer große Denker in allen Phaſen ſeiner Entwickelung, wenn nicht vollkommen logiſch, doch bewunderungswürdig logiſch geweſen iſt. Was die zuweilen überraſchte, aber ernſt ſtrebende Kritik, deren Geſichtspunkt im Augenblicke etwas beſchränkt war, Evolutionen des Genies genannt hat, war nichts als der göttliche Fortſchritt eines Geiſtes, der in den Banden des Glaubens einer frühern Zeit erblüht und von der Vorſehung verurtheilt war, dieſe Bande, trotz aller Schwierigkeiten, durch eine Logik zu erweitern und zu zerbrechen, die mächtiger war, als die der Schulen, durch die Logik des Gefühls.

Davon wurde ich beſonders überzeugt, wenn ich eine Viertelſtunde ſein zugleich naives und tiefſinniges Geſpräch mit anhörte. Vergebens verſuchte Sainte-Beuve in ſeinem reizenden Briefe und geiſtreichen Geſprächen mich auf die Inkonſequenzen des Verfaſſers des Essai sur l'indifférence aufmerkſam zu machen. Sainte-Beuve ſchien damals die Syntheſe ſeines Jahrhunderts nicht anzuerkennen; aber er war dennoch ihrem Laufe gefolgt und hatte den Flug Lamennais' bis zu den Proteſtationen der „Zukunft" bewundert. Als er ihn an der Politik der Thaten theilnehmen ſah, berührte es ihn unangenehm, dieſen erhabenen Namen in Gemeinſchaft mit ſoviel andern Namen zu erblicken, die gegen ſeinen Glauben und ſeine Lehre zu ſtreiten ſchienen.

Sainte-Beuve beleuchtete und tadelte den Widerſpruch dieſer Handlungsweiſe mit ſeinem gewöhnlichen Talente, aber es genügte, dem Eremiten von la Chenaie ins Geſicht zu ſchauen, ihn mit den Augen der Seele anzuſehen und mit dem Herzen anzuhören, um zu fühlen, daß dieſe Kritik

nur den Schein richtete. Man fühlte dann unwillkürlich, was in dieſer reinen Seele und in dieſem Herzen vorging, das die Gerechtigkeit und Wahrheit bis zur Leidenſchaft liebte. Es war ein Gemiſch von abſolutem Dogmatismus und ungeſtümen Gefühlsleben in ihm. — Lamennais verließ eine erforſchte Welt niemals durch die Pforte des Stolzes, der Laune und der Neugier. Nein, er wurde daraus vertrieben durch die höchſten Regungen verletzter Zärtlichkeit, tiefen Mitleids und zornerfüllter Nächſtenliebe. Sein Herz ſagte dann wahrſcheinlich zu ſeiner Vernunft: „Du haſt geglaubt das Rechte gefunden zu haben. Du hatteſt dieſes Allerheiligſte entdeckt und glaubteſt für immer darin bleiben zu können. Du forſchteſt nicht darüber hinaus, ſondern hatteſt Deinen Sitz zurecht gemacht, die Vorhänge zugezogen und die Thür verſchloſſen. Du meinteſt es ernſt und häufteſt, um Dich in dem, was Du für gut und wahr hielteſt, zu befeſtigen wie in einer Citadelle, auf Deiner Schwelle alle Argumente der Wiſſenſchaft und Dialektik. — Nun wohl, Du hatteſt Dich geirrt! Denn es wohnten Schlangen bei Dir, ohne daß Du es wußteſt. Sie hatten ſich kalt und ſtumm unter den Altar geſchlichen und jetzt da ſie ſich erwärmt haben, ziſchen ſie und erheben den Kopf. Laß uns fliehen, dieſer Ort iſt verflucht und die Wahrheit würde darin profanirt werden. Laß uns unſere Laren, unſere Arbeit, unſere Entdeckungen und unſern Glauben weiter tragen; aber wir wollen weiter gehen, wollen höher ſteigen und den Geiſtern folgen, die ſich erheben, indem ſie ihre Ketten zerbrechen; laß uns ihnen folgen, um ihnen einen neuen Altar zu bauen, um ihnen ein göttliches

Ideal zu erhalten, indem wir ihnen helfen ſich von den Banden zu befreien, die ſie nachſchleppen, und ſich von dem Gifte zu heilen, welches ſie in dieſem ſchrecklichen Gefängniſſe beſchmutzt hat."

Und dieſes große Herz und dieſe edelmüthige Vernunft, die einander überall nachgaben, wanderten in Gemeinſchaft weiter. Sie bauten zuſammen eine ſchöne, neue, nach allen Regeln der Philoſophie aufgeführte Kirche. Und es war wunderbar zu ſehen, wie der begeiſterte Architekt den Buchſtaben ſeines alten Glaubens dem Geiſte ſeiner neuen Offenbarung zu beugen wußte. Welche Veränderung war in ihm vorgegangen? Seiner Meinung nach keine. Ich habe ihn zu verſchiednen Zeiten ſeines Lebens ſagen hören: „Ich glaube nicht, daß irgend Jemand mir beweiſen könnte, daß ich heute nicht noch ein eben ſo orthodoxer Katholik bin, wie ich war, als ich l'Essai sur l'indifférence ſchrieb." Und er hatte für ſeinen Theil recht. Zur Zeit als er das Buch herausgab, hatte er noch nicht den Papſt neben dem Czaren ſtehen ſehen, um die Opfer zu ſegnen. Wenn er es geſehen hätte, ſo würde er gegen die Ohnmacht des Papſtes und gegen die Gleichgültigkeit der Kirche in Bezug auf die Religion proteſtirt haben. Und was hätte ſich im Herzen und Gewiſſen des Gläubigen verändert? Nichts, in der That. Er verließ niemals ſein Prinzip, ſondern nur die unvermeidlichen Conſequenzen ſeiner Prinzipien.

Wollen wir nun ſagen, daß er wirklich inkonſequent war im täglichen Verkehr, in ſeinen Neigungen, ſeiner Leichtgläubigkeit, ſeinem plötzlichen Mißtrauen und ſeiner oft un-

vermutheten Rückkehr? Nein, obwohl wir zuweilen gelitten haben durch die Leichtigkeit, mit der er ſich dem vorübergehenden Einfluſſe gewiſſer Menſchen hingab, die ſeine Zuneigung benutzten, um ihrer Eitelkeit oder ihrer Rachſucht zu fröhnen, ſo werden wir dieſe Inkonſequenzen doch nicht für wirkliche Inkonſequenzen anſehen, denn ſie kamen nicht aus ſeinem Herzen, ſondern lagen nur auf der Oberfläche ſeines Charakters und wurden durch den Thermometer ſeiner ſchwächlichen Geſundheit beſtimmt. Er war nervös und reizbar und erzürnte ſich oft, bevor er überlegt hatte, und ſein einziger Fehler beſtand darin, daß er oft an ein Unrecht glaubte, welches zu unterſuchen er ſich nicht Zeit nahm. Aber obgleich er mich mehr als einmal mit Unrecht beſchuldigte, iſt es mir doch nicht möglich geweſen, den geringſten Zorn gegen ihn feſtzuhalten. Ich muß geſtehen, daß ich eine faſt mütterliche nachſichtige Zärtlichkeit für den Greis fühlte, den ich zugleich als einen Apoſtel meiner Kirche und den Gegenſtand der höchſten Verehrung betrachtete. Durch ſein Genie und ſeine Tugend ſtand er in meinem Himmel, aber in ſeiner Schwächlichkeit und Verdrießlichkeit, in ſeinem Schmollen und ſeinem Mißtrauen erſchien er mir wie ein großherziges Kind, zu dem man von Zeit zu Zeit ſagen muß: „Nimm Dich in Acht, Du wirſt ungerecht. Oeffne doch die Augen!“

Wenn ich einen ſolchen Mann ein Kind nenne, ſo geſchieht das nicht von der Höhe meiner armen Vernunft, ſondern im Grunde meines betrübten Herzens, das ihm über das Grab hinaus treu und mit Liebe ergeben iſt. Was giebt es Rührenderes, als einen Mann von dieſem Genie,

dieſen Kenntniſſen und dieſer Tugend zu ſehen, der in ſeiner unvergleichlichen Beſcheidenheit die Reife des Charakters nicht erreichen kann? Rührt es Euch nicht, wenn Ihr den Löwen durch einen kleinen Hund, den Gefährten ſeiner Gefangenſchaft, beherrſcht ſeht? Lamennais ſchien ſeine Kraft nicht zu kennen und ich glaube nicht, daß er eine Ahnung von ſeiner Bedeutung für ſeine Zeitgenoſſen und für die Zukunft hatte. Je mehr ſein Begriff von ſeiner Pflicht, ſeiner Miſſion und ſeinem Ideal ſich erweiterte, je mehr war er überzeugt, daß ſein inneres und individuelles Leben unwichtig ſei. Er hielt es für nichts und überließ es unbedenklich den Einflüſſen und den Menſchen, die ihn im Augenblicke umgaben. Der unbedeutendſte Schulfuchs hätte ihn erſchüttern, irre machen und ſtören können, ja es würde einem ſolchen möglich geweſen ſein ihn zu überreden, daß er die reine Sphäre, in der er ſich bewegte, und ſeine beſcheidenen Gewohnheiten verlaſſen müßte. Er würdigte Jeden einer Antwort, fragte die Unbedeutendſten um Rath, disputirte mit ihnen und hörte ihnen mit der naiven Bewunderung zu, die ein Schüler für ſeinen Lehrer hat.

Aus dieſer rührenden Schwäche und dieſer unbeſchreiblichen Demuth entſtanden indeſſen zuweilen Mißverſtändniſſe, unter denen ſeine wahren Freunde litten. In Bezug auf mich kann ich nur ſagen, daß ſich die Individualität Lamennais' niemals an meine Perſönlichkeit, ſondern nur an meine ſozialen Anſichten ſtieß. Nachdem er mich vorwärts getrieben hatte, fand er, daß ich zu ſchnell ging — ich hingegen bemerkte, daß er für meinen Geſchmack zu langſam vorwärts ſchritt. Wir hatten von unſrem Standpunkte aus beide

Recht, obgleich der meinige in den Wolken, der seinige im hellen Sonnenschein war, denn, ich wage es zu sagen, wir standen uns gleich in der Reinheit der Absicht und im guten Willen.

Ich werde die Geschichte der kleinen Spaltungen zwischen ihm und mir an einem andern Orte erzählen, nicht um von mir zu sprechen, sondern um ihn in seiner apostolischen Rauheit und Härte zu zeigen, die durch die höchste Unparteilichkeit und Güte gemildert wurde. Es genügt hier zu sagen, daß er mir vorerst in einigen kurzen, aber inhaltsreichen Gesprächen eine neue Methode der religiösen Philosophie eröffnete, die einen großen Eindruck auf mich machte und mir sehr wohl that, während seine bewunderungswürdigen Schriften der fast erlöschenden Flamme meiner Hoffnung neues Leben gaben.

Auch von Pierre Leroux werde ich für den Augenblick mit derselben Kürze sprechen, und zwar aus dem schon angeführten Grunde. Ich werde, um nicht nur die Hälfte zu sagen, nur soviel erzählen, als zur Erklärung seines Einflusses auf mich nöthig ist.

Es war einige Wochen vor dem April-Prozeß. Planet war in Paris und immer mit der sozialen Frage beschäftigt, obwohl man ihn seines Lieblingswortes wegen verlachte. Er nahm mich bei Seite und bat mich ernst und eindringlich, ihm zur Lösung der socialen Frage behülflich zu sein. Er wollte sich ein Urtheil über die Zeit, die Ereignisse, die Menschen, ja selbst über seinen geliebten Lehrer Everard verschaffen; er wollte über seine eigne Handlungs-

weiſe, ſeine eignen Neigungen zu Gericht ſitzen, er wünſchte mit einem Worte zu wiſſen, wohin ſein Weg führe.

Eines Tages, nachdem wir lange zuſammen geſprochen hatten, als ich ihm ganz dieſelben Fragen vorlegte, die er von mir beantwortet ſehen wollte, und als wir endlich zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß wir das Bindemittel nicht zu finden wußten zwiſchen der Revolution, die man gemacht hatte, und der, die wir noch hervorbringen wollten, da kam mir ein glücklicher Gedanke.

„Ich habe von Sainte-Beuve gehört," ſagte ich, „daß es zwei Menſchen gäbe, deren ausgezeichneter Verſtand das Problem in einer Weiſe beleuchtet und erforſcht hätte, die meinen Wünſchen entſpräche und meine Zweifel und Sorgen beſchwichtigen würde. Sie waren durch die Macht der Verhältniſſe und den Drang der Zeit weiter vorgeſchritten als Lamennais, da ſie nicht wie er durch die Hinderniſſe des Katholicismus aufgehalten wurden. Sie ſind in den weſentlichſten Punkten ihrer Lehre einig, und haben eine Schule um ſich verſammelt, deren Sympathie den Eifer ihrer Arbeit unterſtützt. Dieſe beiden Männer ſind Pierre Leroux und Jean Reynaud." Als Sainte-Beuve ſah, wie ich mit den Zweifeln der Lelia rang, rieth er mir bei ihnen Licht zu ſuchen, und erbot ſich mir dieſe weiſen Aerzte des Geiſtes zuzuführen. Aber ich wollte das nicht, ich wagte es nicht, denn ich bin zu unwiſſend, um ſie zu verſtehen, zu dumm, um ſie beurtheilen zu können, und zu ſchüchtern, um ihnen meine innern Zweifel vorzulegen. Indeſſen findet ſich, daß Pierre Leroux ebenfalls ſehr ſchüchtern iſt, ich habe ihn geſehen, und würde es mit ihm wohl wagen, aber wie ſoll ich zu ihm

gelangen, wie ihn einige Stunden feſſeln? Wird er uns nicht ins Geſicht lachen, wie die Andern, wenn wir ihm die ſociale Frage vorlegen?

„Das laſſen Sie meine Sorge ſein," ſagte Planet, „ich werde es wagen, und wenn er lacht, ſo ſoll mir das auch gleichgültig ſein, wenn er mich nur belehrt. Schreiben Sie ihm und bitten Sie ihn, einem Ihrer Freunde, einem Müller oder guten Landmann, ſeinen republikaniſchen Katechismus in einer zwei- oder dreiſtündigen Unterredung mitzutheilen. Ich hoffe, daß ich ihn nicht einſchüchtern werde, und Sie geben ſich das Anſehen, als hörten Sie die Sache nur mit an."

Ich ſchrieb in dieſem Sinne an Pierre Leroux und er ſpeiſte mit uns beiden in dem Dachſtübchen. Anfänglich war er ſehr befangen, denn er war zu klug, um meine unſchuldige Liſt nicht zu bemerken, er zögerte etwas, ehe er ſich ausſprach. Pierre Leroux iſt nicht beſcheidener als Lamennais, ſondern ſchüchtern, das war Lamennais nicht. Aber die Leutſeligkeit Planet's, ſeine unumwundenen Fragen, ſein aufmerkſames Zuhören und ſein leichtes Verſtehen, ſetzten Leroux bald in eine behaglichere Stimmung, und nachdem er ein wenig um die Frage herumgegangen war, wie er zuweilen thut, wenn er ſpricht, drückte er ſich mit Klarheit und erſtaunlicher Beredſamkeit aus, und ſprühte Blitze, wie eine mächtige Gewitterwolke. Es giebt nichts Koſtbareres als ſeine Belehrung, wenn man ſich nicht zu ſehr mit der Formulirung ſolcher Punkte quält, bei deren Erklärung er ſich ſelbſt nicht genügt hat. Sein Geſicht iſt ſchön und ſanft, das Auge durchdringend und rein, ſein Lächeln iſt liebreich, die Stimme

angenehm; und dieſer Ausdruck ſeines Accents und ſeiner Phyſiognomie, dieſe Reinheit und wahre Güte bildet ein Ganzes, das eben ſo überzeugend wirkt, als die Macht ſeiner Schlüſſe. Er war der größte Kritiker der hiſtoriſchen Philoſophie, und wenn er den Zielpunkt ſeiner perſönlichen Philoſophie nicht mit Genauigkeit zeichnete, ſo beleuchtete er wenigſtens die Vergangenheit in einem ſo hellen Lichte, und ließ einen ſo ſchönen Strahl auf alle Wege der Zukunft fallen, daß man fühlte, wie die Binde von den Augen geriſſen wurde.

Ich fühlte meinen Kopf nicht beſonders klar, als er von dem Eigenthum der Arbeitsinſtrumente ſprach, eine Frage, die er damals noch ungelöſt mit ſich herumtrug, die er aber ſeitdem in ſeinen Schriften beleuchtet und erklärt hat. Die philoſophiſche Sprache hatte noch zuviel Geheimnißvolles für mich und ich war nicht im Stande die ganze Ausdehnung der Frage zu faſſen — aber die Logik der Vorſehung wurde mir durch ſeine Reden klar und das war ſchon viel; es war ein Grundſtein auf dem Felde der Reflexionen. Ich nahm mir vor, die Geſchichte der Menſchheit zu ſtudiren, aber ich that es nicht und erſt ſpäter gelang es mir mit Hülfe dieſes großen und edeln Geiſtes einige Gewißheit zu gewinnen.

Bei dem erſten Zuſammentreffen wurde ich durch das äußere Leben zu ſehr in Anſpruch genommen und geſtört. Ich mußte ohne Ruhe und Raſt produziren und ohne die Hülfe irgend einer Philoſophie Herzens-Geſchichten aus mir ſelbſt herausſchreiben, um die Erziehung meiner Tochter bezahlen zu können und den Pflichten Genüge zu leiſten, die

ich gegen Andere und gegen mich ſelbſt hatte. Ich fühlte damals das Furchtbare dieſer nur auf die Arbeit geſtützten Exiſtenz, deren Verantwortlichkeit ich übernommen hatte. Es war mir nicht geſtattet einen Augenblick anzuhalten, um meine Arbeit noch einmal durchzuſehen, oder um die Inſpiration zu erwarten — und ich fühlte Anfälle von Gewiſſensbiſſen, wenn ich bedachte, wie viel Zeit ich einer müßigen Arbeit widmete, während ich das Bedürfniß fühlte, mich einem ernſten, heilſamen Nachdenken zu überlaſſen. Die Leute, die nichts zu thun haben, und die den Künſtler mit Leichtigkeit produziren ſehen, ſind leicht erſtaunt zu hören, wie wenig Stunden und Augenblicke dieſer für ſich ſelbſt hat. Sie wiſſen nicht, daß dieſe Gymnaſtik der Phantaſie, wenn ſie nicht die Geſundheit angreift, wenigſtens eine Ueberreizung der Nerven, ein Zudrängen von Bildern und eine Ermattung der Seele hinterläßt, welche es nicht möglich machen, ſich einer andern Art von Arbeit mit Eifer zu widmen.

Ich verwünſchte meine Arbeit zehnmal täglich, wenn ich von ernſten Schriften hörte, die ich hätte leſen mögen, oder von Dingen, die ich gern geſehen hätte. Wenn ich mit meinen Kindern zuſammen war, wünſchte ich nur für ſie und mit ihnen zu leben. Und wenn meine Freunde zu mir kamen, warf ich mir vor, daß ich ſie nicht oft genug ſah und zuweilen in ihrer Mitte zerſtreut war. Es ſchien mir, als ob das wahre Leben an mir vorüberginge wie ein Traum und die imaginäre Welt des Romans ſich mit quälender Wirklichkeit auf meine Seele lagerte.

Dann ſehnte ich mich nach Nohant, aus dem mich meine

Schwachheit verbannte und das mir durch meine eigne Schuld verſchloſſen war. Warum hatte ich den Contrakt zerriſſen, der mir die Hälfte meiner Revenüen ſicherte? Ich hätte dann wenigſtens ein Häuschen in der Nähe von Nohant miethen und mich einen Theil des Jahres, während Moritz Ferien hatte, mit meiner Tochter dorthin zurückziehen können. Ich würde mich dort, unter dem Himmel, wo ich meine Kindheit verlebte, in der Mitte meiner Jugendfreunde erholt und ausgeruht haben; ich hätte ſehen können, wie der Rauch von Nohant hinter den Bäumen aufſtieg, die meine Großmutter gepflegt hatte; ich wäre nahe genug geweſen, um mir einzubilden, ich dürfte in ihrem Schatten in Freiheit leſen und träumen; und doch weit genug, um das Leben nicht zu ſtören, das man jetzt dort führte.

Everard, dem ich von meinem Heimweh und meinem Ekel vor Paris ſagte, rieth mir mich in Bourges oder in der Umgegend niederzulaſſen. Ich machte eine kleine Reiſe dorthin. Einer meiner Freunde, welcher eben wegging, überließ mir ſein Haus, wo ich einige Tage allein in Geſellſchaft Lavater's verlebte, den ich in der Bibliothek fand und über den ich mit Vergnügen eine kleine Arbeit ſchrieb. Dieſe Einſamkeit inmitten einer todten Stadt, in einem verlaſſenen Hauſe voll Poeſie, ſchien mir köſtlich. Everard, Planet und die Herrin des Hauſes, eine vortreffliche, ſorgſame Frau, beſuchten mich Abends auf eine oder zwei Stunden; dann brachte ich die Hälfte der Nacht beim Mondenſchein allein in einem kleinen Blumengarten zu und genoß die köſtlichen Wohlgerüche des Sommers und die heilſame Ruhe, die ich mir faſt mit dem Degen in der Hand erkämpfen

mußte. Ein benachbarter Reſtaurant, der meinen Namen nicht wußte, brachte mir meine Mahlzeiten in einem Korbe, den ich durch ein Fenſter im Hofe empfing, und ſo war ich noch einmal von der Welt vergeſſen und vergaß mein eignes wirkliches Leben.

Aber ich konnte nicht lange in dieſer reizenden Zurückgezogenheit bleiben. Ich konnte das Haus, vielleicht das einzige in der ganzen Stadt, das mir wegen ſeiner Lage in einem ſtillen Stadttheile, ſeiner Einſamkeit und ſeiner zugleich beſcheidnen und comfortabeln Einrichtung gefiel, nicht beſitzen. Ueberdies hätte ich meine Kinder bei mir haben müſſen und die Abgeſchiedenheit würde ihnen nicht gut geweſen ſein. Sobald ich nur den Fuß in die Straßen von Bourges geſetzt hätte, würde die ganze Stadt von meinem Daſein gewußt haben und ich konnte mich mit der Idee des Lebens in einer Provinzialſtadt nicht befreunden. Ich hatte noch keine Ahnung, daß mir in nächſter Zeit eine ſolche Exiſtenz bevorſtand und daß ich mich ſehr gut hineinfinden würde.

Ich gab trotz der Bitten Everard's den Gedanken auf mich hier niederzulaſſen. Die Gegend gefiel mir nicht; eine mit Sümpfen durchzogne Fläche ohne Bäume dehnte ſich um die Stadt herum aus wie die Campagna von Rom. Man mußte weit gehen, um fließendes Waſſer und Bäume zu finden. Und endlich muß ich noch ſagen, daß, ſo angenehm der Umgang Everard's war, wenn ihn Planet oder ein oder zwei andere Freunde theilten, ein tête à tête mit ihm mich angriff. Er war zu glänzend und hatte Jemand nöthig, der ihn fragte, damit er Antwort geben konnte. Die Andern thaten das — ich

konnte nur zuhören. Wenn wir allein waren, ſtörte ihn mein Schweigen und er ſah es als ein Zeichen des Mißtrauens oder der Gleichgültigkeit gegen ſeine politiſchen Ideen an. Sein herrſchſüchtiger Geiſt peinigte ihn mir gegenüber, denn ich laſſe mich ſehr leicht hinreißen, aber nicht beherrſchen. Ich bewahrte mir ihm gegenüber inſtinktartig ein Allerheiligſtes in meinem Innern, welches unverletzlich war, ein Heiligthum, das ich von allen irdiſchen Dingen, inſofern ſie eitel und aufregend waren, frei zu halten wußte. Wenn er mich, nach der Gewohnheit der Männer der That, mit einem Netz von Argumenten umſtrickt hatte, bald um mir vortreffliche Verhaltungsregeln zu erklären, bald um politiſche Nothwendigkeiten zu rechtfertigen, die ich für ſtrafbar oder nichtig hielt, dann mußte ich antworten, und obgleich die Diskuſſion meiner Natur widerſteht und es mir ſchmerzlich iſt, andrer Meinung zu ſein, als die, welche ich liebe. ſo antwortete ich ihm doch gut und klar. Ich war ſelbſt erſtaunt darüber und es koſtete mich eine Anſtrengung, als ſpräche ich im Traume — aber ich ſah mit Schrecken, welchen Eindruck meine Worte auf ihn machten. Sie brachten ihm einen tiefen Ekel an ſeiner eignen Exiſtenz bei, nahmen ihm den Glauben an die Zukunft und ſtörten ſeine Ueberzeugung.

Das würde für eine ſtarke Natur, die ſich zu mäßigen wußte, recht gut geweſen ſein, aber auf einen ſo glühenden Menſchen wie er, der oft plötzlich von einem Extrem in's andere fiel, war die Wirkung eine verderbliche. Er ſagte dann, ich hätte die unantaſtbare Wahrheit für mich, ich wäre viel philoſophiſcher und aufgeklärter als er, er wäre ein

unglücklicher, immer durch Trugbilder irre geführter Poet u. ſ. w. Dieſer für alle Eindrücke empfängliche Geiſt, der eben ſo naiv in ſeiner Beſcheidenheit, als ſophiſtiſch und herrſchſüchtig in ſeinem Stolze war, fand in keiner Sache eine Mittelſtraße. Er ſagte, er wolle ſeine politiſche Carriere, ſeinen Beruf und ſeine Geſchäfte aufgeben und ſich auf ſein kleines Beſitzthum zurückziehen, um dort im Schatten der Weiden, an murmelnden Gewäſſern die Poeten und Philoſophen zu leſen.

Ich mußte dann ſeinen Geiſt wieder aufrichten, ihm ſagen, daß er meine Logik bis zur Abſurdität treibe, ihn an die ſchönen und vortrefflichen Gründe erinnern, die er angeführt hatte, um mich aus meiner Apathie zu reißen, Gründe, die mich ſo überzeugt hätten, daß ich fortan nur mit Ehrfurcht von der revolutionären Miſſion und dem Werke der Demokratie ſprechen würde.

Wir ſtritten uns nicht mehr über das Syſtem Baboeuf's, denn er hatte es aufgegeben, um ſich in ein andres zu verſenken. Er las jetzt Montesquieu wieder und war für den Augenblick für eine gemäßigte Politik, denn er ſtand immer unter dem Einfluſſe einer Perſon oder eines Buches. Etwas ſpäter las er „Obermann" von Senancourt und ſprach drei Monate lang davon, ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Dann hatte er religiöſe Gedanken und träumte vom Kloſterleben, worauf er ein Anhänger von Plato und ſpäter ein Jünger von Ariſtoteles wurde; endlich zu der Zeit, als ich ſeinen Weg aus den Augen verlor, war er wieder zu Montesquieu zurückgekehrt.

In allen dieſen Phaſen des Enthuſiasmus und der

Ueberzeugung war er ein großer Dichter, ein großer Redner oder großer Künſtler. Sein Geiſt ergriff und verarbeitete Alles. Er war eben ſo unmäßig in der Thätigkeit wie in der Niedergeſchlagenheit und hatte eine Periode des Stoicismus, in welcher er uns mit zugleich rührender und lächerlicher Energie Mäßigung predigte.

Wenn er über allgemeine Ideen ſprach, konnte man nicht müde werden ihm zuzuhören, aber wenn er anfing die Diskuſſion über dieſe Ideen perſönlich zu nehmen, wurde das intime Verhältniß zu ihm ein Gewitterſturm; ein ſchöner Gewitterſturm voll Großartigkeit und Pracht, das iſt nicht zu läugnen, aber ich beſaß nicht die Fähigkeit ihn lange auszuhalten, ohne matt zu werden. In dieſer Aufregung beſtand ſein Leben; er war ein Adler, der im Sturm über der Erde ſchwebte; ich war ein Vogel mit kleinen Flügeln und hätte meinen Tod darin gefunden.

Es gab beſonders einen Zug an ihm, in den ich mich nicht finden konnte, nämlich den ſchnellen Wechſel. Er verließ mich zuweilen am Abende mit ganz ruhigen und verſtändigen Anſichten und erſchien am andern Morgen ganz umgewandelt und förmlich wüthend darüber, daß er ſich am Abende vorher hatte beruhigen laſſen. Dann verläumdete er ſich, ſagte, er wäre ehrgeizig im beſchränkteſten Sinne des Wortes, und ſpottete über meine Beſchränkungen und Gewiſſensſcrupel; er ſprach von politiſcher Rache, ſchrieb ſich ſelbſt Haß und Rachſucht zu und ſchmückte ſich mit allerlei Verkehrtheiten, ſelbſt mit Gemüthsfehlern, die er nicht beſaß und ſich auch niemals aneignen konnte. Ich lächelte nur und ließ ihn reden, denn ich betrachtete dieſe Ausbrüche

wie einen Fieberanfall, oder wie eine unnütze Abſchweifung vom Thema, die mich ein wenig langweilte, die aber bald ihr Ende erreichen mußte. Sie erreichte es auch immer und dann war ich erſtaunt zu ſehen, wie plötzlich ſeine Gedanken eine ganz andere Richtung nahmen, und wie vollſtändig er vergaß, was er eben laut gedacht hatte. Ich war davon zuweilen beunruhigt und fand wieder beſtätigt, was ich ſchon anderwärts bemerkt hatte, nämlich, daß die größten Genies zuweilen wie vom Wahnſinn behaftet zu ſein ſcheinen. Wenn Everard nicht immer Zuckerwaſſer getrunken hätte, ſelbſt bei den Mahlzeiten, ſo würde ich ihn oft für betrunken gehalten haben.

Ich war innig genug mit ihm befreundet, um ihn bei ſolchen Ausbrüchen zu ſchonen und ſie ohne Verdrießlichkeit zu ertragen. Die Freundſchaft des Weibes iſt im allgemeinen mütterlicher Art und dies Gefühl hat mehr Einfluß auf mein Leben gehabt, als ich wollte. Ich hatte Everard in Paris während einer ernſten Krankheit gepflegt. Er hatte viel gelitten und ich bewunderte oft ſeine Sanftmuth und Geduld und ſeine Erkenntlichkeit für die kleinſte Aufmerkſamkeit. Dies iſt ein Band, durch welches die innigſten Freundſchaftsverhältniſſe geknüpft werden. Er fühlte für mich die rührendſte Dankbarkeit und ich hatte mich daran gewöhnt ihn geiſtig zu verhätſcheln. Ich hatte mit Planet ganze Nächte an ſeinem Bette zugebracht, um das Fieber, das ihn peinigte, durch freundliche Worte zu bekämpfen, die auf dieſe ganz vergeiſtigte Natur beſſere Wirkung hervorbrachten, als die Mixturen des Arztes. Ich hatte ſein Delirium beſchwichtigt, ſeine Unruhe beſänftigt, ſeine Briefe

geſchrieben, ſeine Freunde zu ihm geführt und allen Aerger, der ihm drohete, abgewehrt. Moritz hatte ihn an ſeinen freien Tagen gepflegt wie ſeinen Großvater. Er betete meine Kinder an und meine Kinder liebten ihn.

Es waren alſo ſanfte Ketten, die mich an Everard feſſelten, und die Reinheit unſrer gegenſeitigen Neigung machte ſie mir nur noch theurer. Es war mir meinestheils ganz gleichgültig, daß man die Natur unſeres Verhältniſſes mißverſtehen könnte; unſere Freunde wußten, welcher Art es war, und ſanktionirten es durch ihre fortwährende Gegenwart. Aber ich fand mich in meiner Hoffnung, daß ein ſolches geſchwiſterliches Uebereinkommen eine Garantie für ungeſtörte Seelenruhe ſein werde, ſehr getäuſcht. Everard beſaß nicht die geiſtige Klarheit Rollinat's. Seine Empfindungen waren keuſch, aber nicht ruhig. Er wollte die Seele allein und ausſchließlich beſitzen und war auf dieſen Beſitz ebenſo eiferſüchtig wie ein Liebhaber oder Ehemann auf den Beſitz der Perſon. Daraus entſtand eine Art von Tyrannei, die allerdings lächerlich war, die man aber ertragen oder bekämpfen mußte.

Ich that drei Jahre lang abwechſelnd das Eine oder das Andere. Meine Vernunft empörte ſich gegen den Einfluß Everard's, wenn dieſer unvernünftig war, aber mein Herz ertrug die Laſt und den Reiz ſeiner Freundſchaft bald mit Freude, bald mit Bitterkeit. Das ſeinige war ein Schatz von Güte und man fühlte ſich ſtolz und glücklich, es zu beſitzen; ſein Charakter war großartig und unfähig, ſich in kleinlichen Einzelnheiten zu verlieren, aber er hatte Launen,

unter denen man litt, wenn man ihn darunter leiden sah und die Unmöglichkeit fühlte, ihm den Schmerz zu ersparen.

Um nicht immer auf Scenen zurückkommen zu müssen, die sich während dieser drei Jahre oft und auch später noch zuweilen wiederholten, jedoch immer seltener, will ich die Ursache unsrer Streitigkeiten in wenige Worte zusammenfassen. Everard nährte, inmitten seines stürmischen Hin- und Herschwankens und der Ueberstürzung entgegengesetzter Ideen, den nagenden Wurm des Ehrgeizes in seiner Brust. Man hat gesagt, er liebte das Geld und den Einfluß. Ich habe nie engherzige und häßliche Neigungen an ihm bemerkt. Wenn ihn ein Geldverlust peinigte oder ein glücklicher Erfolg dieser Art erfreute, so geschah dies immer mit der berechtigten Erregung eines Kranken, der immer fürchtet, daß ihn seine Kräfte verlassen und seine Arbeit und die Erfüllung seiner Pflicht unmöglich werden könnten. Er war arm und verschuldet gewesen und hatte eine reiche Frau geheirathet. Wenn das kein Unrecht war, so war es wenigstens ein Unglück. Seine Frau hatte Kinder und der Gedanke, diese seiner persönlichen Bedürfnisse wegen zu berauben, war ihm entsetzlich. Er wollte sich ein Vermögen erwerben, nicht nur um ihnen nichts zu entziehen, sondern auch um seiner Zärtlichkeit und einem sehr begreiflichen Stolze zu genügen und sie reicher zu hinterlassen, als sie gewesen waren, da er sie adoptirt hatte.

Sein Arbeitseifer, seine Sorge um eine Schuld, seine Sorgsamkeit bei der Anlegung des Geldes, das er im Schweiße seines Angesichts erworben hatte, stammten also aus einem ernsten und wichtigen Beweggrunde, und man

konnte ihn deshalb durchaus nicht beſchuldigen; aber wenn ein Mann eine politiſche Rolle ſpielt, ſo muß er auch ſein Vermögen opfern können — kann er es nicht, ſo wird man immer ſagen, er hätte es nicht gewollt.

Das Streben Everard's ging nach einem höheren Ziele. Er wünſchte ſich Macht. Warum er ſie wünſchte, würde ſchwer zu ſagen ſein. Es war ein Trieb ſeiner Organiſation, nichts weiter. Er war weder verſchwenderiſch, noch eitel, noch rachſüchtig und ſah in der Macht nur das Vergnügen zu handeln und zu befehlen. Er hätte ſich ihrer niemals bedienen können. Seit er ſeine öffentliche Laufbahn eingeſchlagen hatte, fühlte er nur Entmuthigung und Ekel vor ſeiner Aufgabe. Seit man ihm blind gehorchte, bemitleidete er ſeine Sclaven. So war es in Allem; er fand jedes Ziel, nach dem er eifrig geſtrebt hatte, unter ſeinen Wünſchen, ſobald es erreicht war.

Aber er gefiel ſich in der Beſchäftigung eines Staatsmannes. Er war im höchſten Grade erfahren in ſeiner Wiſſenſchaft, wußte ſich mit vieler Gewandtheit ein Verſtändniß der Geſchäfte zu verſchaffen, die er nicht ſtudirt hatte, und ſich mit den verſchiedenſten Begriffen zu aſſimiliren; er war mit einem eben ſo erſtaunlichen Gedächtniſſe begabt, wie Pierre Leroux, war unbeſiegbar in der Beweisführung und in der Begründung der Thatſachen und fühlte, daß ihn dieſe glänzenden Fähigkeiten durch ihre Unthätigkeit erſtickten. Die Monotonie ſeines Geſchäfts brachte ihn zur Verzweiflung, während die Anſtrengung, die es forderte, ſeine Geſundheit vollends zu Grunde richtete. Er träumte von einer Revolution, wie die Frommen vom Himmel träumen,

und dachte nicht daran, daß er ſeinen Geiſt durch dies maßloſe Streben aufrieb und ihn unfähig machte, ſich ſelbſt in der kleinſten Gefahr und bei der geringſten Anſtrengung zu beherrſchen.

Ich ſuchte dieſen unglücklichen Ehrgeiz vergebens zu unterdrücken und zu beſchwichtigen. Er hatte ohne Zweifel ſeine ſchöne Seite, und wenn das Schickſal ihn begünſtigt hätte, würde er ſich im Feuer der Erfahrung und der Begeiſterung gereinigt haben, aber er fiel in ſich ſelbſt zuſammen, ohne die Nahrung zu finden, die ihm zuſagte, und Everard wurde von ihm verzehrt, ohne daß daraus ein weſentlicher Nutzen für die Sache der Revolution entſtand.

Er iſt über die Erde gegangen, wie eine verirrte Seele, die aus einer beſſern Welt vertrieben war und vergebens nach irgend einer Exiſtenz ſuchte, die ihren hohen Wünſchen entſprach. Er hat den Theil des Ruhmes verſchmäht, der ihm zufiel und manchen Andern trunken gemacht haben würde. Der beſchränkte Gebrauch ſeines ungeheuern Talents genügte ihm nicht. Das iſt wohl verzeihlich — wir verzeihen es ihm Alle; aber wir müſſen bedauern, daß wir nicht die Macht hatten, ihn länger in unſrer Mitte zurückzuhalten.

Aber es war nicht nur um ſeiner Ruhe und Geſundheit willen, daß ich mich bemühte ihn zur Geduld zu bringen; es ſchien mir, als litte ſein eignes Ideal der Gerechtigkeit und Vernunft in dieſem Kampfe zwiſchen ſeinen Neigungen und ſeinen Prinzipien. Während Everard die Welt durch den geiſtigen Fortſchritt der Menſchheit erneuert ſehen wollte, acceptirte er in der Theorie das, was er die Nothwendigkeit

der reinen Politik nannte: die Liſt, den Charlatanismus, die Lüge, Conceſſionen ohne Aufrichtigkeit, Bündniſſe ohne Glauben und Treue und haltloſe Verſprechungen. Er gehörte noch zu Denen, welche ſagen: wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen! Ich glaube nicht, daß er ſein eigenes Leben und Thun nach dieſen beklagenswerthen Verirrungen des Parteigeiſtes regelte, aber ich war betrübt, daß er ſie für verzeihlich oder wenigſtens unvermeidlich hielt. —

Später wurde die Verſchiedenheit unſrer Anſichten noch größer und erſtreckte ſich ſelbſt bis auf das Ideal. Ich war Socialiſtin geworden und Everard war es nicht mehr.

Nach der Februarrevolution, die ihn zur Unzeit in der Phaſe einer etwas dictatoriſchen Mäßigung überraſcht hatte, erlitten ſeine Ideen noch einige Modifikationen. Aber es iſt hier nicht der Ort, die Geſchichte ſeines Lebens zu vervollſtändigen, das durch einen frühzeitigen Tod beſchloſſen iſt. Ich muß zu der Erzählung meines eignen Schickſals zurückkehren.

Ich verließ alſo Bourges mit getheiltem Herzen. Everard's Aufregung bekümmerte mich und ich ſchwankte zwiſchen der Nothwendigkeit, ſie zu fliehen, und dem Bedauern, ihn in ſeiner Qual allein zu laſſen; aber meine Pflicht rief mich ab und er erkannte das.

Zehntes Kapitel.

Unentſchloſſenheit. — Ich gehe nicht nach Chenaie. — Ein Brief von meinem Bruder. — Ich reiſe nach Nohant. — Großer Entſchluß. — Der Wald von Vavray. — Die Reiſe nach Chateauroux und nach Bourges. — Das Gefängniß in Bourges. — Die Spalte. — Eine Viertelſtunde im Gefängniſſe. — Berathung, Beſchluß und Rückkehr. — Die Familie Duteil. — Das Gaſthaus zur „Boutaille" und die Zigeuner. — Das erſte Urtheil. — Das verlaſſene Haus in Nohant. — Das zweite Urtheil. — Reflexionen über die Eheſcheidung.

Ich wußte nicht recht, was ich thun ſollte. Es war mir ſchrecklich, nach Paris zurückzukehren, und unmöglich, länger ohne meine Kinder zu ſein. Seitdem ich auf das Projekt verzichtet hatte, ſie um einer großen Reiſe willen zu verlaſſen, hätte ich ſie nicht mehr einen Tag entbehren mögen. Mein durch den Kummer niedergedrücktes Herz war zu derſelben Zeit erwacht, wo mein Geiſt die ſocialen Ideen in ſich aufnahm. Ich fühlte, daß meine geiſtige Geſundheit wiederkehrte, und erkannte die wahren Bedürfniſſe meines Herzens.

Aber in Paris konnte ich nicht mehr arbeiten, ich war krank. Im Parterre waren die Arbeiter wieder eingezogen und die Zudringlichen und Neugierigen machten meinen Freunden und meiner Arbeit die Zeit ſtreitig. Die Politik, auf's Neue angeregt durch das Attentat Fieſchi's, wurde eine bittere Quelle für die Reflexionen. Man benutete den Mordverſuch aus und verhaftete Armand Carrel, einen der edelſten Männer unſrer Zeit; man ging mit großen Schritten auf die Septembergeſetze zu. Das Volk ließ Alles geſchehen.

Ich hatte während des Aprilproceſſes keine großen Hoff-

nungen gefaßt, aber mochte man ſo vernünftig oder ſo peſſimiſtiſch ſein, als man wollte, man fühlte damals etwas wie einen Lebenshauch in der Luft, der plötzlich zu Eis erſtarrte. Die Republik floh für eine neue Anzahl von Jahren aus unſrem Geſichtskreiſe.

Lamennais hatte mich eingeladen, einige Tage in Chenaie zuzubringen; ich reiſte dahin ab, aber ich hielt unterwegs an und fragte mich, was ich, die ich ſo linkiſch, ſtumm und langweilig war, dort thun ſolle. Es war ſchon viel, wenn man ihn um eine Stunde ſeiner koſtbaren Zeit bat, und in Paris hatte er mir zuweilen einige geopfert, aber ihn ganze Tage in Anſpruch zu nehmen, wagte ich nicht. Ich hatte Unrecht, aber ich kannte damals noch nicht ſeine ganze Güte und Leutſeligkeit, wie ich ſie ſpäter kennen lernte. Ich fürchtete die anhaltende Spannung einem großen Geiſte gegenüber, dem ich nicht folgen konnte, und der geringſte ſeiner Schüler würde fähiger geweſen ſein als ich, ein ernſtes Geſpräch zu führen. Ich wußte nicht, daß er ſich im vertrauten Umgange gern von ſeinen angeſtrengten Arbeiten erholte. Niemand plauderte mit ſo viel Unbefangenheit und Leichtigkeit über Dinge, die Alle verſtehen konnten, als er. Und außerdem machte der ausgezeichnete Mann wenig Anſprüche an den Geiſt ſeiner Geſellſchaft. Man konnte ihn mit der unbedeutendſten Kleinigkeit, mit einer Kinderei, einer Albernheit amüſiren und zum Lachen bringen. Und wie lachte er! Er lachte wie Everard bis zum Krankwerden, aber öfter und leichter, als dieſer. Er hat irgendwo geſchrieben, daß das Weinen das Loos der Engel, das Lachen das des Teufels iſt. Der Gedanke iſt da, wo er ſteht, ſehr

ſchön, aber im Leben iſt das Lachen eines guten Menſchen wie der Geſang ſeines Gewiſſens. Heitere Menſchen ſind immer gute Menſchen, er lieferte den Beweis dafür.

Ich ging alſo nicht nach Chenaie, ſondern kehrte um und reiſte nach Paris zurück, wo ich einen Brief von meinem Bruder fand, der mir ſagte, ich möchte nach Nohant kommen. Er ſtand damals auf meiner Seite und gab ſich viele Mühe, meinen Mann zu dem Entſchluſſe zu bringen: mir Nohant und die Revenüen der Beſitzung zu überlaſſen. „Caſimir iſt des Gutes und der Ausgaben, die es erheiſcht, überdrüſſig, ſagte er. Er kann die letztern nicht mehr beſtreiten. Du wirſt mit Deiner Arbeit Alles wieder ordnen können. Er will nach Paris gehen, oder zu ſeiner Stiefmutter nach dem Süden, und wird ſich mit der Hälfte Eurer Revenüen als Garçon reicher finden, als in Deinem Schloſſe. . .“ Mein Bruder, der ſpäter Partei für meinen Mann gegen mich nahm, drückte ſich hier mit vieler Freimüthigkeit und Strenge über den Zuſtand aus, in welchem ſich Nohant in meiner Abweſenheit befinde. „Du darfſt deine Intereſſen nicht in dieſer Weiſe vernachläſſigen, fuhr er fort, es iſt unrecht gegen Deine Kinder“ u. ſ. w.

Mein Bruder wohnte damals nicht mehr in Nohant, aber er machte öftere Reiſen in der Umgegend.

Ich glaubte ſeinen Rath befolgen zu müſſen und fand Dudevant in der That geneigt, Berry zu verlaſſen, und die Laſt und den Nutzen der Reſidenz mir zu überlaſſen. Aber indem er den Entſchluß faßte, zeigte er doch wieder ſo viel Verdruß, daß ich nicht auf der Ausführung beſtand und noch einmal abreiſte, denn ich hatte nicht den Muth, mich

des Geldes wegen in einen Streit einzulaſſen. Dieſer Streit wurde indeſſen einige Wochen ſpäter nothwendig und unvermeidlich. Ich hatte gewichtige Gründe dafür, denn er wurde zur Pflicht gegen meine Kinder, meine Freunde und vielleicht auch gegen das Andenken meiner Großmutter, deren Wunſch und letzter Wille, an dem Orte ſelbſt, den ſie mir übergeben hatte, um mein Leben zu ſchützen und zu ſchirmen, zu offenbar verletzt wurden.

Am 19. Octbr. 1835, nachdem ich den letzten Theil der Ferienzeit meines Sohnes in Nohant verlebt hatte, brach plötzlich ein Sturm aus, für den ich durchaus keine Urſache anzugeben wußte; ich hatte ihn durch kein Wort, ja durch kein Lächeln hervorgerufen und ging, um mich in mein Zimmer einzuſchließen. Moritz folgte mir weinend. Ich beruhigte ihn mit der Verſicherung, daß ſich dieſe Scene nicht wiederholen ſollte. Er nahm den Troſt an, den man Kindern ſo oft durch leere Worte giebt, aber die meinigen hatten einen beſtimmten Sinn. Ich wollte nicht, daß meine Kinder neue Beweiſe des Zerwürfniſſes zwiſchen mir und meinem Mann ſähen, von welchem ſie bis dahin nichts gewußt hatten. Ich wollte nicht, daß ſie in Folge dieſer Zerwürfniſſe die Ehrerbietung vergeſſen ſollten, die ſie ihrem Vater und mir ſchuldeten.

Einige Tage vorher hatte mein Mann einen Privatcontrakt mit mir abgeſchloſſen, welcher am nächſten 11. Nov. in Kraft treten ſollte und durch welchen ich zu ſeinen Gunſten auf mehr als die Hälfte meiner Revenüen verzichtete. Dieſer Contrakt, der mir den Aufenthalt in Nohant und die Erziehung meiner Tochter ſichern ſollte, bot mir nicht die ge-

ringſte Garantie gegen die Zurücknahme ſeines Willens und ſeiner Zuſage. Sein Benehmen und ſeine ganz unverblümten Reden bewieſen mir, daß er die Verſprechungen, die er zweimal wiederholt und zweimal unterzeichnet hatte, für nichts anſehe. Er war in ſeinem Rechte, unſer Ehegeſetz will, daß der Mann der Herr ſei, und der Herr hat keine Verpflichtungen gegen den, der über nichts Herr iſt.

Nachdem Moritz ſich niedergelegt hatte und eingeſchlafen war, kam Duteil zu mir, um ſich nach meinem Gemüthszuſtande zu erkundigen. Er tadelte das Benehmen meines Mannes rückhaltslos und wollte eine Ausſöhnung zwiſchen uns herbeiführen, der wir uns Beide widerſetzten. Ich dankte ihm für die gute Abſicht, theilte ihm aber den Entſchluß, den ich gefaßt hatte, nicht mit. Ich wollte erſt Rollinat's Meinung hören.

Die Nacht verbrachte ich mit Nachdenken. Ich fühlte mich in dieſem Augenblicke vollſtändig in meinem Rechte, und zugleich erwachte das Bewußtſein meiner Pflicht in ſeiner ganzen Stärke. Ich hatte lange gezögert, ich war ſehr ſchwach geweſen und in Bezug auf mein Schickſal ſehr unbekümmert. So lange die Sache mich nur perſönlich berührte, und die ſittliche Erziehung meiner Kinder nicht darunter litt, hatte ich geglaubt, mich opfern und mir die innere Genugthuung geſtatten zu dürfen, daß ich den Mann, welchen ich in ſeinem Geſchmacke nicht glücklich zu machen vermochte, im ruhigen Beſitz meiner Güter ließ. Er hatte dreizehn Jahr lang den Genuß eines Vermögens gehabt, das mir gehörte, und dem ich entſagt hatte, um ihm gefällig zu ſein. Ich hätte es ihm gern für immer gelaſſen. Ich hatte ihm noch am Abend

vorher, als ich ihn nachdenklich sah, gesagt: „Sie bedauern, Nohant zu verlassen, obgleich Ihnen die Verwaltung widerwärtig geworden ist. Nun wohl, ich nehme Ihnen diese ab, aber das Haus wird Ihnen deshalb nicht verschlossen sein.“ Er hatte geantwortet: „Ich werde niemals wieder den Fuß in ein Haus setzen, dessen Herr ich nicht ganz allein bin.“ Den andern Tag wollte er wieder für immer der alleinige Herr sein.

Er konnte mir also kein Vertrauen auf sich einflößen. Ich hegte keinen Groll gegen ihn, ich sah, daß er durch seine unglückliche Organisation zu dieser Handlungsweise veranlaßt wurde, und mußte mich entschließen, entweder mein Schicksal von dem seinigen zu trennen, oder noch mehr zu opfern, als ich bisher gethan hatte, nämlich meine Würde den Kindern gegenüber, oder mein Leben, welches zwar keinen großen Werth für mich hatte, das aber ebenfalls meinen Kindern gehörte.

Am Morgen begab sich Herr Dudevant nach La Châtre. Er war nicht mehr häuslich, wie früher, sondern Tage und Wochen lang abwesend. Er hätte es ganz gut finden sollen, daß ich wenigstens während der Ferien meines Sohnes das Haus und die Kinder hütete. Ich wußte durch die Domestiken, daß er in seinem Plane, am 21. d. M. nach Paris abzureisen und Moritz nach der Schule, und Solange in ihre Pension zurückzubringen, nichts geändert hatte. Wir waren darüber einig geworden; ich sollte nach wenigen Tagen in Paris wieder mit ihnen zusammentreffen; aber die neusten Vorfälle brachten mich zu einem andern Entschlusse. Ich nahm mir vor, meinen Mann weder in Paris noch in Nohant

und ſelbſt vor ſeiner Abreiſe nicht wieder zu ſehen. Ich würde das Haus ganz verlaſſen haben, wenn ich nicht mit Moritz die letzten Tage hätte verleben wollen. Ich nahm ein kleines Pferd und ein ſchlechtes Cabriolet — einen Diener hatte ich nicht — ſetzte meine beiden Kinder in das beſcheidene Fuhrwerk, und fuhr ſie nach dem Walde von Vavray, einem reizenden Orte, wo man im Schatten der alten Eichen, auf dem Mooſe ſitzend, die ganze melancholiſche vallée Noire überſchaut.

Das Wetter war wunderſchön, Moritz hatte mir beim Ausſpannen des kleinen Pferdes geholfen, das friedlich neben uns graſte. Das Haidekraut glänzte in der warmen Herbſtſonne. Wir hatten uns mit Körben und Meſſern verſehen, und hielten eine reiche Ernte von Mooſen und Kräutern. Malgache hatte mich gebeten, ich möchte dort abſchneiden, was mir in die Hand käme, er wollte ſeine Sammlung damit vermehren, und hatte, wie er mir ſchrieb, nicht Zeit, ſo weit zu gehen, um an Ort und Stelle zu ſammeln.

Wir nahmen alſo Alles ohne Wahl, und meine Kinder, wovon das eine die geſtrige häusliche Scene nicht geſehen, die das andere in der Sorgloſigkeit ſeines Alters ſchon wieder vergeſſen hatte, lachten, ſchrieen und ſprangen zwiſchen den Bäumen umher. Das war eine Heiterkeit, eine Freude, ein eifriges Suchen, daß ich mich in die glückliche Zeit zurückverſetzt glaubte, wo ich ſo an der Seite meiner Mutter umhergelaufen war, um Zierrathen für unſere kleinen Grotten zu ſuchen. Ach, zwanzig Jahre ſpäter hatte ich ein andres Kind bei mir, das in Kraft, Glück und Schönheit ſtrahlte, und auf dem Mooſe umherſprang, und es in ſeinem

Kleidchen ſammelte, wie ſeine Mutter und wie ich an denſelben Orten und in denſelben goldnen Feenträumen gethan hatten. Und dies Kind ruht jetzt zwiſchen meiner Großmutter und meinem Vater! Ich habe Mühe weiter zu ſchreiben, denn die Erinnerung an dieſe dreifache Vergangenheit ohne Wiederkehr droht mich zu erdrücken! *)

Wir hatten einen kleinen Korb voll Lebensmittel mitgebracht, aßen im Schatten der Bäume und kehrten erſt bei einbrechender Nacht nach Hauſe zurück. Am andern Morgen reiſten die Kinder mit Herrn Dudevant ab, der die Nacht in La Châtre zugebracht hatte und mich nicht zu ſehen verlangte.

Ich hatte mir vorgenommen, jede Erklärung zwiſchen ihm und mir zu vermeiden, aber ich wußte noch nicht, auf welche Weiſe ſich dieſe häusliche Nothwendigkeit umgehen laſſen würde. Mein Jugendfreund Guſtav Papet beſuchte mich; ich erzählte ihm die Vorfälle, und wir reiſten zuſammen nach Chateauroux.

„Ich ſehe kein entſchiedenes Mittel für dieſe Verhältniſſe, als eine gerichtliche Trennung," ſagte Rollinat. „Der Erfolg ſcheint mir nicht zweifelhaft, aber es iſt die Frage, ob Du den nöthigen Muth haſt. Die gerichtlichen Formen ſind brutal; ich weiß, daß Du ſchwach biſt und vor der Nothwendigkeit zurückſchrecken wirſt, Deinen Gegner zu verletzen und zu beleidigen." Ich fragte ihn, ob es kein Mittel gäbe, den Scandal der Debatte zu vermeiden; ich ließ mir erklären, welchen Weg man verfolgen müſſe, und es wurde uns klar,

*) Juni 1855.

daß, wenn mein Mann in die Scheidung willigte, ohne ſie vor die Oeffentlichkeit zu bringen, ſeine Poſition noch immer ſo blieb, wie er ſie ſelbſt durch einen freiwilligen Contrakt geſtellt hatte, denn ſo war es mein Wille; der für mich daraus entſpringende Vortheil beſtand nur darin, daß unſere Uebereinkunft gerichtlich feſtgeſtellt wurde.

Aber Rollinat wünſchte über Alles das erſt Everard's Meinung zu hören. Wir fuhren mit ihm nach Nohant zurück, nahmen uns nur Zeit zu diniren und fuhren dann in demſelben Poſt-Cabriolet nach Bourges.

Everard trug dem Gerichtshofe ſeine Schuld ab, er war im Gefängniß. Das Gefängniß der Stadt iſt das antike Schloß der Herzöge von Burgund. Im Schatten der Nacht zeigte es den Charakter der Stärke und Verlaſſenheit. Wir gewannen einen der Gefangenwärter, und dieſer führte uns durch eine Mauerſpalte in das Innere, und leitete uns in der Finſterniß über phantaſtiſche Gallerien und Treppen. Plötzlich hörte er den Schritt eines Aufſehers und ſtieß mich in eine offene Thür, die er hinter mir ſchloß, während er Rollinat in irgend ein andres Verſteck brachte, und nun ſeinem Vorgeſetzten allein entgegentrat.

Ich zog eins der Zündhölzer aus der Taſche, die mir zum Anſtecken der Cigarren dienten, um zu ſehen, wo ich mich befand. Ich war in einem ſehr finſtern Cachot, welches ſich im Fuße eines Thürmchens befand. Zwei Schritte vor mir führte eine Treppe in die unterirdiſchen Gefängniſſe. Ich löſchte ſchnell mein Zündholz aus, das mich verrathen konnte, und blieb unbeweglich ſtehen, denn ich hatte die Gefahr einer Promenade im Finſtern erkannt.

Man ließ mich wohl eine Viertelſtunde allein; die Zeit wurde mir ſehr lang. Endlich befreite mich mein Führer und wir gelangten in das Zimmer Everard's, der, durch Guſtav vorbereitet, uns erwartete, um mir gegen zwei Uhr Morgens eine Conſultation zu gewähren.

Er billigte es, daß wir ſchnell und im Geheimen zu ihm kamen. Diejenigen meiner Freunde, welche in gutem Einvernehmen mit Herrn Dudevant ſtanden, ſollten, wenn ſie unſerm Zwecke nicht dienen konnten, von meinen Maßregeln nichts wiſſen. Er hörte die Erzählung meines häuslichen Lebens mit Aufmerkſamkeit an, und als er vernahm, welchen Willkürlichkeiten ich ausgeſetzt war, ſprach er ſich wie Rollinat für eine gerichtliche Scheidung aus. Nach reiflicher Ueberlegung wurde mir vorgezeichnet, wie ich mich zu benehmen habe. Ich ſollte meinen Gegner durch eine Eingabe an den Präſidenten des Tribunals überraſchen, damit er nach dieſem fait accompli die Conſequenzen deſſelben in dem Augenblicke acceptiren könnte, in dem er fühlen mußte, daß dies nothwendig war. Man zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß er ſie ohne Widerrede annehmen würde, um das Bekanntwerden der Urſachen zu vermeiden, die mich zu meinem Entſchluſſe gebracht hatten. Aber wir hatten die ſchlechten Rathgeber nicht berückſichtigt, auf die Herr Dudevant im Laufe des Proceſſes hörte.

Ich durfte, um mein Recht als Klägerin zu wahren, nicht nach Nohant zurückkehren, und ſollte, bis der Präſident des Tribunals über meinen einſtweiligen Aufenthalt entſchieden hatte, bei einem meiner Freunde in La Châtre wohnen. Duteil war der älteſte; aber es war die Frage, ob er

mich unter dieſen Umſtänden aufnehmen würde, da er der Freund meines Mannes war. Seiner Frau und Schweſter war ich ſicher, bei ihm ſelbſt mußte ich es verſuchen.

Der Wärter kam, um uns zu ſagen, daß der Tag anbreche und daß wir uns, da das Reglement der Gefängniſſe ſolche nächtliche Conſultationen nicht dulde, auf demſelben Wege, auf dem wir gekommen waren, ungeſehen wieder entfernen müßten. Unſere Entfernung ging ohne Hinderniſſe vor ſich. Wir nahmen abermals Poſtpferde und fuhren nach La Châtre, um Duteil zu überraſchen. Wir hatten in dreißig Stunden vierundfünfzig Meilen in einem Cabriolet gemacht, das in Trümmer fiel, und ohne uns auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

„Ich komme, um bei Dir zu wohnen, wenn Du mich nicht fortjagſt," ſagte ich zu Duteil. „Ich verlange nicht, daß Du mir einen Rath gegen Herrn Dudevant ertheilſt, denn er iſt Dein Freund; ich werde Dich auch nicht zum Zeugen gegen ihn aufrufen. Ich autoriſire Dich ſelbſt, eine Verſöhnung zwiſchen uns zu Stande zu bringen, wenn ich ein richterliches Urtheil empfangen haben werde, d. h. Du ſollſt ihn verſichern, daß ich die Bedingungen ſeiner Exiſtenz ſo gut ſtellen werde, als nur möglich, ſo wie er ſie ſelbſt regulirt hat. Deine Rolle, von der Du ihn gleich jetzt in Kenntniß ſetzen kannſt, iſt alſo ehrenhaft und leicht."

„Sie werden bei mir bleiben," ſagte Duteil mit der Herzlichkeit, die ihn charakteriſirte. „Ich bin Ihnen ſehr dankbar für den Vorzug, den Sie mir vor Ihren andern Freunden geben — und Sie können auf mich zählen, mag ge-

ſchehen was da wolle. In Bezug auf den Proceß wollen wir mit einander ſprechen."

„Gieb mir vorerſt etwas zu eſſen," entgegnete ich, „denn ich ſterbe vor Hunger; dann will ich nach Nohant gehen, um meine Pantoffeln und meine Papiere zu holen."

„Ich werde Dich begleiten," ſagte er. „Wir ſprechen dann auf dem Wege mit einander."

Nachdem ich mich etwas geſtärkt hatte, ſtieg ich mit ihm in das ehrwürdige Cabriolet, und zwei Stunden ſpäter kehrten wir in ſein Haus zurück. Er hatte mich ſchweigend angehört, beſchränkte ſich darauf, mir Fragen vorzulegen, die etwas höherer Art waren, als die, welche man bei derartigen Proceſſen ſtellt, und ſprach ſeine Meinung nicht aus. Endlich in der Pappelallee, die zu dem Thore der kleinen Stadt führt, entſchied er ſich. „Ich bin der luſtige Gefährte und Gaſt Ihres Mannes und Bruders geweſen," ſagte er, „aber ich habe Ihre Anweſenheit niemals vergeſſen, ich habe mich immer erinnert, daß ich in Ihrem Hauſe war, und daß ich Ihnen als Frau und Mutter eine unbegrenzte Ehrfurcht ſchuldig bin. Ich habe Sie zuweilen durch mein Geſchwätz nach Tiſche und durch den Lärm, den ich machte, wenn Sie arbeiten wollten, geſtört und ermüdet. Aber Sie wiſſen wohl, daß dies ſo zu ſagen gegen meinen Willen geſchah, und daß mich ein vorwurfsvolles Wort von Ihnen zuweilen nüchtern machte, wie durch ein Wunder. Ihr Unrecht beſteht darin, mich durch Ihre Sanftmuth zu ſehr verwöhnt zu haben. So iſt es gekommen, daß ich, wenn ich zwölf Stunden der luſtige Kamerad Ihres Mannes geweſen war, am Abend eine dreizehnte Stunde hatte, wo ich traurig war,

indem ich an Sie dachte. Nach meiner Frau und meinen Kindern liebe ich Niemand mehr auf der Welt, als Sie, und wenn ich ſeit zwei Stunden zaudere, Ihnen Recht zu geben, ſo iſt das nur, weil ich den Aerger und Kummer fürchte, die Ihnen dieſer Proceß bereiten wird. Indeſſen glaube ich doch, daß er gut ablaufen und ſich auf den Horizont unſrer kleinen Stadt beſchränken laſſen wird, wenn Caſimir auf meine Rathſchläge hört. Ich weiß, was ich ihm in ſeinem eignen Intereſſe zu rathen habe, und hoffe ihn zu überzeugen." Und als wir die kleine Brücke paſſirten, die zur Stadt führte, gab er dem Pferde einen Hieb mit der Peitſche, indem er mit wiedergewonnener Heiterkeit ausrief: „Vorwärts, wir wollen Hermione entführen!"

Ich inſtallirte mich alſo auf einige Wochen bei ihm. Ich fühlte, daß ich dort, im Herzen der Klatſcherei, leben müßte, wie in einem Hauſe von Glas, um alle Geſchichten niederzuſchlagen, die man, ſeit ich auf der Welt war, über die Excentricität meines Charakters erzählt hatte. Dieſe wunderbaren Geſchichten hatten, ſeitdem ich in Paris geweſen war, um mich als Künſtler zu verſuchen, einen noch ſchöneren Aufſchwung genommen; aber da ich nichts zu verbergen habe, und nie etwas Beſonderes vorſtellen wollte, ſo hielt es gar nicht ſchwer, in meinem wahren Weſen erkannt zu werden. Der Groll wegen des berühmten Liedes war allerdings ein wenig hartnäckig und einige Fanatiker der männlichen Herrſchaft verurtheilten mich noch meiner Scheidungsſache wegen, aber im Allgemeinen ſah ich die Vorurtheile fallen und wenn ich meine Kinder bei mir gehabt hätte, würde ich die Zeit, die ich in La Châtre verlebte, zu der angenehmſten meines

Lebens rechnen. Aber ich kämpfte für meine Kinder und faßte mich in Geduld. Die Familie Duteil's wurde ſchnell die meinige. Seine Frau, die ſchöne und liebenswürdige Agaſta, ſeine Schwägerin, die vortreffliche Felicia, die beide gleichviel Geiſt und Herz beſaßen, wurden auch meine Schweſtern. Herr und Madame Deſages (die letztere war die Schweſter Duteil's) wohnten im Parterre deſſelben Hauſes. Unſere Geſellſchaft beſtand jeden Abend aus vierzehn Perſonen, worunter ſich ſieben Kinder befanden.*) Charles und Eugénie Duvernet, Alphons und Laura Fleury, Planet, der früher in La Châtre lebte, Guſtav Papet, der zuweilen von Paris kam, und einige andere Glieder der Familie Duteil ſchloſſen ſich oft an, und wir führten mit den Kindern Charaden auf, veranſtalteten Verkleidungen, Tänze und Spiele, die ihnen Freude machten. Das unauslöſchliche Lachen dieſer glücklichen Geſchöpfe iſt ſo wohlthuend. Sie ſpielen mit ſo vielem Eifer und geben ſich den Aufregungen des Spiels ſo rückhaltslos hin! Ich ſelbſt wurde noch einmal zum Kinde, und die Herzen Aller hingen an mir. Ja, da lag meine Stärke und mein Beruf, ich hätte Bonne ſein müſſen oder Lehrerin in einer Schule.

Die Kinder gingen um zehn Uhr zur Ruhe, und um elf Uhr trennte ſich die übrige Familie. Felicia, die gut mit mir war, wie ein Engel, machte mir dann meinen Arbeitstiſch zurecht, bereitete mir das Abendeſſen und brachte ihre Schweſter Agaſta in's Bett, welche an einem gefährlichen

*) Eins dieſer Kinder, Luc Deſages, iſt der Schüler und Schwiegerſohn von Pierre Leroux geworden.

Nervenübel litt und oft nach der Aufregung durch die Heiterkeit der Kinder wie todt niederſank. Wir plauderten noch ein wenig mit ihr, um ſie einzuſchläfern, oder wenn ſie von ſelbſt einſchlief, mit Duteil und Planet, die wir oft fortſchicken mußten, damit ſie mich nicht um meine nächtlichen Arbeitsſtunden brachten. Um Mitternacht fing ich endlich an zu ſchreiben und arbeitete, bis der Tag anbrach.

Ich wurde zuweilen durch ſeltſame Töne geſtört. Meinen Fenſtern gegenüber in einer engen, holprigen, ſchmutzigen Straße, hing ſeit undenklichen Zeiten das klaſſiſche Wirthshausſchild: A la Boutaille. Duteil, der behauptete, an dieſem Schilde das Leſen gelernt zu haben, ſagte, daß ihm an dem Tage, wo der orthographiſche Fehler corrigirt würde, nichts übrig bliebe, als zu ſterben, denn die ganze Phyſiognomie des Berry würde dann verändert ſein.

Das Wirthshaus zur Boutaille gehörte einer alten Sibylle, welche vorzugsweiſe reiſende Taſchenſpieler und Seiltänzer, kleine verdächtige Colporteure und Beſitzer von gelehrten Thieren beherbergte. Murmelthiere, tanzende Hunde, glatzköpfige Affen und beſonders Bären mit Maulkörben hielten Verſammlung in dem Keller, deſſen Luftlöcher auf die Straße gingen. Dieſe armen Thiere, die von der Reiſe ermüdet und durch die bei jeder klaſſiſchen Erziehung unvermeidlichen Prügel zahm geworden waren, verbrachten dort einen Theil der Nacht in beſter Eintracht. Aber kaum brach der Tag an, ſo machte ſich der Hunger und die Langeweile bemerklich und dann fingen die Thiere an hin und her zu laufen, ſich zu beißen und an den Eiſenſtangen der

Luftlöcher emporzuklettern, um dort auf die jämmerlichſte Weiſe zu heulen, zu miauen und zu ſtöhnen.

Das war das Präludium zu den wunderlichſten Scenen, die ich oft durch die Spalten meiner Jalouſien mit Vergnügen belauſchte. Die Wirthin der Boutaille, Frau Gaudron, wußte ſehr gut, mit welcher Art von Leuten ſie zu thun hatte. Sie ſtand alſo beim erſten Morgengrauen heimlich auf, um den Aufbruch ihrer Gäſte zu überwachen. Dieſe ihrerſeits verſuchten ohne Bezahlung abzureiſen und machten ihre Vorbereitungen im Finſtern. Der eine von ihnen ging zu den Thieren und brachte ſie zum Knurren und Grunzen, damit man die Flucht ſeiner Kameraden nicht hören ſollte.

Die Geſchicklichkeit und Liſt dieſer Landſtreicher war wirklich wunderbar; ich weiß nicht, durch welches Schlüſſelloch ſie ſich fortſtahlen, aber die Alte ſah ſehr oft, trotz ihrer wachſamen Augen und feinen Ohren, Morgens nur einen heulenden Jungen vor ſich, welcher behauptete, von ſeinen ſchändlichen Kameraden verlaſſen und nicht im Stande zu ſein, ſeine Rechnung zu bezahlen. Was war nun zu thun? Sollte ſie das Vieh in den Pfandſtall ſperren und ernähren, bis die Polizei die Uebelthäter ertappt hatte? Die Ausſicht auf den Erſatz war zu unſicher und ſo mußte Frau Gaudron das ſogenannte Opfer wohl abreiſen laſſen, ſammt ſeinen verhungerten und drohenden Vierfüßlern, die durchaus nicht geneigt ſchienen, ſich gefänglich einziehen zu laſſen.

Wenn die Rotte aber ihre Zeche redlich bezahlte, ſo hatte die Alte eine andere Sorge. Sie mißtraute beſonders denen, die ſich als Gentilhomme betrugen und es nicht der Mühe werth fanden, zu handeln; ſie betrachtete, wenn ſie

abreiſten, ihr Gepäck mit Beſorgniß von allen Seiten und zählte ihre miſerable Wäſche und ihr zinnernes Geſchirr wieder und wieder. Beſaßen die Reiſenden einen Eſel, ſo war beſonders der Sattel deſſelben der Gegenſtand ihrer Sorge. Sie fand tauſend Vorwände, dieſen Eſel zurückzuhalten, und wußte im letzten Augenblicke mit großer Geſchicklichkeit ihre Hand unter den Sattel zu ſchieben, um den Rücken des Thieres zu befühlen. Aber trotz dieſer Vorſicht und Wachſamkeit vergingen doch nur wenige Tage, wo man ſie nicht über Verluſte jammern und ihre Gäſte verfluchen und verwünſchen hörte.

Welche ſchönen Decamps, welche phantaſtiſchen Callots habe ich da im Mondenſcheine, oder im bleichen Lichte der winterlichen Morgendämmerung geſehen, wenn der Wind mit dem hundertjährigen Schilde klapperte und die bleichen geſpenſterhaften Zigeuner ſich auf dem ſchneebedeckten Pflaſter auf den Weg machten. Bald war es eine bronzefarbige Frau, die unter ihren Lumpen ein roſiges, unterwegs geſtohlenes oder gekauftes Kind trug; bald ein kleiner Savoyard, der viel häßlicher war, als ſein Affe, und bald ein Herkules von der Straßenecke, der ſeine Frau und ſeine zahlreiche Nachkommenſchaft in einer Art Karren hinter ſich her zog. Es waren meiſt häßliche, entſetzliche Geſtalten, und doch zeigten ſich darunter zuweilen auch intereſſantere Weſen. Traurige und in ihr Schickſal ergebene Bajazzos, wie der, den Frédéric Lemaître ideal darſtellte; alte bettelnde Künſtler, die mit einer Art ungeſchulter Meiſterſchaft auf ihrem Inſtrumente kratzten; kleine, entkräftete, bleiche Seiltänzerinnen, die im Arme ihres funfzehnjährigen Liebhabers

lachend den Frühling und die Liebe beſangen. Wie viel Elend und Sorgloſigkeit, wie viel Thränen und Lieder finden ſich auf dieſen ſtaubigen oder eisbedeckten Wegen, die nicht einmal nach dem Hospitale führen.

Am 16. Febr. 1836 ſprach das Tribunal das Scheidungsurtel zu meinen Gunſten aus. Herr Dudevant war auf die Vorladung nicht erſchienen und das beſtärkte uns Alle in dem Glauben, daß er ſich dem Richterſpruche fügen würde. Ich konnte nun von meinem legalen Wohnſitze in Nohant Gebrauch machen und das Urtheil ſprach mir das Recht zu, meine Kinder zu behalten und ihre Erziehung zu leiten.

Ich glaubte, daß ich die Sache nicht weiter zu treiben brauchte. Mein Mann ſchrieb an Duteil in einer Weiſe, die mich das hoffen ließ. Ich brachte einige Wochen in Nohant zu und erwartete, daß er ankommen würde, um unſer Uebereinkommen zu ordnen und feſtzuſtellen. Duteil übernahm es, jede mögliche Conceſſion von meiner Seite zu machen, und ich ſollte, um jede ſtörende Begegnung zu vermeiden, nach Paris abreiſen, ſobald Herr Dudevant in La Châtre ankam.

Ich verlebte alſo in Nohant einige ſchöne Wintertage, und fand dort zum erſten Male ſeit dem Tode meiner Großmutter wieder das Glück einer durch keinen Mißton geſtörten Ruhe. Ich hatte ſowohl aus ökonomiſchen Rückſichten, als aus Gerechtigkeit das Haus von allen Domeſtiken geſäubert, die gewohnt waren an meiner Stelle zu befehlen, und behielt nur den alten Gärtner meiner Großmutter, der mit ſeiner Frau in einem kleinen Häuschen im Hintergrunde des Hofes wohnte. Ich war alſo in dieſem großen, ſtillen

Hauſe ganz allein und empfing nicht einmal meine Freunde aus La Châtre, um keine Bitterkeit hervorzurufen. Es ſchien mir nicht paſſend, ſo bald „den Keſſelhaken einzuhängen," wie man bei uns zu ſagen pflegt, und den Schein anzunehmen, als feiere ich meinen Sieg mit Geräuſch.

Ich war alſo vollſtändig allein, und habe Nohant ein Mal in meinem Leben als verlaſſenes Haus bewohnt. Ein einſames Haus war ſeit langer Zeit der Gegenſtand meiner Träume. Bis zu dem Tage, wo ich das Glück des Familienlebens ohne Störung genießen konnte, habe ich mich mit der Hoffnung gewiegt, in irgend einer unbekannten Gegend ein Haus, wenn auch nur eine Ruine oder Hütte, zu beſitzen, in das ich mich von Zeit zu Zeit zurückziehen könnte, um zu arbeiten, ohne durch menſchliche Stimmen geſtört zu werden.

Nohant war alſo zu jener Zeit, d. h. in dieſem Augenblicke, — denn der Moment war kurz, wie alle Ruhemomente meines Lebens — das Ideal meiner Phantaſie. Es machte mir Vergnügen, das Haus nach meinen Wünſchen einzurichten, d. h. Alles zu entfernen, was peinliche Empfindungen in mir wachrief. Ich ſtellte die alten Meubles ſo auf, wie ſie in meiner Kindheit geſtanden hatten. Die Frau des Gärtners kam nur in's Haus, um mein Zimmer zu ordnen und mein Mittageſſen zu bringen. Wenn es wieder abgetragen war, verſchloß ich alle äußeren Thüren und öffnete alle inneren; dann zündete ich viele Lichter an und ging in der Reihe der großen Parterrezimmer auf und ab, von dem kleinen Boudoir an, in dem ich noch immer ſchlief, bis zu dem großen Salon, der noch außerdem durch ein mächtiges Kaminfeuer erleuchtet war. Dann löſchte ich alle Lichter

aus, ging beim Scheine des erſterbenden Feuers hin und her, ſchwelgte in den Gefühlen, die dieſes geheimnißvolle, melancholiſche Dunkel hervorrief, nachdem ich mir die lachenden und heitern Bilder meiner erſten Kindheit vorgezaubert hatte. Ich amüſirte mich damit, mir ein wenig Furcht einzureden, wenn ich meine vorüberhuſchende Geſtalt in dem großen, durch die Zeit blind gewordenen Spiegel erblickte, und erbebte zuweilen bei dem Geräuſch meiner Schritte, die in den leeren Gemächern wiederhallten, als ob der Schatten Deschartres' hinter mir her ſchreite.

Wenn ich mich recht erinnere, kehrte ich im März nach Paris zurück. Herr Dudevant kam nach La Châtre und acceptirte einen Vertrag, deſſen Bedingungen unendlich vortheilhafter für ihn waren, als das richterliche Erkenntniß; aber kaum hatte er ihn unterſchrieben, als er glaubte, ihn wieder umſtoßen und Einſpruch dagegen erheben zu müſſen. Er that ſehr unrecht daran, aber er war durch die Rathſchläge meines armen Bruders erbittert, der ſich, beweglich wie die Welle oder vielmehr wie der Wein, jetzt auf ſeine Seite ſchlug, nachdem er mir zuvor alle möglichen Waffen für den Kampf verſchafft hatte. Auch die Stiefmutter des Herrn Dudevant machte es ihm zur Pflicht, die Sache weiter zu treiben, denn ſie haßte mich auf's Bitterſte, obgleich ich nie erfahren habe warum. Vielleicht empfand ſie nur am Vorabende ihres Todes das Bedürfniß, irgend Jemand zu haſſen, ein Bedürfniß, das am Tage ihres Todes in Haß gegen Alle, beſonders gegen meinen Mann überging. Aber wie dem auch ſei, ſie verſprach ihrem Stiefſohn ihre Erbſchaft nur

unter der Bedingung, daß er ſich jeder friedlichen Verſtändigung mit mir widerſetzte.

Mein Mann benahm ſich unklug dabei. Er wollte die Scheidung rückgängig machen, und reichte einen Bericht beim Tribunal ein, der durch zwei Mägde diktirt, man möchte ſagen ausgefertigt war, die ich fortgeſchickt hatte. Sein berühmter Advokat hatte ihm nicht abgerathen, ſich dieſer Zeugen zu bedienen — die Rathſchläge dieſes Advokaten ſind zuweilen unheilbringend. Ein neurer Fall, der meine Seele unheilbar verwundete, ohne daß ein Nutzen für ſeinen Ruhm daraus entſprang, hat mir das auf's Grauſamſte bewieſen.

Was ſeine Einmiſchung in meine ehelichen Verhältniſſe betrifft, ſo diente ſie nur dazu, ihre Löſung, die auf friedliche Weiſe erfolgen konnte, herbe und bitter zu machen und die Richter mehr aufzuklären, als nöthig war. Sie begriffen nicht, warum ſich mein Mann, der mich mit ſo ſeltſamen Beſchuldigungen überhäufte, doch der Löſung unſrer Verbindung widerſetzte. Sie fanden die Beleidigung genügend und ſprachen, nachdem ſie ihr erſtes Urtheil wegen eines Formfehlers annullirt hatten, am 11. Mai 1836 ein zweites ganz gleiches Urtheil aus.

Ich war nach La Châtre zu Duteil zurückgekehrt und hatte die ganze Nacht mit Plänen und Vorbereitungen zu meiner Abreiſe verbracht. Ich hatte mir eine Summe von zehntauſend Francs geborgt und war entſchloſſen, meine Kinder zu entführen und mit ihnen nach Amerika zu fliehen, wenn der unglückliche Bericht angenommen werden ſollte.

Ich geſtehe ohne Scrupel meine damalige Abſicht, mich dem Geſetze zu entziehen, und wage es offen auszuſprechen, daß das Eheſcheidungsgeſetz im Widerſpruch mit dem Bewußtſein der Gegenwart ſteht und daß es zu den erſten gehören wird, denen die beſſere Erkenntniß in der Zukunft zu Gute kommt.

Der erſte Fehler dieſes Geſetzes iſt die Oeffentlichkeit der Verhandlung. Es zwingt die Eheleute, und zwar den unzufriedenſten und am meiſten verletzten Theil, ſich in eine unmögliche Exiſtenz zu finden oder die Wunden ſeines Herzens an den Tag zu legen. Würde es nicht genügen, unbeſcholtenen Gerichtsperſonen, die das Geheimniß bewahren müßten, dieſe Wunden zu enthüllen, ohne die Verirrungen deſſen aufzudecken, der ſie ſchlug? Man fordert Zeugen, man macht einen Bericht; man ſetzt die angegebenen Fehler auf und zeigt ſie an. Um die Kinder vor Einflüſſen zu ſchützen, die vielleicht nur für den Augenblick verderblich ſind, muß einer der beiden Gatten in der Gerichtskanzlei ein Erinnerungszeichen des Tadels gegen den andern hinterlaſſen. Aber das iſt noch der leichteſte und verborgenſte Theil eines ſolchen Kampfes. Wenn der Gegner ſich widerſetzt, kommt es zur öffentlichen Gerichtsverhandlung und zum Zeitungsſcandal. Eine ſchüchterne oder edelmüthige Frau muß alſo entweder darauf verzichten, ihren Mann zu reſpektiren oder ihre Kinder zu ſchützen, denn die eine dieſer Pflichten widerſtreitet der andern. Man ſagt vielleicht: wenn ſie ſich nicht durch die Mutterliebe hätte fortreißen laſſen, ſo würde ſie die Zukunft ihrer Kinder der öffentlichen Moral und der Heiligkeit der Familie geopfert haben; dies

wären aber Sophismen, die man ſchwerlich anerkennen dürfte, und wenn man behauptet, daß die Mutterpflichten nicht über den Pflichten der Gattin ſtehen, ſo wird man wenigſtens zugeben müſſen, daß ſie eben ſo heilig ſind.

Und wenn der Mann die Scheidung verlangt, iſt dann ſeine Pflicht nicht noch entſetzlicher? Eine Frau kann Urſachen der Unverträglichkeit angeben, welche genügen, um die Bande zu brechen, ohne den Mann zu entehren, deſſen Namen ſie trägt. Sie muß erweiſen können, daß ihr Mann ein leichtſinniges Leben führt, ſich zu heftigen Auftritten hinreißen läßt und Liebesverhältniſſe im Hauſe hat, das iſt jedenfalls viel verlangt, um ſich von dem Unglück frei zu machen, welches dieſe Verletzungen der Sitte mit ſich bringen, aber dies Alles ſind keine Beſchuldigungen, von denen ſich der Mann in der öffentlichen Meinung nicht zu reinigen vermöchte. Ja, er vermag noch mehr als das; in unſrer Geſellſchaft und bei unſern Vorurtheilen und Sitten wird ein Mann, jemehr er beſchuldigt iſt bei Frauen Glück gehabt zu haben, nur mit um ſo freundlicherem Lächeln von den Anweſenden bekomplimentirt. Dies gilt beſonders von der Provinz; wer die Liebe und den Wein genoſſen hat, wird ein „luſtiger Kumpan" genannt und damit iſt Alles geſagt. Man tadelt wohl ein wenig, daß er den Stolz ſeiner Frau nicht mehr geſchont hat, man giebt zu, daß er unrecht that, heftig gegen ſie zu werden — aber es iſt das Recht des Mannes, eine abſolute Herrſchaft im Hauſe auszuüben, und wenn er die Form nur einigermaßen beobachtet hat, wird ſein ganzes Geſchlecht ihm mehr oder weniger Recht geben; und in der That, er kann ſich zu gewiſſen Unmäßigkeiten

haben fortreißen laſſen und in jeder andern Beziehung doch ein Ehrenmann ſein.

Aber die Stellung der Frau, die man des Ehebruchs anklagt, iſt eine andere. Man geſteht der Frau nur eine einzige Art der Ehre zu. Iſt ſie ihrem Manne untreu, ſo iſt ſie erniedrigt und beſchmutzt; ſie iſt in den Augen ihrer Kinder entehrt und zu einer ſchimpflichen Strafe, der Gefängnißſtrafe verurtheilt. Das hat ein betrogner Mann, der ſeine Kinder dem ſchlechten Beiſpiele entziehen will, zu überſtehen, wenn er eine gerichtliche Scheidung verlangt. Er kann ſich weder über Beleidigungen noch über ſchlechte Behandlung beklagen. Er iſt der Stärkſte und hat das Recht für ſich, man würde ihm in's Geſicht lachen, wenn er angeben wollte, ſeine Frau hätte ihn geſchlagen. Er muß ſich alſo über Ehebruch beklagen und einen moraliſchen Todtſchlag an der Frau begehen, die ſeinen Namen trägt. Vielleicht iſt es, um ihm die Nothwendigkeit dieſes moraliſchen Mordes zu erſparen, daß ihm das Geſetz das Recht zuſpricht, einen wirklichen leiblichen Mord an ihr zu begehen. —

Welche Löſungen des häuslichen Unglücks! Es iſt furchtbar und kann die Seele des Kindes tödten, das verurtheilt iſt, die ganze Dauer des Zwiſtes zwiſchen ſeinen Eltern mit anzuſehen oder den Ausgang deſſelben zu erfahren.

Aber das iſt noch immer nicht das Schlimmſte, der Mann hat noch ganz andere Rechte. Er kann ſeine Frau der Schande preisgeben, kann ſie in's Gefängniß bringen laſſen und ſie dann verurtheilen, zu ihm zurückzukehren und ſeine

Verzeihung und ſeine Liebkoſungen zu erdulden! Wenn er ihr die letzte Demüthigung, die ſchlimmſte von allen, erſpart, ſo kann er ihr ein Leben voll Galle und Bitterkeit bereiten; er kann ihr jede Stunde ihr Vergehen vorwerfen und ſie ewig in demüthigender Knechtſchaft und unter dem Schrecken der Drohungen ſchmachten laſſen.

Denkt Euch die Rolle einer Mutter unter dem Gewicht einer ſolchen erniedrigenden Barmherzigkeit! Sehet das Benehmen der Kinder, die verurtheilt ſind, über ſie zu erröthen oder ſie freizuſprechen und den Urheber ihrer Beſtrafung zu verabſcheuen! Sehet das Benehmen der Verwandten, der Freunde und Diener! Denkt Euch einen unerbittlichen Mann, eine herausfordernde Frau, und Ihr habt eine tragiſche Häuslichkeit. Denkt Euch einen inkonſequenten und zu manchen Zeiten gutmüthigen Mann, und eine Frau ohne Gedächtniß und ohne Würde, und Ihr habt eine lächerliche Häuslichkeit. Aber denkt Euch niemals einen wirklich großherzigen und ehrenhaften Mann, der im Stande iſt, im Namen der Ehre zu ſtrafen und im Namen der Religion zu verzeihen. Ein ſolcher Mann wird ſeine Strenge und ſeine Milde im Geheimen üben und niemals die Geſetze anrufen, um öffentlich eine Schande beſtrafen zu laſſen, die zu verwiſchen nicht in ſeiner Macht ſteht.

Dieſe gerichtliche Doktrin wurde indeſſen durch die Rathgeber meines Mannes befolgt und ſpäter durch einen braven Mann, einen Advokaten aus der Provinz, vertheidigt, der vielleicht nicht ohne Talent, aber gezwungen war, unter dem Einfluſſe eines unmoraliſchen und empörenden Syſtems abſurd zu ſein. Er ſprach, wie ich mich entſinne, im Namen

der Religion, des Geſetzes und des Rechts und wollte den Typus der evangeliſchen Liebe in dem Bilde Chriſti anrufen, aber er behandelte ihn nur als Philoſophen und Propheten und konnte ſich nicht entſchließen ihn zum Gott zu machen. Ich glaube es wohl: die Sanction eines Gottes für eine Rache anzurufen, die der Verzeihung vorangehen ſollte, wäre ein Sacrilegium geweſen.

Fügen wir hinzu, daß dieſe ſogenannte legitime Rache durch Verläumdungen hervorgerufen ſein kann, die man in einem Augenblicke krankhafter Reizbarkeit in ſich aufnahm; die Rachgier gewiſſer Bedientenſeelen weiß den muthmaßlichen Fehler mit fabelhaften Thatſachen zu ſchmücken.

Ein Mann, der ſich autoriſirt ſieht, den Verdacht gegen die Ehre ſeiner Frau auszuſprechen, und ſo weit geht, daß er verſucht, die Beweiſe dafür zu liefern, riskirt dabei ſeine Ehre oder ſeinen Verſtand.

Nein, wenn das eheliche Band im Herzen gebrochen iſt, kann es die Hand der Menſchen nicht wieder knüpfen. Die Liebe und der Glaube, die Achtung und die Verzeihung ſind zu heilige Dinge, als daß man einen andern Zeugen dazu nehmen dürfte, als Gott. Das eheliche Band iſt gebrochen, ſobald es einem der Gatten widerwärtig geworden iſt. Man müßte einen Familienrath, dem auch Magiſtratsperſonen beiwohnten, zuſammenberufen und dieſem nicht die Gründe der Klage vorlegen, ſondern nur die Wirklichkeit, die Stärke und die Beſtändigkeit der Unzufriedenheit. Die Beweiſe könnte die Zeit liefern. Man würde gewiß mit weiſer Langſamkeit verfahren müſſen und auf der Hut ſein gegen ſtrafbare Launenhaftigkeit und vorübergehenden Verdruß,

man würde nicht vorſichtig genug bei dem Urtheile über das Geſchick einer Familie zu Werke gehen können; aber die Sentenz der Richter dürfte nur durch die moraliſche Ueberzeugung der Uneinigkeit und Unverträglichkeit beſtimmt und begründet werden, die nicht an gerichtliche Formeln und Beweiſe geknüpft ſein dürfte und dem Publikum unbekannt bleiben müßte. Man würde dann die Gerichte nicht mehr aus Haß und Rache anrufen, man würde ſie überhaupt viel weniger in Anſpruch nehmen.

Je mehr man die Eheſcheidung erleichtert, um ſo größere Anſtrengungen werden die Schiffbrüchigen in der Ehe machen, um das Schiff zu retten, ehe ſie es verlaſſen. Wenn die Ehe wirklich eine heilige Bundeslade iſt, wie der Geiſt des Geſetzes ſagt, ſo macht, daß ſie im Sturm nicht untergeht, macht, daß ihre ermüdeten Träger ſie nicht in den Koth fallen laſſen; macht, daß zwei Gatten, die durch die Pflicht der wohlverſtandnen Menſchenwürde gezwungen ſind, ſich zu trennen, das Band achten können, das ſie löſen, und im Stande ſind, gegenſeitig ihren Kindern Ehrfurcht vor einander einzuflößen.

Dieſe Gedanken drängten ſich mir am Vorabende des Tages auf, der über mein Schickſal entſcheiden ſollte. Mein Mann, der durch die im Urtheilsſpruche ausgeſprochenen Motive erbittert war und mich und meinen Advokaten alles Harte und Unzarte entgelten ließ, was die gerichtlichen Formeln haben, dachte an nichts als an Rache. Er ſah in ſeiner Verblendung nicht, daß ich nur die unumgänglich nothwendigen Thatſachen angeführt und nur die Beweiſe beigebracht hatte, die das Geſetz verlangte. Und doch kannte

er das Geſetzbuch beſſer als ich, denn er war als Advokat eingeführt, aber da er für die ſtarre Unbeweglichkeit der Geſetze ſchwärmte, hatte er ſich nie bis zu der moraliſchen Kritik dieſer Geſetze erhoben und folglich ihre Conſequenzen nicht vorhergeſehen.

Er antwortete alſo auf eine Anklage, in der man nur Thatſachen anführte, deren er ſich zu rühmen pflegte, durch Beſchuldigungen, die nur im hunderttauſendſten Theile zu verdienen ich geſchaudert haben würde. Sein Advokat weigerte ſich, eine Schmähſchrift zu leſen, und die Richter würden ſich geweigert haben, ſie anzuhören.

Er ging alſo über das Geſetz hinaus, das dem durch Vorwürfe beleidigten Gatten geſtattet, die Vergehungen, deren man ihn anklagt, durch Gegenklagen zu motiviren. Aber das Geſetz, welches dieſes Vertheidigungsmittel in einem Proceſſe zuläßt, in dem der Mann die Scheidung verlangt, muß es als einen Akt der Rache verwerfen, wenn er ſich gegen die Trennung ſträubt. Das Geſetz ſpricht ſich dann nur um ſo eher zu Gunſten der Frau aus, die ſich für beleidigt erklärt, da dies Vertheidigungsmittel die ärgſte aller Beleidigungen iſt. Das traf auch hier ein.

Ich war indeſſen nicht ruhig über den Ausgang der Debatte. Ich wünſchte im erſten Augenblicke der Entrüſtung, daß man meinen Mann autoriſire, den Verdacht zu beweiſen, den er ausſprach. Everard, der für mich ſprach, wies jedoch den Gedanken an einen ſolchen Kampf zurück. Er hatte Recht, aber mein Stolz empörte ſich, wenn ich mir die Möglichkeit dachte, daß den Richtern der geringſte Zweifel bleiben könnte. „Dieſer Zweifel," ſagte ich, „gewinnt dann

vielleicht Raum genug in ihren Gedanken, daß ſie mir, wenn ſie die Scheidung ausſprechen, die Erziehung meines Sohnes nicht anvertrauen."

Nachdem ich indeſſen Alles reiflich überlegt hatte, wurde mir klar, daß nichts für mich zu fürchten war, mochte die Sache zu Ende gehen, wie ſie wollte. Es konnte kein Zweifel in die Herzen meiner Richter dringen, die Anklage trug zu ſehr den Stempel der Tollheit.

Ich ſchlief feſt ein. Ich war müde vom Denken, denn ich hatte jetzt zum erſten Male die Ehefrage im Allgemeinen und mit ziemlicher Klarheit überdacht. Niemals, das verſichere ich, war ich mehr von der Heiligkeit des Ehebundes überzeugt geweſen, niemals waren mir die in unſern Sitten begründeten Urſachen ihrer Unhaltbarkeit deutlicher zum Bewußtſein gekommen, als in der Kriſis, in welcher ich ſelbſt Partei war. Ich empfand endlich eine unausſprechliche Ruhe, denn ich war von der Gerechtigkeit meiner Sache und der Reinheit meines Ideals überzeugt. Ich dankte Gott, daß er mir inmitten meiner Schmerzen die rechten Anſichten und die Liebe zur Wahrheit unverletzt erhalten hatte.

Um ein Uhr Nachmittags trat Felicia in mein Zimmer. „Wie! Sie können ſchlafen?" ſagte ſie. „Hören Sie denn, daß die Sitzung vorüber iſt und daß Sie Ihren Proceß gewonnen haben und Moritz und Solange behalten dürfen. Stehen Sie ſchnell auf, um Everard zu danken, der gleich hier ſein wird und die ganze Stadt zu Thränen gerührt hat."

Man machte noch mehrere Verſuche, Herrn Dudevant zu einem Vergleich zu vermögen, während ich nach Paris

zurückkehrte, aber seine Rathgeber ließen ihm nicht Zeit zu vernünftiger Ueberlegung. Er appellirte also an den Gerichtshof zu Bourges, und ich nahm meinen Wohnsitz wieder in La Châtre.

Trotzdem ich in der Familie Duteil's sehr glücklich lebte und so viel als möglich verzärtelt wurde, litt ich doch etwas durch den Lärm der Kinder, welche aufstanden, wenn ich mich niederlegte, und von der Hitze, die in dem kleinen Hause und der engen Straße drückend wurde. Es ist mir immer schrecklich gewesen, den Sommer in einer Stadt zuzubringen, und von meiner Wohnung aus konnte ich nicht den kleinsten grünen Zweig sehen. Rozane Bourgoing bot mir ein Zimmer in ihrem Hause an und wir kamen überein, daß sich die beiden Familien allabendlich vereinigen sollten.

Herr und Madame Bourgoing und eine jüngere Schwester Rozane's, die sie wie ihr Kind behandelten und die fast eben so schön war wie ihre Schwester, bewohnten zusammen ein hübsches Haus mit einem Garten, der sich terrassenförmig an einem Abhange hinzog. Es war ein Theil des ehemaligen Walles und man sah von da aus in's Feld hinein und befand sich selbst wie im Freien. Die Indre floß dunkel und friedlich zwischen prächtigen Bäumen hin durch ein reizendes Thal und verlor sich im Grünen. Vor mir, auf dem andern Flußufer, erhob sich die Rochaille, ein mit Felsblöcken besäeter Hügel, der durch hundertjährige Nußbäume beschattet wurde. Etwas ferner bemerkte man das weiße Häuschen des Malgache und seitwärts von uns erhob sich der große viereckige Thurm des alten Schlosses der Lombault über die Landschaft.

Unſer ganz mit Blumen bepflanztes Gärtchen ſpendete die angenehmſten Düfte, das Geräuſch der Stadt war nicht zu nahe. Wir ſpeiſten im Freien an einer mit Geißblatt bedeckten Mauer und hatten die Füße auf den Platten eines kleinen Periſtyls, zwiſchen denen ſich Veilchen hervordrängten. Unſere Freunde tranken ihren Kaffee auf der Terraſſenmauer, beim Geſange der Nachtigallen und dem Klappern der Mühlen am Fluſſe. Meine Nächte waren köſtlich. Ich bewohnte ein großes Parterrezimmer, welches mit einem kleinen eiſernen Bett, einem Stuhl und einem Tiſche meublirt war. Wenn ſich meine Freunde entfernt hatten, konnte ich, ohne Jemand im Schlafe zu ſtören, in dem einer Citadelle ähnlichen Garten ſpazieren gehen, eine Stunde arbeiten, wieder hinausgehen, die untergehenden Sterne zählen, die aufgehende Sonne begrüßen, einen weiten Horizont und eine große Strecke Land überſchauen, auf den Geſang der Vögel oder auf das Geſchrei der Eulen horchen und mir einbilden, ich befände mich in dem einſamen Hauſe meiner Träume. Dort überarbeitete ich den letzten Theil der Lelia und vermehrte ſie um einen Band. Ich glaube, mit Recht oder Unrecht, daß ich dort am meiſten Dichter war.

Ich ging von Zeit zu Zeit nach Bourges und Everard kam dann und wann nach La Châtre. Wir kamen immer zuſammen, um über den Proceß zu berathen, aber wir ſprachen am allerwenigſten davon. Mir lag die Kunſt im Sinne, Everard die Politik und Planet noch immer der Socialismus. Duteil und der Malgache machten aus Alledem ein Potpourri von Phantaſie, Geiſt, Geſchwätz und Heiterkeit. Fleury disputirte mit jenem Gemiſch von Vernunft

und Enthuſiasmus, die ſich um den Beſitz ſeines zugleich nüchternen und romantiſchen Kopfes ſtritten. Wir hatten einander viel zu lieb, um uns nicht zuweilen heftig zu zanken. Aber welches gute Gezänk war das! von inniger Herzlichkeit und homeriſchem Gelächter unterbrochen. Wir vermochten oft nicht uns zu trennen, man vergaß den Schlaf und dieſe ſogenannten Ruhetage waren furchtbar ermüdend, aber ſie befreiten die überladene Einbildungskraft von dem Uebermaße des republikaniſchen Eifers, das ſich in den einſamen Stunden in uns aufhäufte.

Endlich kam mein unerträglicher Proceß in Bourges vor die Richter. Ich reiſte Anfang Juli dorthin ab, nachdem ich Solange aus Paris geholt hatte. Ich wollte im Stande ſein, mit ihr zu fliehen, wenn ich den Proceß verlor. Auch hatte ich für dieſen Fall Vorkehrungen getroffen, Moritz zu entführen. Ich war im Geheimen immer im Kampfe gegen das Geſetz, das ich öffentlich anrief, und das war gewiß ein Widerſpruch — aber das Geſetz war noch unlogiſcher als ich, denn es zwang mich, um mir meine Rechte als Mutter zu nehmen oder zuzuſprechen, alle freundlichen Erinnerungen an mein eheliches Verhältniß in mir zu tödten, oder dieſe Erinnerungen im Herzen meines Mannes verkannt und verletzt zu ſehen. Die Geſellſchaft kann dieſe mütterlichen Rechte annulliren, und im Allgemeinen ſtellt ſie dieſelben unter die Rechte des Mannes, aber die Natur kümmert ſich nicht um ſolche Meinungen und man wird eine Mutter niemals überzeugen, daß die Kinder ihr nicht etwas mehr zugehören als ihrem Vater. Die Kinder täuſchen ſich in dieſer Beziehung eben ſo wenig.

Ich wußte, daß die Richter in Bourges ſehr gegen mich eingenommen und durch phantaſtiſche Erzählungen über mich getäuſcht waren. Als ich mich in der Stadt zeigte, angezogen wie andere Menſchen, fragte man die, welche mich geſehen hatten, ob es wahr ſei, daß ich rothe Hoſen und Piſtolen im Gürtel trage.

Herr Dudevant ſah wohl ein, daß er mit ſeiner Gegenklage einen falſchen Weg eingeſchlagen hatte. Man rieth ihm nun, ſich als einen durch Liebe und Eiferſucht irre geführten Ehemann hinzuſtellen. Das war ein wenig ſpät und er ſpielte die Rolle, die ſeiner natürlichen Rechtlichkeit widerſprach, ſehr ſchlecht. Er mußte ſich Abends unter meinen Fenſtern und an meiner Thür zeigen, als beabſichtige er eine heimliche Zuſammenkunft; aber ſein Gewiſſen empörte ſich gegen eine ſolche Komödie, und nachdem er einige Augenblicke in der Straße hin- und hergegangen war, ſah ich ihn die Achſeln zucken und ſich lachend entfernen. Er that ſehr Recht daran.

Ich wohnte damals bei einer Familie Tourangin, die mich gaſtfreundlich aufgenommen hatte und zu den angeſehenſten der Stadt gehört. Felix Tourangin, ein reicher Kaufmann und naher Verwandter der Familie Duteil, hatte zwei Töchter, wovon die eine verheirathet, die andere ſchon majorenn war, und vier Söhne; die jüngſten waren noch Kinder. Agaſta und ihr Mann hatten mich begleitet. Rollinat, Planet und Papet waren uns gefolgt; die Andern ſtießen ſpäter zu uns; und ſo ſah ich mein ganzes liebes Berry um mich verſammelt. An die Familie Tourangin ſchloß ich mich an, als hätte ich von Jugend auf mit ihr gelebt.

Vater Felix nannte mich ſeine Tochter; Eliſa, ein Engel an Güte und eine Frau von großen Verdienſten und bewunderungswürdiger Tugend, nannte mich Schweſter. Ich wurde mit ihr die Mutter der kleinen Brüder. Die übrigen Verwandten beſuchten uns oft und zeigten mir die liebevollſte Theilnahme, und ſelbſt Herr Mator, der Ober-Präſident, that dies, als mein Proceß beendigt war. Am Tage, als die Verhandlungen beginnen ſollten, kam auch Emil Regnault und ein Sancerrois an, den ich wie einen Bruder geliebt und der irgend einen thörichten Streit gegen mich zu dem ſeinigen gemacht hatte. Er kam, um mir das Unrecht abzubitten, das ich längſt vergeſſen hatte.

Der Advokat meines Mannes, welcher das ſchon früher angenommene Syſtem befolgte, ſprach, wie ich ſchon ſagte, zuerſt von der Liebe meines Mannes, verſprach die vollgültigſten Beweiſe für meine Verbrechen beizubringen und bat mir dann großmüthig nach der Erniedrigung Verzeihung an. Everard wies mit einer wunderbaren Beredſamkeit die abſcheuliche Inkonſequenz dieſer Philoſophie nach. Wenn ich ſtrafbar wäre, ſo müßte man mich verſtoßen, ſagte er, wäre ich es aber nicht, ſo ſolle man nicht den Großmüthigen ſpielen, jedenfalls ſei die Großmuth nach der Rache auch ſchwer anzunehmen. Das ganze künſtliche Gebäude der Liebe meines Mannes fiel aber vor den Beweiſen zuſammen. Everard las einen 1831 von Herrn Dudevant an mich gerichteten Brief, worin er mir ſagte: „Ich werde nach Paris kommen, aber nicht bei Ihnen abſteigen, denn ich will Sie eben ſo wenig ſtören, als ich wünſche von Ihnen geſtört zu ſein.“

Auch noch andere Briefe wurden vorgeleſen, in denen die Zufriedenheit des Herrn Dudevant mit meiner Abweſenheit ſo klar ausgeſprochen war, daß man auf die nachträgliche Zärtlichkeit, die mir jetzt geboten wurde, unmöglich großen Werth legen konnte. Und warum vertheidigte ſich Herr Dudevant gegen einen Mangel an Liebe? Je mehr er Böſes von mir ſagte, jemehr durfte er ja auf Entſchuldigung rechnen. Indem er aber zugleich ſeine Neigung und meine Unwürdigkeit darzuthun verſuchte, regte er ſelbſt den Verdacht an, daß er nach eigennütziger Berechnung handle, und das war gewiß nicht ſein Zweck.

Er fühlte das auch und nahm ſeine Appellation zurück, ehe das Urtheil geſprochen war, und ſo blieb der in La Châtre gefällte Richterſpruch rechtskräftig für meine ganze Lebenszeit.

Wir nahmen alſo den alten Contrakt wieder auf, den er in Nohant ausgefertigt hatte und den ich, Dank ſeiner Unentſchloſſenheit, erſt durch ein ganzes Jahr des Kampfes rechtsgültig hatte machen müſſen.

Dieſer alte Vertrag, der zur Baſis für den neuen benutzt wurde, übertrug ihm die Sorge, die Erziehung meines Sohnes im Gymnaſium zu überwachen und zu bezahlen. Ich war über dieſen Punkt nicht mehr in Unruhe, ſeit wir zu einem friedlichen Vergleich zurückgekehrt waren, ich fürchtete nicht mehr von Moritz getrennt zu werden, aber ſein Widerwille gegen die Schule konnte ſich erneuern und ich entſchloß mich nicht ohne Scrupel dieſen Punkt als Vorbehalt anzunehmen. Everard, Duteil und Rollinat ſuchten mir zu beweiſen, daß jeder Vergleich auch eine Verſöhnung

herbeiführe; daß es eine Ehrenſache für meinen Mann ſei, einen Theil der Revenüen, die ich ihm überließ, für die Erziehung ſeines Sohnes zu verwenden; daß ſich Moritz wohl befinde, ziemliche Fortſchritte mache und ſich an die Lebensweiſe gewöhnt zu haben ſcheine; ferner, daß er ſchon zwölf Jahr alt ſei, und daß alſo in wenigen Jahren die Leitung ſeiner Ideen und die Wahl ſeines Berufs nur noch wenig von ſeinen Eltern, ſondern meiſt von ihm ſelbſt abhängig wäre; daß mich ſeine leidenſchaftliche Liebe aller Sorge entheben müſſe und die Baronin Dudevant ein ſchweres Spiel haben würde, wenn ſie mir ſein Herz und ſein Vertrauen rauben wollte. Das waren ſehr gute Gründe, aber ich gab doch nur mit Widerſtreben nach. Ich hatte die Vorahnung neuer Kämpfe. Man ſagte mir vergebens, daß die gemeinſame Erziehung eine Nothwendigkeit und ſtärkend für Körper und Geiſt ſei; es ſchien mir, als paſſe ſie nicht für Moritz, und ich betrog mich nicht. Ich gab nach, weil ich fürchtete, ich nähme eine dem Gegenſtande meiner Sorge verderbliche Herzensſchwäche für mütterlichen Inſtinkt. Herr Dudevant ſchien in Bezug auf die Verwendung der Ferien ſeines Sohnes keine Einwendungen machen zu wollen. Er verſprach mir Moritz zu ſchicken, ſobald die Ferienzeit beginnen würde, und hielt Wort.

Ich umarmte die vortreffliche Eliſa und ihre Familie, die mir gleich beim erſten Sehen mit ſo vieler Liebe entgegengekommen und am Morgen, als der Proceß begann, in die Meſſe gegangen war, um für mich zu beten. Ich umarmte die liebenswürdigen Kinder des Hauſes und die braven Freunde, die mich mit brüderlicher Sorgfalt umgeben

hatten, und reiſte nach Nohant ab, wo ich mit Solange am Tage der heiligen Anna, der Schutzpatronin des Dorfes, eintraf. Man tanzte unter den großen Ulmen und der rauhe, ſchneidende Ton des Dudelſacks, der dem Ohre ſo theuer iſt, das ihn von Jugend auf gehört hat, konnte mir als gute Vorbedeutung erſcheinen.

Eilftes Kapitel.

Die Reiſe nach der Schweiz. — Madame d'Agoult. — Ihr Salon im Hotel de France. — Moritz wird krank. — Aerger und Kummer. — Ich bringe ihn nach Nohant. — Ein Brief von Pierret. — Ich reiſe nach Paris. — Meine kranke Mutter. — Rückblick auf mein Verhältniß zu ihr ſeit meiner Verheirathung. — Ihre letzten Augenblicke. — Pierret. — Ich hole Moritz. — Ich reiſe Solange nach. — Die Unterpräfektur zu Nerac. — Die Rückkehr nach Nohant. — Neue Erörterungen. — Zwei ſchöne Kinder, für fünfzigtauſend Francs. — Arbeit, Ermüdung und Wille. — Vater und Mutter.

Ich hatte mir noch keine Ruhe erkämpft, im Gegentheil, ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich in Folge einer Verwaltung, die in vieler Beziehung Veränderungen erfahren mußte, und in Folge der Schulden, die man mir ohne unmittelbare Entſchädigung aufbürdete, in große Verlegenheiten kommen würde. Aber ich hatte das Haus meiner Erinnerungen, um die ſpäteren Erinnerungen meiner Kinder zu ſchützen. Iſt es wohl Recht, ſo feſt an einer Wohnung zu hängen, in der die Geſchichte des eignen Lebens in geheimnißvollen und unlesbaren Ziffern auf alle Mauern geſchrie-

ben iſt, durch gute und böſe Erinnerungen, die Euch bei jeder Erſchütterung der Seele umringen und Euch tiefe Gefühle oder kindiſchen Aberglauben einflößen? Ich weiß nicht, ob es Recht iſt, aber wir ſind Alle ſo. Das Leben iſt ſo kurz, daß wir, um es ernſtlich zu nehmen, genöthigt ſind, es zu verdreifachen, d. h. unſer Leben durch den Gedanken an das der Verwandten zu knüpfen, die uns vorangingen, und an das der Kinder, die uns überleben werden.

Im Ganzen kehrte ich nicht mit der Einbildung nach Nohant zurück, hier für immer eine Oaſe gefunden zu haben. Ich fühlte wohl, daß ich mein bewegtes Herz und meinen arbeitenden Geiſt mitgebracht hatte.

Liszt war in der Schweiz und veranlaßte mich, auf einige Zeit dorthin zu einer Frau zu kommen, mit der er mich bekannt gemacht hatte und die er in Genf, wo ſie ſich für einige Zeit niedergelaſſen hatte, oft ſah. Es war die ſchöne, graziöſe, witzige Gräfin d'Agoult, die überdies noch mit dem außerordentlichſten Geiſte begabt war. Sie lud mich ebenfalls in der liebenswürdigſten Weiſe ein, und ich betrachtete dieſe Reiſe, nach dem Ekel des poſitiven Lebens, in dem ich mich in der letzten Zeit bewegt hatte, als eine nützliche Erfriſchung für meinen Geiſt. Es war ein hübſcher Ausflug für meine Kinder, und ein Mittel, ihnen das Erſtaunen über ihre neue Stellung zu erſparen und ſie zugleich den Erklärungen und Erzählungen zu entziehen, die in den erſten Augenblicken der häuslichen Revolution zu ihren Ohren kommen konnten. Sobald mir alſo die Ferien Moritz brachten, reiſte ich mit ihm, ſeiner Schweſter und Urſula ab.

Nachdem wir zwei Monate mit unſern Freunden in den angenehmſten Verhältniſſen verlebt, und viele intereſſante Ausflüge gemacht hatten, kehrten wir Alle nach Paris zurück. Ich wohnte einige Zeit in einem Hotel garni, denn meine Manſarde am Quai Malaquais war faſt in Trümmer gefallen, und der Eigenthümer hatte die Miether herausgewieſen, um Reparaturen vorzunehmen. Ich hatte dieſe theure Manſarde, in der ich ſo oft mit trügeriſchen Träumen und tiefer Traurigkeit kämpfte, mit um ſo größerm Bedauern verlaſſen, da mein einſames Atelier im Parterre, das wieder eine glänzende Wohnung geworden war, von einer vortrefflichen Frau, der ſchönen Herzogin von Caylus, bewohnt wurde, die in zweiter Ehe mit Herrn Louis von Rochemur lebte. Sie hatten zwei reizende kleine Mädchen, und wo es Kinder gibt, bin ich leicht hinzuziehen. Ich wurde bald, trotz meines menſchenſcheuen Weſens, durch die herzlichſte gegenſeitige Sympathie an ſie gefeſſelt. Da dieſe Hausgenoſſenſchaft meine häuslichen Neigungen nicht beeinträchtigte, ſah ich ſie ſehr oft. Ich brauchte nur die Treppe hinunter zu gehen. Bei ihnen habe ich zum erſten Male Herrn von Lamartine und Herrn Berryer geſehen.

Im Hotel de France, wo ich mit der Gräfin d'Agoult wohnte, war das Leben für einige Tage ſehr angenehm. Sie empfing viele Schriftſteller, Künſtler und Gelehrte. Bei ihr und durch ſie lernte ich Eugen Sue, den Baron von Eckſtein, Chopin, Mickiewicz, Nourrit, Victor Schölcher und Andere kennen. Meine Freunde wurden auch die ihrigen; Lamennais, Pierre Leroux, Heinrich Heine u. ſ. w. kannte ſie ſchon. Ihr Salon, den ſie in einem Wirthshauſe impro-

viſirt hatte, war alſo der Sammelplatz einer auserwählten Geſellſchaft, worin ſie mit der höchſten Anmuth präſidirte und wo ſie durch ihr umfaſſendes Verſtändniß und die Vielſeitigkeit ihrer zugleich ernſten und poetiſchen Anlagen allen dieſen verſchiednen Geiſtesgrößen gleichſtand.

Man machte dort köſtliche Muſik und konnte ſich in der Zwiſchenzeit, wenn man den Geſprächen zuhörte, belehren laſſen. Die Gräfin d'Agoult ſah auch Madame Marliani, unſere gemeinſchaftliche Freundin, die einen leidenſchaftlichen Kopf und ein mütterliches Herz beſaß, aber ein unglückliches Schickſal hatte, weil ſie das reelle Leben unter das Ideal ihrer Phantaſie und die Forderungen des Gefühls beugen wollte.

Aber es iſt hier nicht der Ort, die verſchiedenen geiſtigen Größen ausführlich zu beurtheilen, mit denen ich ſeit jener Zeit mehr oder weniger in Berührung kam; es würde mich zu weit von meiner eignen Geſchichte abbringen. Ich zweifle nicht, daß es intereſſanter ſein würde für mich und Andere, — aber ich nähere mich der Grenze, die mir geſteckt iſt, und ſehe, daß mir, wenn Gott mir das Leben ſchenkt, noch reiches Material für eine andere Arbeit und vielleicht für ein beſſeres Buch bleibt.

Ich beſaß nicht die Mittel, in Paris zu wohnen, und fand keinen Geſchmack an einem ſo regen Leben, aber ich wurde gezwungen, dort zu bleiben. Moritz wurde krank. Die Lebensweiſe im Lyceum, an die er ſich ſeit einem Jahre zu gewöhnen ſchien, wurde ihm plötzlich verderblich; die Aerzte entdeckten nach wiederholtem, ſcheinbar unbedeutendem Unwohlſein den Anfang zu einer Herzerweiterung. Ich wollte

ihn ſogleich mit nach Nohant nehmen, aber Dudevant, der ſich damals in Paris befand, widerſetzte ſich dieſem Vorhaben. Ich wollte nicht gegen die väterliche Autorität ankämpfen, obgleich ich meine Rechte geltend machen konnte. Ich durfte meinen Sohn vor allen Dingen nicht den Ungehorſam gegen ſeinen Vater lehren. Ich hoffte dieſen durch Sanftmuth zu beſiegen, und ihn von der Nothwendigkeit der Maßregel zu überzeugen.

Das war für ihn ſehr ſchwierig und für mich außerordentlich ſchmerzlich. Leute, die das Glück haben, eine vortreffliche Geſundheit zu beſitzen, glauben nicht leicht an Uebel, die ſie nicht kennen. Ich ſchrieb an Herrn Dudevant, ſah ihn bei mir, ging zu ihm und vertraute ihm Moritz von Zeit zu Zeit an, damit er ſich von der Krankheit überzeugen könnte — aber er wollte nichts hören. Er glaubte an eine aus mütterlicher Zärtlichkeit hervorgehende Verſchwörung, welche die Schwäche und Trägheit des Kindes unterſtützen ſollte. — Er irrte ſich. Ich hatte den Thränen meines Sohnes und meinen eignen Befürchtungen lange und mit Feſtigkeit widerſtanden — aber ich ſah wohl, daß das Kind zu Grunde ging, indem es ſich unterwarf. Ueberdies weigerte ſich der Vorſteher der Anſtalt, die Verantwortlichkeit ſeines Wiedereintritts zu übernehmen. Das Mißtrauen des Vaters ſteigerte die Krankheit. Es war Moritz ſchmerzlich, daß man ihn, der nie eine Unwahrheit geſagt hatte, im Verdacht der Lüge haben konnte. Jeder Vorwurf, den man ihm wegen ſeines Kleinmuths machte, jeder Zweifel an der Wahrheit ſeines Uebels drückte einen Stachel in das arme kranke Herz. Er wurde ſichtlich hinfälliger, ſchlief

nicht mehr, und war zuweilen ſo ſchwach, daß ich ihn in's Bett tragen mußte. Eine Conſultation mit Levrault, dem Arzte des Lyceums Henri IV., Gaubert, Marjolin und Guerſant überzeugte Herrn Dudevant nicht, obgleich ich die beiden letzten Aerzte nicht kannte, und man ſie alſo nicht im Verdacht der Gefälligkeit gegen mich haben konnte. Endlich aber, nach Wochen voll Thränen und Angſt, wurden wir, mein armes Kind und ich, für immer vereinigt. Herr Dudevant wollte Moritz eine Nacht bei ſich behalten, um ſich zu überzeugen, ob er wirklich Fieber und Phantaſien habe, und er überzeugte ſich ſo vollſtändig, daß er mir am folgenden Morgen ſchrieb, ich möchte ſchnell kommen ihn zu holen. Ich ging ſogleich hin und als mich Moritz ſah, ſprang er mit den bloßen Füßen auf den Fußboden, klammerte ſich an mich an, und wollte faſt nackend fort.

Sobald ſich das Fieber etwas gemildert hatte, reiſten wir nach Nohant ab. Es machte mir Sorge, Moritz der ärztlichen Behandlung Gaubert's zu entziehen, der ihn täglich dreimal beſuchte, aber dieſer rieth mir ſelbſt, ihn fortzubringen. Er hatte das Heimweh und ſchrie in ſeinen unruhigen Nächten oft mit herzzerreißender Stimme: Nohant, Nohant!! Es war zur fixen Idee bei ihm geworden, zu glauben, ſein Vater könne ihn wieder holen, wenn er in Paris bliebe. „Dies Kind athmet nur durch Ihren Hauch," ſagte mir Gaubert, „Sie ſind ſein Lebensbaum, und der einzige Arzt, den er braucht."

Wir machten die Reiſe mit Solange in kurzen Tagestouren per Poſt. Moritz fand ſchnell Schlaf und Appetit wieder, aber es kehrten noch oft heftige rheumatiſche Schmerzen

in allen Gliedern und ein Kopfweh wieder, das ihn zu Allem unfähig machte. Er verbrachte den Reſt des Winters in meinem Zimmer, und wir trennten uns ſechs Monate lang nicht auf eine Stunde. Seine claſſiſche Erziehung wurde allerdings unterbrochen, denn er war nicht im Stande, die Schularbeiten wieder aufzunehmen, ohne ſich die heftigſten Kopfſchmerzen zuzuziehen.

Die Gräfin d'Agoult hielt ſich einige Zeit bei mir auf. Liszt, Charles Didier, Alexander Rey und Bocage kamen ebenfalls. Wir verlebten einen köſtlichen Sommer, und das Piano des großen Künſtlers verſchaffte uns herrliche Genüſſe. Aber dieſer ſonnenhellen Zeit, die einer friedlichen Beſchäftigung und der angenehmſten Erholung gewidmet war, folgten ſchmerzensreiche Tage.

Ich erhielt eines Tages beim Mittagseſſen einen Brief von Pierret, welcher mir ſagte: „Ihre Mutter iſt plötzlich ſehr krank geworden. Sie fühlt, daß ihre Krankheit gefährlich iſt, und die Furcht vor dem Tode verſchlimmert das Uebel. Kommen Sie erſt in einigen Tagen. Wir müſſen ſie auf Ihre Ankunft vorbereiten, als hätte dieſe nichts mit ihrer Krankheit zu thun. Schreiben Sie ihr, als wüßten Sie nichts, und ſuchen Sie einen Vorwand für Ihre Reiſe nach Paris.“ Am folgenden Tage ſchrieb er mir: „Verzögern Sie Ihr Kommen noch ein wenig. Sie hat Argwohn geſchöpft. Wir haben die Hoffnung auf ihre Wiederherſtellung noch nicht aufgegeben.“

Die Gräfin d'Agoult reiſte nach Italien. Ich vertraute Moritz Guſtav Papet an, der nur eine halbe Stunde von Nohant wohnte; ließ Solange bei Fräulein Rollinat, die

ihre Erziehung in Nohant leitete, und reiſte zu meiner Mutter.

Seit meiner Verheirathung hatte ich keine Urſache zu ernſten Zwiſtigkeiten mit ihr gehabt, aber ihr unruhiger Charakter hatte nicht aufgehört mir Schmerz zu bereiten. Sie war zuweilen nach Nohant gekommen, hatte dort ihrer unfreiwilligen Ungerechtigkeit den Zügel ſchießen laſſen, und die harmloſeſten Leute mit ihrem unerklärlichen Mißtrauen verfolgt. Aber es war mir zu jener Zeit gelungen, durch eine ernſte Erklärung einige Gewalt über ſie zu bekommen. Ich liebte ſie noch immer mit einer Leidenſchaft, die durch die gerechten Urſachen zur Klage nicht geſtört werden konnte. Mein literariſcher Ruf bereitete ihr abwechſelnd Zorn und Freude. Sie fing immer damit an, die übelwollenden Kritiken gewiſſer Journale zu leſen, in denen meine Grundſätze und Sitten auf die gemeinſte Weiſe verdächtigt wurden, und kam dann in der Ueberzeugung, daß ich das Alles verdiene, zu mir oder ſchrieb mir, um mich mit Vorwürfen zu überhäufen und um mir eine Maſſe beleidigender Artikel zu bringen oder zu ſchicken, die ohne ſie niemals in meine Hände gelangt ſein würden. Ich fragte ſie dann, ob ſie das auf ſolche Weiſe verurtheilte Buch geleſen habe. Sie hatte es nie geſehen, bevor ſie es verdammte. Sie las es nun, nachdem ſie verſichert hatte, ſie werde es nicht aufmachen, und war dann ſo blind eingenommen für mein Werk, wie es nur eine Mutter ſein konnte. Sie erklärte es für erhaben, und die Kritik für niederträchtig — und das wiederholte ſich bei jedem neuen Buche.

Und ſo war es mit allen Dingen und zu allen Zeiten.

Jede Reiſe, jeder Aufenthaltsort, jede Perſon, die ſie bei mir ſah, mochte ſie alt oder jung, Mann oder Frau ſein, jeder Hut, den ich auf dem Kopfe, und jeder Schuh, den ich am Fuße hatte, gab ihr Veranlaſſung zum Tadel und zu unaufhörlichen Quälereien, die in ernſthaften Zank und in heftige Vorwürfe übergingen, wenn ich mich nicht beeilte, ihr zu ihrer Befriedigung zu verſichern, daß ich meine Pläne, meine Geſellſchaft und meinen Anzug ändern und ganz nach ihren Wünſchen einrichten würde. Ich riskirte dabei nichts, denn ſie hatte ſchon am folgenden Tage die Urſache ihres Verdruſſes vergeſſen, aber es gehörte viel Geduld dazu, bei jeder Zuſammenkunft eine neue unvorhergeſehene Laune zu ertragen. Ich hatte Geduld, aber es machte mich unendlich traurig, daß ich ihre Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit nur hinter ewigen Stürmen erblicken konnte.

Seit mehreren Jahren wohnte meine Mutter am Boulevard Poiſſonière No. 6, in einem Hauſe, welches ſeitdem verſchwunden iſt, um dem Hauſe du pont de fer Platz zu machen. Sie lebte faſt immer allein, denn ſie konnte keine Magd acht Tage behalten. Ihr kleines Logis, das ſie immer ſelbſt mit peinlicher Sorgfalt reinigte, war mit Blumen geſchmückt und glänzte im Sonnenlichte, denn ſie wohnte gegen Mittag und hielt ihr Fenſter im Sommer für die Hitze, den Staub und den Lärm des Boulevards offen; ſie hatte niemals genug Paris in ihrem Zimmer. „Ich bin Pariſerin mit dem Herzen," pflegte ſie zu ſagen, „und Alles, was Andere in Paris abſtößt, gefällt mir und iſt mir nothwendig. Es iſt mir niemals zu kalt oder zu heiß, und ich liebe die ſtaubigen Bäume der Boulevards und die ſchwarzen Bäche, die ſie

netzen, mehr als alle Eure Wälder, in denen man ſich fürchtet, und alle Eure Flüſſe, in denen man ertrinken kann. Gärten liebe ich nicht mehr, ſie erinnern mich zu ſehr an den Kirchhof. Die Stille auf dem Lande ängſtigt und langweilt mich. Paris macht den Eindruck auf mich, als habe es alle Tage Feſttag, und dieſe ewige Bewegung, die mir als Heiterkeit erſcheint, rettet mich vor mir ſelber. Ihr wißt wohl, daß ich an dem Tage, wo ich nachdenken muß, ſterben werde." Arme Mutter, ſie dachte in den letzten Tagen ihres Lebens viel nach!

Obwohl mehrere meiner Freunde, die Zeuge ihrer Heftigkeit gegen mich oder ihrer Launen geweſen waren, mir vorwarfen, ich wäre zu ſchwach ihr gegenüber, ſo konnte ich mich doch nie einer heftigen Gemüthsbewegung erwehren, wenn ich ſie beſuchte. Zuweilen ging ich an ihren Fenſtern vorüber, brennend vor Sehnſucht, ſie zu beſuchen, aber ich blieb in plötzlicher Angſt vor der Scene, die mich vielleicht erwartete, auf halbem Wege ſtehen. Indeſſen erlag ich doch meiſt meiner Sehnſucht, und wenn ich Feſtigkeit genug gehabt hatte, acht Tage nicht zu ihr zu gehen, konnte ich eine geheime Ungeduld nicht bemeiſtern. Ich ging dann aus und erkannte die Kraft dieſes Inſtinktes an dem ſeltſamen Eindruck, den ich empfing, wenn ich die Thür ihres Hauſes erblickte. Es war ein kleines Gitter, welches auf eine Treppe führte, die man hinabſteigen mußte. Unten wohnte ein Kaufmann, der, wie ich glaube, zugleich das Amt eines Portiers beſorgte, denn es ſchrie mir immer eine Stimme aus dem Laden zu: „Sie iſt zu Hauſe, gehen Sie hinauf!" Man durchſchritt dann einen kleinen Hof und ſtieg in die

erſte Etage hinauf, dann gelangte man in einen Gang und ſtieg noch drei andere Treppen hinauf. Man hatte alſo Zeit zur Ueberlegung und dieſe kam mir immer in dem finſtern Gange, in dem ich mir ſagte: „Welches Geſicht wird mich oben erwarten? Ein gutes oder ein ſchlimmes, ein lächelndes oder verſtörtes? Was wird ſie heute erfinden, um ſich zu ärgern?“

Aber ich erinnerte mich an die freundliche Aufnahme, die mir zu Theil wurde, wenn ich ſie in guter Stimmung traf. Wie ſchrie ſie dann auf vor Freude, wie glänzten ihre Augen, wie zärtlich küßte ſie mich! Für dieſen Ausruf, dieſen Blick und dieſen Kuß konnte ich wohl zwei bittre Stunden riskiren. Dann wurde ich ungeduldig, die Treppen ſchienen mir unerträglich lang, ich ſprang ſchnell hinauf, kam ebenſo innerlich bewegt wie athemlos oben an, und mein Herz klopfte, als ob es zerſpringen ſollte, wenn ich die Klingel zog. Ich horchte an der Thür und wußte ſogleich mein Schickſal; ſie kannte meine Art und Weiſe zu klingeln, und wenn ſie guter Laune war, hörte ich ſie ausrufen, wenn ſie die Hand an's Schloß legte: „Ah, es iſt meine Aurora!“ Wenn ſie aber von düſtern Gedanken geplagt war, kannte ſie mein Klingeln nicht, oder wollte wenigſtens nicht ſagen, daß ſie es erkannte, ſondern rief: „Wer iſt da?“

Dieſes, „Wer iſt da?“ fiel mir wie ein Stein auf die Bruſt. Zuweilen dauerte es lange, ehe ſich meine Mutter erklärte oder beruhigte — aber wenn ich ihr erſt ein Lächeln abgelockt hatte, oder wenn Pierret kam und meine Partie nahm, ging die heftige Scene in Heiterkeit über und ich führte ſie in's Theater oder zum Mittageſſen zu einem

Reſtaurant. Sie nannte das eine Luſtpartie, amüſirte ſich dabei, wie in ihrer Jugend, und war ſo liebenswürdig, daß man Alles vergaß.

Aber an manchen Tagen war es ganz unmöglich, ſich zu verſtändigen, und zuweilen gerade dann, wenn die Klingel ihre zärtlichſten Gefühle wachgerufen hatte und ich gut empfangen worden war. Es kam ihr zuweilen in den Sinn, mich aufzuhalten, um mich mit Neckereien zu quälen, aber wenn ich den Anzug des Sturmes bemerkte, ging ich erkältet und ermüdet fort und lief eben ſo ungeduldig die Treppen hinab, als ich hinauf geſtiegen war.

Um einen Begriff davon zu geben, auf welche Weiſe ſie Streit herbeiführte, wird es genügen, ein Beiſpiel anzuführen, welches zugleich beweiſt, daß ihr Herz bei den Extravaganzen ihrer Phantaſie unbetheiligt war.

Ich trug ein Armband von den Haaren meines Sohnes, die blond und ſeidenweich, mit einem Worte von einer Farbe und Feinheit waren, daß man ſogleich das Haar eines Kindes erkennen mußte. Alibaud war eben hingerichtet und man hatte meiner Mutter geſagt, er hätte lange Haare gehabt. Ich habe Alibaud nie geſehen, aber man hat mir geſagt, daß er brünett war. Dies hinderte indeſſen meine arme Mutter, deren Kopf von dieſem Drama erfüllt war, durchaus nicht, ſich einzubilden, daß dieſes Armband von ſeinen Haaren wäre. „Es iſt mir Beweis genug," ſagte ſie; „daß dein Freund Charles Ledru den Mörder vertheidigt hat." Ich kannte zu jener Zeit Charles Ledru noch nicht einmal von Anſehn, aber ich konnte ſie nicht überzeugen. Sie verlangte, daß ich das theure Armband in's Feuer würfe, das den ganzen

goldigen Haarſchmuck der erſten Jugend meines Sohnes enthielt, und das ſie ſchon zehn Mal an meinem Arme geſehen hatte, ohne es zu beachten. Ich mußte fortlaufen, um ſie zu hindern, es mir abzureißen. Ich ging oft lachend davon, aber ich fühlte, daß mir dabei große Thränen über die Backen liefen. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, ſie in den Augenblicken ſo unglücklich und irritirt zu ſehen, wo ich ihr mein ganzes Herz entgegenbrachte, mein Herz, das oft von geheimem Kummer gepeinigt war, den ſie wahrſcheinlich nicht verſtanden hätte, den ſie aber durch eine Stunde ihrer Liebe lindern und heilen konnte.

Als ich mich entſchloſſen hatte, gerichtlich gegen meinen Mann aufzutreten, war der erſte Brief, den ich ſchrieb, an ſie gerichtet. Sie kehrte damals mit einer Herzlichkeit zu mir zurück, die ſie nicht wieder verläugnete. Bei den Reiſen nach Paris, die ich während des Proceſſes unternahm, fand ich ſie immer gleich liebenswürdig — ſie war mir alſo ſeit Jahren wieder das geworden, was ſie mir in der Kindheit geweſen war. Sie richtete ihre Neckereien jetzt gegen Moritz, den ſie nach ihrem Geſchmacke hätte leiten mögen, der ſich dieſer Abſicht aber etwas hartnäckiger widerſetzte, als mir lieb war. Sie betete ihn trotzdem an und es war nöthig, daß ich ſah, wie ſie ſich dieſen kleinen Launen überließ, um mich nicht über die angenehme Veränderung zu beunruhigen, die in Bezug auf mich mit ihr vorgegangen war. Es gab Momente, wo ich zu Pierret ſagte: „Meine Mutter iſt jetzt anbetungswürdig, aber ich finde ſie weniger heiter und weniger lebhaft. Sind Sie ſicher, daß ſie nicht krank iſt?“ „O nein,“ antwortete er mir dann, „ſie befindet ſich im Gegen-

theil wohler. Sie hat das kritiſche Alter überſtanden, und jetzt iſt ſie wieder, wie ſie in ihrer Jugend war, eben ſo liebenswürdig und eben ſo ſchön." Und ſo war es in der That. Wenn ſie ſich ein wenig angezogen hatte, und ſie zog ſich reizend an, ſo ſah man ihr, wenn ſie über den Boulevard ging, ungewiß über ihr Alter und erſtaunt über die vollkommene Schönheit ihrer Züge nach.

Als ich, durch die ſchreckliche Nachricht von ihrem nahen Ende nach Paris gerufen, dort ankam, hatten mir die letzten Berichte doch noch große Hoffnungen gelaſſen. Ich ging ſo eilig als möglich nach ihrem Hauſe, ſtieg die Treppe hinab, wurde aber von dem Kaufmann angehalten, der mir ſagte: „Madame Dupin iſt nicht mehr hier!" Ich glaubte, er wollte mir auf dieſe Weiſe ihren Tod anzeigen, ich dachte an die offnen Fenſter, die mir als ein gutes Zeichen erſchienen waren, aber ebenſo leicht das Zeichen einer ewigen Abreiſe ſein konnten — doch der Mann beruhigte mich. „Erſchrecken Sie nicht," ſagte er, „es geht ihr nicht ſchlimmer, aber ſie hat ſich in eine Kranken-Pflege-Anſtalt bringen laſſen, um weniger Lärm und einen Garten zu haben. Herr Pierret wollte Ihnen das ſchreiben."

Ich hatte den Brief nicht erhalten; eilte nun nach dem bezeichneten Hauſe und hoffte meine Mutter als Reconvalescentin anzutreffen, da ſie ſich um den Genuß eines Gartens kümmerte.

Ich fand ſie in einem entſetzlichen kleinen Zimmer ohne Luft, auf einem elenden Lager und ſo verändert, daß ich ſie kaum wiedererkannte. Sie war hundert Jahr alt geworden. Als ſie mich ſah, legte ſie ihre Arme um meinen

Hals und ſagte: „Ach! nun bin ich gerettet. Du bringſt mir das Leben!“ Meine Schweſter, die bei ihr war, erklärte mir leiſe, daß die Wahl dieſes ſchlechten Aufenthaltsortes eine Phantaſie der Kranken ſei, aber keine Nothwendigkeit. Sie bildete ſich nämlich in den Stunden des Fiebers ein, daß ſie von Dieben umgeben ſei, verſteckte einen Sack voll Geld unter ihrem Kopfkiſſen und wollte kein beſſeres Zimmer bewohnen, weil ſie fürchtete, ſie könnte ſonſt den eingebildeten Räubern verrathen, daß ſie Geld beſitze.

Für den Augenblick mußte ich in die Idee eingehen, aber nach und nach beſiegte ich ſie. Die Pflegeanſtalt war ſchön und geräumig. Ich miethete das beſte nach dem Garten gelegene Zimmer und den folgenden Tag willigte ſie ein, es zu beziehen. Auch meinen lieben Gaubert führte ich ihr zu, deſſen ſanftes, theilnehmendes Geſicht ihr gefiel, und dem es gelang, ſie zur Befolgung ſeiner Vorſchriften zu vermögen. Aber gleich nachher führte er mich in den Garten, um mir zu ſagen: „Schmeicheln Sie ſich nicht mit der Hoffnung, daß ſie wieder geſund werden könnte, die Leber iſt entſetzlich geſchwollen. Die Periode der heftigen Schmerzen iſt vorüber. Sie wird ohne Schmerzen ſterben. Sie können den unglücklichen Moment nur durch moraliſche Einflüſſe verzögern. In Bezug auf die leibliche Pflege kann ich Ihnen nur anrathen, die Wünſche der Kranken in allen Dingen zu erfüllen. Sie hat nicht die Kraft, etwas zu wollen, was ihr geradezu verderblich werden kann. Meine Aufgabe beſteht nur darin, ihr unſchädliche Dinge zu verſchreiben und mir den Anſchein zu geben, als rechnete ich mit Sicherheit auf ihre Wirkung. Sie läßt alle Eindrücke

auf ſich wirken, wie ein Kind. Beſchäftigen Sie ihren Geiſt mit der Hoffnung auf baldige Geneſung, damit ſie ſanft und ohne Bewußtſein ſtirbt.“ Dann fügte er, der ſelbſt bereits mit einem Fuße im Grabe ſtand und es wohl wußte, obgleich er es ſeinen Freunden ſorgfältig verheimlichte', mit ſeiner gewöhnlichen ruhigen Klarheit hinzu: „Das Sterben iſt kein Uebel!“

Ich bereitete meine Schweſter vor und wir hatten nun nur noch einen Gedanken, nämlich den, unſre arme Kranke zu zerſtreuen und ihre Befürchtungen einzuſchläfern. Sie wollte aufſtehen und ausgehen. „Das iſt zwar gefährlich,“ ſagte Gaubert, „denn ſie kann in Ihren Armen ſterben, aber es iſt noch gefährlicher, ſie in einer Unthätigkeit zu laſſen, gegen die ihr Geiſt ſich ſträubt. Thun Sie alſo, was ſie wünſcht.“

Wir zogen unſere arme Kranke alſo an und trugen ſie in einen Wagen. Sie wollte nach den Champs-Elyſées fahren. Das Leben um ſie her belebte ſie auf einen Augenblick. „Wie iſt das Alles ſo ſchön,“ ſagte ſie; „dieſe lärmenden Wagen, dieſe jagenden Pferde, dieſe geputzten Damen, dieſe Sonne, dieſer goldene Staub. Man kann nicht ſterben in der Mitte dieſer Herrlichkeiten! — nein, in Paris ſtirbt man nicht!“ Ihr Auge glänzte dabei und ihre Stimme tönte voll. Aber als wir uns dem Triumphbogen näherten, ſagte ſie, indem ſie bleich wurde wie der Tod: „Ich will nicht bis dorthin fahren, ich habe genug.“ Wir waren beſtürzt, denn es ſchien, als ſollte ſie hier ihren letzten Athem aushauchen. Ich ließ den Wagen halten. Die Kranke ermunterte ſich

wieder. „Laßt uns umkehren," ſagte ſie, „ein andres Mal wollen wir bis nach dem Bois de Boulogne fahren."

Sie fuhr noch mehrere Mal aus — und obgleich ſie ſichtlich ſchwächer wurde, ſchwand doch ihre Todesfurcht. Die Nächte waren ſchlecht, ſie hatte Fieberphantaſien, aber am Tage ſchien ſie ſich immer neu zu beleben. Sie wollte von Allem eſſen; meine Schweſter beunruhigte ſich deshalb und ſchalt, daß ich ihr Alles brachte, was ſie verlangte. Ich ſchalt meine Schweſter wieder, weil ſie nur daran dachte, der Kranken zu widerſprechen, und ſie beruhigte ſich in der That, als ſie ſah, daß dieſe alle Früchte und Leckerbiſſen, mit denen ich ſie umgab, nur mit Vergnügen betrachtete und mit dem Finger berührte, indem ſie ſagte: „Ich werde hernach davon koſten." Sie koſtete nicht einmal, ſondern genoß nur mit den Augen.

Wir gingen in den Garten; ſie ſaß auf einem Fauteuil in der Sonne und verſank in Träumereien und Betrachtungen. Wenn wir allein waren, theilte ſie mir mit, was ſie dachte. „Deine Schweſter iſt fromm," ſagte ſie, „aber ich bin es, ſeit ich mir vorſtelle, daß ich ſterben könnte, gar nicht mehr. Ich will das Geſicht eines Geiſtlichen nicht ſehen, hörſt Du wohl? Ich will, daß Alles heiter iſt um mich her, wenn ich von hinnen gehe. Und warum ſollte ich mich denn auch fürchten, vor Gott zu treten? Ich habe ihn immer geliebt. Und," fügte ſie mit einer naiven Lebhaftigkeit hinzu, „er kann mir zum Vorwurf machen, was er will, aber er kann mir nicht vorwerfen, ihn nicht geliebt zu haben!"

Aber das Schickſal, das mich verfolgte, geſtattete mir nicht,

meine ſterbende Mutter ohne Kampf und Sturm zu tröſten und zu pflegen. Mein Bruder, der ſich höchſt ſeltſam betrug und ſich beſtändig widerſprach, ſchrieb mir: „Ich benachrichtige Dich, ohne Wiſſen Deines Mannes, daß er nach Nohant reiſen wird, um Dir Moritz zu entführen. Verrathe mich nicht, das würde mich mit ihm vereinigen. Aber ich glaube, Dich vor ſeinen Plänen warnen zu müſſen. Du mußt ja wiſſen, ob Dein Sohn wirklich zu ſchwach iſt, um in das Lyceum zurückzukehren.“

Es unterlag gar keinem Zweifel, daß Moritz außer Stand war, in die Schule zurückzukehren, und ich fürchtete für ſeine erſchütterten Nerven die Wirkung einer ſchmerzlichen Ueberraſchung und einer lebhaften Scene mit ſeinem Vater.

Ich konnte meine Mutter nicht verlaſſen; einer meiner Freunde nahm alſo Extrapoſt, eilte nach Ars und brachte Moritz nach Fontainebleau, wohin ich reiſte, um ihn unter angenommenem Namen in einem Gaſthauſe einzumiethen. Der Freund, der ihn abgeholt hatte, wollte bei ihm bleiben, während ich zu meiner Kranken zurückeilte.

Ich kam um ſieben Uhr Morgens nach der Pflegeanſtalt zurück, denn ich war die Nacht gereiſt, um Zeit zu erſparen. Ich ſah die Fenſter offen, dachte an die auf dem Boulevard und wußte, daß Alles vorbei war. Ich hatte meine Mutter vorgeſtern Abend zum letzten Male umarmt, und ſie hatte mir geſagt: „Ich fühle mich ſehr wohl und habe jetzt ſo angenehme Gedanken, wie nie in meinem Leben. Ich fange an das Landleben zu lieben, das ich früher nicht leiden mochte. Das iſt mir erſt in der letzten Zeit gekommen, wenn ich Lithographien colorirte, um mich zu unterhalten.

Da war unter andern eine ſchöne Schweizerlandſchaft mit Bäumen, Bergen, Sennhütten und Waſſerfällen. An dieſes Bild muß ich immer denken und ich ſehe es in der Erinnerung viel ſchöner, als es war — ich ſehe es ſelbſt ſchöner, als es in Natur iſt. Wenn ich die Augen ſchließe, ſehe ich Landſchaften, von denen Du Dir keine Vorſtellung machen kannſt und die Du nicht zu beſchreiben vermöchteſt; ſie ſind zu ſchön und großartig! Und das verändert ſich jede Minute, um immer ſchöner zu werden. Ich muß nach Nohant, um dort in dem kleinen Holze Grotten und Caskaden zu bauen. Jetzt, da Nohant Dir allein gehört, wird es mir dort gefallen. Du wirſt in etwa vierzehn Tagen abreiſen, nicht wahr? Dann will ich mit Dir gehen."

Es war an dieſem Tage furchtbar heiß und Gaubert hatte uns geſagt: „Suchen Sie zu verhindern, daß ſie heute ausfährt, wenn es nicht regnet. Als die Hitze ſtärker wurde, ſtellte ich mich, als ob ich einen Wagen holen wollte, und ſagte, als ich zurückkam, es ſei unmöglich, einen zu finden. — „Das iſt mir im Grunde auch recht," ſagte ſie. „Ich befinde mich jetzt ſo wohl, daß ich nicht Luſt habe, mich zu derangiren. Geh alſo, um Moritz zu ſehen. Ich bin überzeugt, daß Du mich geſund findeſt, wenn Du wiederkommſt."

Am andern Tage war ſie ganz ruhig geweſen. Um fünf Uhr Nachmittags hatte ſie zu meiner Schweſter geſagt: „Friſire mich, ich möchte gern hübſch friſirt ſein." Dann hatte ſie ſich im Spiegel betrachtet und gelächelt — der Spiegel war ihrer Hand entfallen und ihre Seele entflohen. Gaubert ſchrieb mir auf der Stelle, aber ich hatte mich mit

ſeinem Briefe gekreuzt. Ich kam an und fand ſie in der That geſund — geheilt von der entſetzlichen Plage, auf dieſer Welt zu leben.

Pierret weinte nicht. Er ſchien, wie Deschartres am Todtenbette meiner Großmutter, nicht zu begreifen, daß man ſich auf ewig trennen könnte. Er begleitete ſie am andern Tage nach dem Kirchhofe und kam laut lachend zurück. Dann hörte er plötzlich auf zu lachen und brach in Thränen aus. —

Armer, vortrefflicher Pierret! Er tröſtete ſich niemals. Er kehrte nach dem weißen Roſſe, zu ſeiner Pfeife und zu ſeinem Bierkruge zurück. Er war immer heiter, zerſtreut und lärmend. Er kam im nächſten Jahre nach Nohant, um mich zu beſuchen — dem Anſchein nach war er noch immer der alte Pierret; aber plötzlich ſagte er: „Laſſen Sie uns ein wenig von Ihrer Mutter ſprechen! Erinnern Sie ſich noch . . .“ und dann ging er alle Einzelnheiten ihres Lebens durch, alle Eigenthümlichkeiten ihres Charakters, alle lebhaften Scenen, in denen er ſich zum freiwilligen Opfer gemacht hatte — er citirte ihre Worte, ahmte den Ton ihrer Stimme nach und lachte herzlich; dann nahm er ſeinen Hut und ging mit einem Scherze weg. Aber ich folgte ihm von ferne, weil ich ſeine nervöſe Aufregung wohl bemerkte, und fand ihn dann ſchluchzend in einem Winkel des Gartens.

Ich kehrte nach dem Tode meiner Mutter nach Fontainebleau zurück und verlebte einige Zeit allein in meines Sohnes Geſellſchaft. Er befand ſich wohl, die Hitze hatte den Rheumatismus vertrieben, aber Gaubert, welcher ihn beſuchte, fand ihn doch noch nicht gänzlich hergeſtellt. Das

Herz ſchlug noch unregelmäßig, und das bisherige Regime, welches in vieler körperlicher Bewegung und dem gänzlichen Vermeiden geiſtiger Anſtrengung beſtand, mußte alſo fortgeſetzt werden. Wir ſtanden bei Tagesanbruch auf, nahmen kleine Miethpferde und ritten ganz allein bis zum Sonnenuntergang auf Entdeckungen in dem herrlichen Walde umher, der die unerwartetſten Ausſichten und die mannichfaltigſten Variationen von Blumen und Schmetterlingen für meinen jungen Naturforſcher bot, der ſich der Jagd und der Beobachtung widmen konnte, während er das Studium erwartete. Er fand, ſeit er in der Welt war, Geſchmack an dieſer Wiſſenſchaft und dem Zeichnen, und der Genuß der Natur, wie er ihn ſchon damals verſtand, war ein gutes Mittel gegen die Langeweile der unfreiwilligen Unthätigkeit.

Aber kaum hatte ich mich von der Kriſis erholt, die meine Nerven erſchüttert hatte, da brach ſchon ein neuer Sturm über mich herein. Herr Dudevant war in Berry geweſen und hatte, da er Moritz nicht fand, Solange mit ſich genommen.

Wie hatte er ſich nur denken können, daß ich Moritz ſeiner Aufſicht entzöge, um ihm einen Streich zu ſpielen. Es fiel mir nicht ein, ihn länger zu verbergen, als nöthig war, um die üble Abſicht ſeines Vaters, von der mich mein Bruder unterrichtet hatte, zu vereiteln. Ich hoffte noch immer zu erreichen, was ich ſpäter auch erreichte, nämlich eine Verſtändigung über das, was für die Erziehung und die Geſundheit unſres Sohnes nützlich und nothwendig war. Wenn er ſeine Rückkehr offen verlangt hätte, ſtatt nach dem Berry zu gehen, um ihn in meiner Abweſenheit heimlich

abzuholen, ſo würde ich den Kranken der Prüfung der von ſeinem Vater ſelbſt gewählten Aerzte unterworfen und ihn dadurch von der Unmöglichkeit überzeugt haben, Moritz in die Schule zurückzuſchicken.

Wie dem aber auch ſei, er glaubte in meiner Handlungsweiſe, die nur aus gerechter Beſorgniß entſprang, den Wunſch zu erblicken, ihn zu verletzen, und hielt ſich deshalb zur Rache berechtigt. Wenn der Menſch verbittert iſt, glaubt er immer ein Recht zu haben, das Unrecht zu begehen, das er bei Andern vorausſetzt.

Herr Dudevant hatte niemals den Wunſch geäußert, Solange bei ſich zu ſehen. Er pflegte zu ſagen: „In die Mädchenerziehung miſche ich mich nicht, denn ich verſtehe nichts davon.“ Verſtand er denn mehr von der Erziehung der Knaben? Nein, er hatte einen viel zu ſtarren Willen, um die zahlloſen Inkonſequenzen, die Mattigkeit und das Sichgehenlaſſen des Kindes ertragen zu können. Er hat den Widerſpruch niemals geliebt und was iſt ein Kind anders, als der lebendige Widerſpruch gegen alle elterliche Vorausſicht und Abſicht? Und überdies hinderten ihn ſeine militäriſchen Neigungen, Vergnügen an denjenigen Erſcheinungen der Kindheit zu finden, die jeden Andern als die Mutter ungeduldig machen.

Er hatte alſo in Bezug auf Moritz keinen andern Plan, als ihn zum Gymnaſiaſten und ſpäter zum Soldaten zu machen, während er, indem er Solange entführte, keine andere Abſicht haben konnte, als die er mir ſpäter ſelbſt geſtanden hat, nämlich mich ſuchen zu laſſen.

Ich hätte mir das ſelbſt ſagen und mich beruhigen

können, aber die nähern Umstände dieser Entführung schienen mir schrecklich und sie waren in der That tragischer gewesen, als nothwendig war. Die Gouvernante war mißhandelt und meine arme erschreckte Kleine unter einem Geschrei fortgetragen worden, welches das ganze Haus in Bestürzung versetzte. Solange war indessen nicht gegen ihren Vater eingenommen, wie er sich einbildete. Während des Kampfes mit Marie Louise Rollinat und ihrer Mutter, welche eben zugegen war, hatte sich das Kind seinem Vater zu Füßen geworfen und geschrieen: „Ich liebe Dich, Papa, ich liebe Dich, nimm mich nur nicht mit!“ Das arme Kind, das nichts wußte, konnte die Scene nicht verstehen.

Die Briefe, welche mir dieses neue Abenteuer mittheilten, setzten mich in fieberhafte Unruhe. Ich eilte nach Paris, vertraute Moritz meinem Freunde Viardot an, und ging zu dem Minister, um die gesetzlichen Formen zu beobachten. Ein andrer Freund und der erste Schreiber meines Anwalts, Herr Vincent, ein vortrefflicher junger Mann voll Gefühl und Eifer, der selbst Advokat ist, begleiteten mich. Ich nahm Extrapost nach Guillery und fuhr Tag und Nacht. Während der zwei Tage, die ich zu Vorbereitungen brauchte, hatte der Minister, Herr Barth, die Gefälligkeit gehabt, den Telegraphen in Bewegung zu setzen; ich wußte, wo meine Tochter war.

Madame Dudevant war vor einem Monat gestorben. Sie hatte meinen Mann nicht um die Erbschaft seines Vaters bringen können und hinterließ ihm einige Aufträge, die ihm ein Dutzend Processe einbrachten, und das Gut Guillery, welches er schon in Besitz genommen hatte. Gott möge der

unglücklichen Frau den Frieden geben! Sie hatte viel an mir verſchuldet, mehr als ich ſagen mag — aber laſſen wir den Todten Gnade angedeihen! Sie werden, wie ich hoffe, beſſer in einer beſſern Welt. Wenn der gerechte Zorn, den ſie auf dieſer Welt zurückließen, ihnen den Eintritt in jene Welt erſchweren ſollte, ſo habe ich ſchon ſeit langer Zeit ausgerufen: „Oeffne ihr, mein Gott!“

Und was wiſſen wir von ihrer Reue nach dem Tode? Die Orthodoxen ſagen, daß ein Augenblick der Buße ſelbſt auf der Schwelle des Todes von aller Sünde rein wäſcht. Ich glaube das mit ihnen; aber warum ſoll der Schmerz über die Sünde, dieſe höchſte Buße, unmöglich werden, wenn ſich der Geiſt vom Körper getrennt hat? Glaubt man, daß die Seele ihr Licht und ihr Leben verloren hat, wenn ſie zu dem Throne des Höchſten aufſteigt, wohin ſie gerufen wird, um ihr Urtheil zu empfangen? Dieſe Katholiken ſind durchaus nicht conſequent, denn ſie betrachten den elenden Irrgang dieſes Lebens als entſcheidend, während ſie zu gleicher Zeit ein Fegefeuer annehmen, wo man weint, bereut oder betet.

Ich kam in Nerac an und eilte zu dem Unterpräfekten Herrn Hausmann, der jetzt Präfekt des Seine-Departements iſt. Ich erinnere mich nicht, ob er damals ſchon der Schwager meines würdigen Freundes, des Herrn Artaud war. Der letztere hat ſeine Schweſter geheirathet. Ich weiß nur, daß ich ſeine Hülfe und ſeinen Schutz verlangte, daß er ſogleich mit mir in den Wagen ſtieg, um mit mir nach Guillery zu fahren, und daß er mir mein Kind ohne Lärm und Zank zurückverſchaffte. Er nahm uns, meine Reiſegefährten und mich, dann mit nach der Unter-Präfektur zurück und wollte

nicht dulden, daß wir in's Gasthaus zurückgingen und abreisten, ohne einige Tage ausgeruht und uns der friedlichen Promenaden am Ufer der Beïse erfreut zu haben, welche die Tradition zum Schauplatz der Liebe zwischen Florette und Heinrich IV. macht. Er lud meine alten Freunde, die ich mit Vergnügen wiedersah, zum Mittagessen ein. Ich erinnere mich, daß wir viel über Philosophie sprachen, die ein neutrales Feld war in Vergleich zu der Politik, in welcher der junge Beamte anderer Meinung sein mußte, als wir. Er besaß einen großen Ernst und war begierig, wie sich das große Problem des Tages lösen würde, aber seine überaus feine Lebensart hielt ihn ab, irgend eine delikate Frage zu stellen.

Ich erinnere mich, daß ich damals der modernen Philosophie noch sehr unkundig war und zuhörte ohne mitsprechen zu können. Ich sagte auf dem Nachhausewege zu meinem Reisegefährten: „Sie haben mit Herrn Hausmann über Dinge disputirt, von denen ich nicht das Geringste verstehe; ich kann über diese Dinge nur durch Gefühl und Instinkt urtheilen. Die Wissenschaft der neuen Ideen kleidet sich in Formen, die mir fremd sind und die ich wahrscheinlich nie lernen werde. Es ist zu spät. Ich gehöre dem Geiste nach zu einer Generation, deren Zeit vorüber ist.“ Er versicherte, daß ich mich irrte und daß ich, wenn ich erst einen Fuß in den Kreis gewisser Discussionen gesetzt hätte, nicht im Stande sein würde, mich wieder loszumachen. Er irrte sich ebenfalls ein wenig, aber es ist gewiß, daß ich mich bald lebhaft für diese Ideen interessiren sollte.

Es vergingen indessen noch acht Monate, ehe ich die nothwendige Ruhe fand, mich den Studien dieser Art zu überlassen.

Herr Dudevant hatte nach ſeiner eignen Ausſage 1200 Franken Revenüen geerbt, die ſich bald verdoppeln ſollten, und ich fand es nun in der Ordnung, daß ihm der Genuß meiner Revenüen entzogen würde. Er war andrer Meinung und der Streit mußte noch einmal begonnen werden. Ich würde mir einer Geldfrage willen nicht ſoviel Mühe gegeben haben, wenn ich ſicher geweſen wäre, die Erziehung meiner beiden Kinder beſtreiten zu können. Aber die literariſche Arbeit iſt ſo unſicher, daß ich ihre Exiſtenz nicht von den Chancen derſelben, von einem Banquerott des Verlegers, oder einem Banquerott an Erfolg und Geſundheit abhängig machen mochte. Ich wollte meinen Mann dazu vermögen, mir die Sorge für Moritz allein zu überlaſſen, und er ſchien dazu geneigt. Da er behauptete, er könne meines Sohnes Unterhalt nicht ohne meine Hülfe bezahlen, ſchlug ich ihm vor, mir die Sorge allein zu überlaſſen, und er nahm endlich 1838 einen Vergleich an und ſchloß einen definitiven Contrakt mit mir. Er verlangte die Summe von fünfzigtauſend Franks, wogegen er mir das Hotel Narbonne, den Patrimonalbeſitz meines Vaters, zurückgab und das Recht zugeſtand, meine beiden Kinder zu erziehen, wie ich wollte. Ich verkaufte die Rente, die zum Theil zu der Penſion meiner Mutter verwendet worden war, wir unterzeichneten den Tauſch und waren beide mit dem Looſe zufrieden, das wir gezogen hatten*).

---

*) Seit dieſer Zeit haben wir immer in freundlichen Verhältniſſen geſtanden, und er iſt zur Hochzeit meiner Tochter nach Nohant gekommen.

In Bezug auf das Geld war mein Loos im Augenblicke nicht viel werth. Das Collegium Narbonne, ein sehr altes historisches Gebäude, war so vernachlässigt, daß ich beinahe hunderttausend Franken verwenden mußte, um es wieder in Stand setzen zu lassen. Ich arbeitete zehn Jahre, um diese Summe zu bezahlen, und das Haus meiner Tochter zur Mitgift geben zu können.

Aber trotz der großen Verlegenheit, in die mich mein kleiner Grundbesitz setzte, verlor ich den Muth nicht. Ich war zugleich der Vater und die Mutter der Familie, und das bringt viele Mühe und Sorge mit sich, wenn das Erbe nicht hinreicht und man zu einer so absorbirenden Arbeit seine Zuflucht nehmen muß, wie die ist, für die Oeffentlichkeit zu schreiben. Ich weiß nicht, was daraus geworden wäre, wenn ich nicht die Fähigkeit, viel zu wachen, und die Liebe zu meiner Kunst besessen hätte, die mich jederzeit ermunterte. Ich fing wieder an, den Tag zu segnen, wo sie mir nicht nur zur individuellen Nothwendigkeit, sondern auch zur strengen Pflicht wurde. Sie hat mich, wenn nicht getröstet, doch von manchem Leid abgezogen und mich über manchen Schmerz hinweggebracht.

Aber diese verschiedenen Dinge, diese Extreme des Lebens, mit denen ich mich gleichzeitig in meiner kleinen Sphäre beschäftigen mußte, waren für einen Kopf ohne Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel, wie der meinige, fast zu viel. Ich mußte die Würde der Kunst wahren, den Pflichten der Ehre, der Sorge für das physische und moralische Wohl der Kinder genügen, die allen andern vorgeht, und mußte die

Pflichten der Freundschaft und der Höflichkeit erfüllen. Wie viel zu kurz sind die Tage, wenn man verhindern will, daß nicht Unordnung in der Familie, im Hause, in den Geschäften und im Geiste einreißt! Ich habe mein Möglichstes gethan und habe nicht mehr gethan, als man mit festem Willen und Glauben zu thun vermag. Ich war nicht durch eine jener wunderbaren Organisationen unterstützt, die Alles ohne Anstrengung übersehen und die, ohne zu ermatten, vom Bett eines kranken Kindes zu einer gerichtlichen Consultation, von dem Kapitel eines Romans zu einem Rechnungsbuche übergehen. Ich hatte also zehnmal, hundertmal mehr Mühe, als es schien. Mehrere Jahre hindurch gewährte ich mir täglich nur vier Stunden Schlaf und mehrere andere Jahre kämpfte ich, bis ich ohnmächtig auf meiner Arbeit niedersank, gegen die entsetzlichste Migräne, und doch ging nicht Alles so gut, wie nach meinem Eifer und meiner Hingebung zu wünschen war.

Einer der Gründe, die Ehe so unlösbar als möglich zu machen, ist, wie ich zugebe, die Schwierigkeit, ein so zerbrechliches Fahrzeug, wie die Wohlfahrt der Familie, mit Sicherheit durch die widerstrebenden Wellen unsrer Gesellschaft zu führen. Es ist nicht zuviel, wenn ein Mann und eine Frau, ein Vater und eine Mutter die Arbeit theilen.

Aber die Unauflöslichkeit der Ehe ist nur möglich, wenn sie durch den freien Willen bestimmt wird, und um sie freiwillig zu machen, ist's nöthig, daß die Möglichkeit gegeben wird, sie zu lösen.

Wenn Ihr, um Euch aus diesen Kreisschlüssen zu retten,

ein andres Mittel findet, als eine Anerkennung der Gleichheit der Rechte zwiſchen Mann und Weib, ſo habt Ihr eine große Entdeckung gemacht.

Zwölftes Kapitel.

Der Tod Armand Carrel's. — Emil von Girardin. — Rückblick auf Everard. — Abreiſe nach Majorka. — Friedrich Chopin. — Die Karthauſe von Valdemoſa. — Die Präludien. — Ein Regentag. — Marſeille. — Der Doctor Cauvières. — Meerfahrt und Ausflug nach Genua. — Rückkehr nach Nohant. — Moritz wird krank. — Seine Geneſung. — Der 12. Mai 1839. — Armand Barbès. — Seine Irrthümer und ſeine Größe.

Meine Gedanken wenden ſich hier auf zwei der bedeutendſten Männer unſerer Zeit: nämlich erſtens auf Carrel, der 1836 faſt an demſelben Tage ſtarb, an welchem mein Proceß in Bourges entſchieden wurde; und zweitens — bei Gelegenheit der Frage über das Weſen der Ehe, eine Frage, die ich bei der Geſchichte meines Lebens flüchtig berührt habe — auf Emil von Girardin, den Journaliſten und Geſetzgeber; füge ich etwa noch hinzu: den Politiker und Philoſophen, oder umfaßt die Bezeichnung Journaliſt alle andern von ſelbſt?

Das neunzehnte Jahrhundert hat bis auf den heutigen Tag nur zwei große Journaliſten gehabt: Armand Carrel und Emil von Girardin. Ein geheimnißvolles furchtbares Geſchick hat den Einen zum Mörder des Andern werden laſſen und der Sieger in dieſem beklagenswerthen Kampfe, der jünger und damals anſcheinend von nicht ſo umfaſſendem Talente war, als der Beſiegte, iſt ihm ſoweit voraus-

geeilt, wie das allgemeine Leben und seine eigne Entwicklung seitdem fortgeschritten sind. Würde sich Carrel, wenn er leben geblieben wäre, an diesem Fortschritt betheiligt haben? Wir wollen es hoffen, aber wir wollen auch ohne Vorurtheile sein und eingestehen, daß, wenn er geblieben wäre, was er am Vorabend seines Todes war, er uns Allen — ich spreche mit denen, die meine Ansichten theilen — als sehr zurückgeblieben erscheinen müßte.

Emil von Girardin dagegen ist auf seinem Wege nicht stehen geblieben, obwohl er dann und wann, dem Anschein nach und vielleicht wirklich, durch Strömungen fortgerissen wurde, welche seinem eigentlichen Ziele zuwider liefen.

So wäre es denn vielleicht weder ein Unsinn noch ein Paradoxon, hier eine geheime Absicht der Vorsehung zu ahnen, und zwar nicht sowohl in dem schmerzlichen, beklagenswerthen Ereignisse, das Carrel's Tod herbeiführte, als in der Erbschaft des Genius, welche seinem tieferschütterten Gegner zufiel.

Welche Rolle würde Carrel 1848 übernommen haben? Diese Frage hat unsern Geist in jenem Jahre oft beschäftigt. Meine Erinnerungen zeigen mir Carrel als den gebornen Feind des Socialismus; die Erinnerungen meiner Freunde widersprachen den meinigen und das Ende unserer Erwägungen war in der Regel, daß sein großes Herz vielleicht von einem plötzlichen Lichte erhellt worden wäre.

Aber es ist gewiß, daß Emil von Girardin 1847 im Verhältniß zu dem allgemeinen Fortschritt der letzten zehn Jahre auf derselben Höhe stand, welche Carrel zehn Jahre

früher einnahm. Später hat ihn Girardin in jeder Hinsicht bedeutend übertroffen.

Es ist übrigens nicht meine Absicht, eine müßige Parallele zwischen diesen beiden Charakteren zu ziehen, deren Neigungen ganz entgegengesetzt waren und deren Talent sich in ganz verschiedne Formen kleidete. Aber ich finde in ihnen eine Aehnlichkeit, die mich oft überrascht hat und die mir durch den unvermeidlichen Einfluß der Verhältnisse hervorgebracht zu sein scheint.

Wenn Carrel sich nicht sehr verändert hätte, würde er unter der Republik für die Präsidentschaft gestimmt haben. Vielleicht wäre Carrel selbst Präsident geworden. Emil von Girardin hätte vielleicht einen andern Kandidaten aufgestellt, aber in der Principienfrage wären sich die Beiden nicht entgegen gewesen.

Bis dahin war also Herr von Girardin, ohne sich dessen bewußt zu werden, nicht weiter gegangen als Carrel — aber Niemand aus unsern Reihen hatte bemerkt, daß Carrel nicht weiter ging als Girardin.

Ich habe Carrel nicht genauer gekannt und habe nie mit ihm gesprochen, obwohl ich oft mit ihm zusammengetroffen bin; aber ich werde mich immer einer längern Unterredung zwischen Everard und ihm erinnern, der ich beiwohnte, ohne von ihm gesehen zu werden. Ich las in einer Fenstervertiefung und die Vorhänge waren von selbst zugefallen, so daß sie mich verhüllten, als er eintrat. Sie sprachen vom Volke und ich war starr vor Erstaunen. Carrel hatte keinen Begriff vom allgemeinen Fortschritt und so kamen sie nicht überein. Anfangs schien ihn Everard zu überzeugen, dann

ließ ſich dieſer durch Carrel umſtimmen. Der Schwächere zog den Stärkern mit ſich fort, wie wir das oft erleben.

Everard, der von dieſem Tage an die verſchiedenſten Standpunkte einnahm, hatte ſich 1847 in Carrel's beſchränkten Geſichtskreis zurückgezogen.

Wenn Parteigenoſſen dieſen Wechſel von Ebbe und Fluth in großen Geiſtern ſehen, ſind ſie überraſcht, werden unruhig oder zornig und die Heftigſten unter ihnen ſchreien über Deſertion und Verrath. Carrel's letzte Lebenstage wurden durch ſolche Ungerechtigkeiten vergiftet; Everard kämpfte bis an ſein Ende gegen mancherlei bittere Beſchuldigungen, Girardin, der noch mehr und von allen Parteien verdammt, beleidigt und gehaßt wurde, iſt allein ſtehen geblieben. Jetzt iſt er in Frankreich der Vorkämpfer der kühnſten, erhabenſten Freiheitsideen, und dies war die Abſicht der Vorſehung, als ſie ihn mit einer Kraft begabte, welche die aller ſeiner Gegner übertraf.

Wir müßten aus unſerm politiſchen Leben alle Vorurtheile, alle Heftigkeit und allen Zorn verbannen; denn die Ideen, die wir vertreten, werden nur durch rechtſchaffne und edle Geiſter ſiegen. Wenn ein Mann wie Carrel durch vorwurfsvolle Briefe und infame Drohungen beleidigt und verletzt wird; wenn andere Männer, die eben ſo rein ſind, des Ehrgeizes, der Habſucht oder der Feigheit beſchuldigt werden, pflegt man das nur als den unvermeidlichen Schaum zu betrachten, den die Wellen empörter Leidenſchaft mit ſich führen, und man ſagt gewöhnlich, daß wir uns dieſen bittern Folgen aller Revolutionen geduldig fügen müßten.

Aber nein, wir wollen uns nicht länger fügen! wir

mögen immerhin dieſe unvermeidlichen Verirrungen in der Vergangenheit entſchuldigen — in der Zukunft wollen wir ſie nicht mehr dulden. Wir wollen es uns recht klar machen, daß keine Partei, auch die unſrige nicht, lange Zeit durch Haß, Gewalt und Beleidigungen herrſchen wird. Wir wollen nicht länger annehmen, daß Republiken voller Unruhe ſein dürfen und Rachſucht oder Parteilichkeit zur Dictatur gehören. Wir wollen die Erfüllung unſerer Fortſchrittsträume nicht an die Bedingung knüpfen, uns einander beſtändig anzugreifen und zu mißtrauen. Dieſe Finſterniß, dieſe Heftigkeit und Roheit mag der Vergangenheit bleiben — wir wollen uns zum Geſetz machen, daß Männer, welche große Dinge vollbracht oder auch nur große Ideen und große Gefühle gehabt haben, nicht leichtſinnig angeklagt werden dürfen, und daß, wenn wir ſie angreifen, dies immer mit Maß geſchehen ſoll. Wir müſſen endlich ſo verſtändig ſein, dieſe Männer vom hiſtoriſchen Standpunkte aus und in ihrem Zuſammenhange mit dem Allgemeinen zu beurtheilen, und wenn wir ihre Macht erkennen, müſſen wir uns auch erinnern, daß dieſe Macht in gewiſſe natürliche Grenzen eingeſchloſſen und einer gewiſſen Nothwendigkeit unterthan iſt. Wenn wir verlangen, daß der bedeutende Mann in allen Stunden ſeines Lebens dem Ideal entſpreche, deſſen Ahnung er uns erweckt hat, empören wir uns gegen Gott ſelbſt, der den Menſchen unvollkommen und beſchränkt erſchuf. Wenn unſere Wahl in einem freien Staate den nicht erhebt, deſſen Geiſt zu gewiſſen Stunden ſchwach wird, zaudert oder ſich verirrt, ſo üben wir nur unſere Rechte aus; aber indem wir ihn für einen Augenblick aus unſerm Wege

entfernen, wollen wir ihm noch immer unſere Huldigung darbringen und wollen bedenken, daß unſer Geſchick vielleicht morgen des Mannes bedarf, der ſich eine Weile zweifelnd oder vorſichtig zurückgezogen hat*).

Wenn unſer politiſches Leben dieſen Fortſchritt gemacht haben wird; wenn wir im Kampfe um die Popularität nicht mehr Beleidigungen, Undankbarkeit und Verleumdung als Waffen gebrauchen, dürfen wir überzeugt ſein, nicht mehr ſo Viele abtrünnig werden zu ſehen. Die Meiſten, welche ihre Fahne verlaſſen, werden dazu durch verletzten Stolz, durch Aerger oder Zorn beſtimmt. Ach! ich habe das hundertmal geſehen! Wie mancher, der auf geradem Wege geblieben wäre, wenn ſein Charakter Achtung und Schonung gefunden hätte, hat ſich gewaltſam von ſeinen Meinungsgenoſſen getrennt, weil ihn ein bittres Wort verletzte — denn auch die größten Charaktere ſind ſelten ſtark genug, eine ſchmerzliche Verwundung ihrer Ehre oder auch nur einen rohen Tadel ihrer Klugheit ruhig zu ertragen. Ich mag keine der Beiſpiele aus der jüngſten Vergangenheit nennen, aber jeder wird das ſelbſt erfahren haben, in welchem Kreiſe er auch leben mag, und jeder wird das Entſtehen verderblicher Entſchlüſſe belauſcht haben, die nur an einem ſchwachen Faden hingen.

Und liegt dies nicht ganz in der menſchlichen Natur? Ohne daß wir es merken, werden wir dem Menſchen feindlich geſinnt, der als Feind gegen uns auftritt. Wenn er bei der Verfolgung beharrt, ſo kommen wir nach und nach da-

---

*) In dieſer Weiſe muß Herr von Lamartine beurtheilt werden.

hin, ihn in allen Dingen für blind und ungerecht zu halten, ſobald er ſich gegen uns ungerecht und blind gezeigt hat. Seine Anſichten werden uns eben ſo widerwärtig wie ſeine Worte, und wenn wir Anfangs nur in einigen Punkten von ihm abwichen, ſo kommen wir bald dazu, auch die Anſichten, die wir mit ihm gemeinſam hatten, für zweifelhaft zu halten, ſobald er den ſeinigen eine Form giebt, welche unſere Form zu kritiſiren oder negiren ſcheint. Von einem Wortſpiele gehen wir aus, um mit Blutvergießen zu endigen. Wie oft haben unſere Zweikämpfe keinen andern Grund und wie oft haben die Zweikämpfe der Parteien unſere öffentlichen Plätze mit Blut beſpritzt!

Wer iſt nun aber am meiſten Schuld an dieſen traurigen Verwirrungen in der Geſchichte? Der Erſte, welcher zu ſeinem Bruder Rache geſagt hat. Hätte Abel dies Wort zuerſt zu Kain geſagt, ſo würde ihn der Herr als den erſten Mörder des Menſchengeſchlechts beſtraft haben.

Die Reflexionen, in welche ich mich hier vertiefe, ſind nicht außer Zuſammenhang mit dem, was ich erzählen will, denn ich denke eben an Carrel's Tod, an Everard's Schmerz und an den Haß unſerer Partei gegen Emil von Girardin. Wenn wir gerecht geweſen wären; wenn wir eingeſehen hätten, daß Girardin nicht vermeiden konnte, ſich mit Carrel zu ſchlagen — und um dies einzuſehen, brauchen wir nur die Thatſachen zu prüfen; — wenn man, nachdem man Carrel feige genannt hatte, ſeinen Widerſacher nicht als Mörder bezeichnet hätte, würden wir nicht zwanzig Jahre gebraucht haben, um uns unſers legitimen Eigenthums zu bemächtigen, ich meine der Hülfe jener großen Klarheit, die

Girardin in ſich trug und der er einſam auf dem Wege folgte, welcher zu unſerm gemeinſchaftlichen Ziele führt.

Wie viel Mißtrauen, wie manche Vorurtheile waren gegen ihn! Auch ich habe ſie gehabt — nicht wegen jenes Duelles, aus welchem er, ſelbſt gefährlich verwundet, als tiefſte Wunde ſeine unauslöſchliche Reue forttrug. Wenn rings um mich her ſich die heftigſten Stimmen zu dem Ausruf vereinigten: „was auch geſchehen mochte, Carrel durfte nicht fallen! Carrel durfte nicht ermordet werden!“ fiel mir wieder ein, daß Girardin, nachdem er dem Feuer des Herrn Degouve-Deunuques ausgeſetzt geweſen war, ſich geweigert hatte, auf dieſen zu zielen; und daß dieſe ritterliche That, die Girardin's vollkommen würdig war, für eine Beleidigung angeſehen wurde, weil ſie von einem politiſchen Feinde kam. Was nun die Urſache des Duells betrifft, ſo iſt es unmöglich, daß ſie von den Zeugen für genügend angeſehen wäre, wenn Carrel ſie nicht durch ſeinen Eigenſinn dazu gezwungen hätte. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Carrel erbittert war, und daß es ihm mehr auf eine Demüthigung ſeines Gegners ankam, als auf eine Sühne und dieſe Sühne hätte wohl auch nur einem eingebildeten Vergehen gegolten. Die Folgen des Duells waren für Girardin eben ſo herzzerreißend wie ehrenhaft: er wurde von Carrel's Freunden inſultirt und ſeine ganze Rache beſchränkte ſich darauf, Carrel zu betrauern.

Dies war alſo nicht der Grund meiner Antipathie und ſelbſt Everard ließ, indem er Carrel beweinte, der Rechtſchaffenheit ſeines Gegners Gerechtigkeit widerfahren, ſobald er bei kaltem Blute war. Aber wir glaubten in dem prak-

tiſchen Talente, das ſich in Girardin mehr und mehr verrieth, einen gebornen Feind unſerer Utopien zu ſehen. Wir irrten uns nicht — ein Abgrund gähnte damals zwiſchen ihm und uns. Trennt uns der Abgrund noch immer? Ja, er trennt uns, ſobald von Gefühlen, von idealiſchen Träumen die Rede iſt, oder ſobald ich mich der Frage über das Weſen der Ehe zuwende. Nach reiflicher Ueberlegung darf ich nicht zögern, es auszuſprechen, daß Herr von Girardin als Socialiſt, indem er die Lebensfrage von der Familie in einem Buche berührt, welches ſowohl in Bezug auf Politik wie auf Geſetzgebung unſerer Bewunderung werth iſt, das große Dogma von der Liebe und der Mutterſchaft im Dunkeln läßt oder mit gewagten Andeutungen abfertigt. Bei der Bildung der Familie hat er nur die Mutter und die Kinder im Auge — aber ich habe ſchon oben geſagt und werde immer und überall ſagen, daß ein Vater und eine Mutter an der Spitze der Familie ſtehen müſſen.

Eine Discuſſion über dies Thema würde zu weit führen und dies Ganze iſt ſchon eine Abweichung von meiner Geſchichte. Ich bereue ſie nicht und werde ſie nicht unterdrücken, aber indem ich die vollſtändige Würdigung der neuen hiſtoriſchen Geſtalt, welche hier nur einen Augenblick erſcheint, für einen andern Rahmen aufſpare, muß ich noch einen Rückblick auf die vorſtehenden Blätter werfen.

Carrel verſchwand, und zwar fortgeriſſen vom Geſchick, nicht durch einen Feind geopfert. Ein großer Journaliſt, das heißt einer jener Männer der Syntheſe, welche von einem Tage zum andern die Geſchichte ihres Jahrhunderts ſchreiben, indem ſie das Ereigniß der Stunde mit der Ver-

gangenheit und der Zukunft verknüpfen, ließ die Fackel, die er trug, in seinem Blute und in dem seines Gegners verlöschen. Der Gegner wusch das Blut mit seinen Thränen ab und nahm die Fackel wieder auf, und es war nicht leicht, sie nach einer solchen Katastrophe hoch empor zu halten. Das Licht flackerte lange in seinen zitternden Händen. Der Hauch der Leidenschaft hat es verdunkeln oder auf Abwege treiben können — aber es war zum Fortleben bestimmt und wir hätten es früher anerkennend begrüßen sollen. Wir haben das nicht gethan, und es hat doch gelebt, und die Aufgabe von Carrel's Nachfolger ist im Sturme größer und edler geworden. Zur Zeit der Katastrophen hat sich Girardin ritterlich und großmüthig gezeigt und es ist ein Augenblick gekommen, wo er allein in Frankreich einen Muth und einen Glauben zeigen konnte, den selbst Carrel sich genöthigt haben würde, im Grunde seines Herzens zu verbergen. Carrel hätte sich in einem gewissen Augenblicke der Pflicht nicht erwehren können, die Macht in seine Hand zu nehmen, Girardin hat das seltene Glück gehabt, dazu nicht gezwungen zu werden, und zuweilen ist auch das eine große Ehre*).

---

*) Im Augenblicke, wo ich diese Probebogen nachsehe, hat mich eine schmerzliche Nachricht berührt: Frau von Girardin ist todt! vor vier Wochen habe ich sie krank in Paris verlassen, aber sie war noch immer strahlend von Schönheit, Geist, Anmuth und Güte; denn sie war gütig, vollkommen gütig! Alle Welt weiß, daß sie ein großes Talent besaß, aber die innige Zärtlichkeit, die wahrhaft mütterliche Empfindung, deren Zartheit und Tiefe ihre dramatischen Werke nur ahnen ließen, war doch nur ihren Freunden bekannt. Ich bin im Stande gewesen, diese Gefühlstiefe vollständig zu wür-

Kehren wir zu Everard zurück: drei Jahre waren verflossen, seitdem er einen großen Einfluß auf meinen Geist gewonnen hatte: er verlor denselben aus Gründen, die ich nicht erst seit heute vergessen habe. Vergessen ist das richtige Wort, denn die Lebhaftigkeit der Erinnerung ist in solchem Falle noch immer etwas Zorn und Empfindlichkeit. Im Allgemeinen weiß ich nur, daß diese Gründe verschiedner Art waren und theils mit seinem „Ehrgeize" zusammenhingen, — er pflegte sich immer dieses Ausdrucks zu bedienen, um sein heftiges, aber schnell vorübergehendes Verlangen nach Thätigkeit zu bezeichnen; — theils gingen sie aus den zu häufigen Ausbrüchen seiner heftigen Gemüthsart hervor, die oft noch durch Unthätigkeit oder Enttäuschungen verbittert war.

Den unschuldigen Ehrgeiz, in der Deputirtenkammer zu sitzen und Einfluß daselbst zu erlangen, habe ich nie gemißbilligt; aber ich muß gestehen, daß mein lieber alter Everard mir in gewisser Hinsicht dadurch entrissen wurde. Ich liebte ihn nämlich vorzugsweise und mit beinahe kindlicher Zärtlichkeit, wenn er matt und greisenhaft war und aussah, als wäre er sechzig Jahr alt. Denn in solchen Stunden war er sanft, aufrichtig, einfach, unbefangen und

---

digen, denn sie hat mit uns den schmerzlichsten Verlust, den eines angebeteten Kindes auf's innigste und schmerzlichste beweint! Und doch war sie nicht Mutter, und der Verstand allein vermag den Frauen nicht zu offenbaren, was eine Mutter leiden kann. Nur das Herz, das Talent der Zärtlichkeit ist dazu fähig und Frau von Girardin besaß dies Talent als Vervollständigung ihrer bewunderungswürdigen Organisation.

ganz vom göttlichen Ideal erfüllt. War er vielleicht in diesen Stunden ganz er selbst? Das habe ich nie zu ergründen vermocht, ich bin jedoch überzeugt, daß er sich immer ohne Verstellung zeigte. Aber wie möchte sein Wesen erschienen sein, wenn seine Organisation nicht gestört gewesen wäre? das heißt, wenn ihn nicht sein chronisches Leiden zu immerwährendem Wechsel fieberhafter Erregung und tiefer Mattigkeit getrieben hätte. In seiner krankhaften Exaltation wurde er mir, ich will nicht gerade sagen widerwärtig, aber gleichsam fremd. Sobald er in den kleinen Kämpfen der Tagespolitik jung, thätig und feurig wurde, fühlte ich ein unüberwindliches Bedürfniß, mich nicht zu viel um ihn zu kümmern.

Diese Gleichgültigkeit gegen das, was er damals für das wichtigste Interesse seines Lebens hielt, konnte er mir immer nur nach vielen Vorwürfen und langer Verstimmung verzeihen. Um die Wiederholung der Streitigkeiten zu vermeiden, provocirte ich weder seine Briefe noch seine Besuche und beide wurden immer seltner. Er wurde zum Deputirten erwählt, aber sein Debüt in der Kammer gab ihm — in einer Frage über das Eigenthumsrecht, auf die ich mich nicht besinne, — mehr die Stellung eines gewandten Redners, als die eines bedeutenden Politikers. Mir schien es, als wäre er dadurch zu einer unbedeutenden Rolle verurtheilt. Von einem Manne, wie er war, konnte man ein freimüthigeres Erwachen erwarten. Monate vergingen, ohne daß wir uns sahen oder schrieben. Ich war ganz nach Nohant übergesiedelt, und er erschien dort von Zeit zu Zeit bis zur Februarrevolution. Während der letzten Ereignisse waren wir über

das Weſen der Dinge durchaus verſchiedner Anſicht; ich hatte meine Ideale ſtudirt und modificirt; er ſchien die ſeinigen bei Seite geſchoben zu haben, um ſich mit ſeinen Wünſchen in ein Jahrhundert vor der Revolution zu flüchten. An die Brücke des Saints-Pères durfte man ihn nicht erinnern und er würde mit voller Ueberzeugung geſchworen haben, daß ich ſowohl wie Planet geträumt hätte. Er wurde zornig, wenn ich ihm beweiſen wollte, daß ich meine Empfindungen bewahrt und vervollkommnet hätte, während die ſeinigen ermattet und verdunkelt wären. Er verſpottete meinen Socialismus mit einiger Bitterkeit und doch fand er leicht den zärtlichen, väterlichen Ton von ehemals wieder. Ich ſagte ihm voraus, daß er wieder Socialiſt werden, über das Ziel hinausgehen und mir meine Mäßigung vorwerfen würde — und gewiß wäre dies eingetroffen, wenn er länger gelebt hätte.

Weder Abweſenheit noch Tod vermögen eine innige Freundſchaft zu zerſtören. Die meinige blieb ihm und wird ihm immer bleiben. Ich habe mich nie mit ihm entzweit, aber er hat mir in den letzten Jahren ſeines Lebens gezürnt, und ich werde erzählen, aus welchen Gründen.

Er wollte unter der proviſoriſchen Regierung in Bourges Commiſſarius werden, und als er es nicht wurde, gab er mir die Schuld. Er ſchrieb mir nämlich auf den Miniſter des Innern einen Einfluß zu, den ich nie gehabt habe; Ledru Rollin hatte durchaus nicht die Gewohnheit, mich bei ſeinen politiſchen Anordnungen zu Rathe zu ziehen. Wenn einige Leute dies behauptet haben, ſo war es ein ſchlechter

Witz; aber Everard war leider thöricht genug, kleinstädtischen Klatschereien zu glauben.

Um indessen vollkommen wahr und aufrichtig gegen ihn zu sein, durfte ich ihm nicht verschweigen, daß ich, wenn ich diesen Einfluß besessen hätte oder befragt worden wäre, oder vielmehr, wenn ich selbst Minister gewesen wäre, nicht anders geurtheilt und gehandelt hätte, als Ledru Rollin. Ich ging in meiner Aufrichtigkeit so weit, daß ich ihm schrieb, der Minister hätte seinen Entschluß in dieser Beziehung in einer Gesellschaft ausgesprochen, an welcher ich theilnahm, und seine Gründe wären mir ebenso gewichtig als gerecht erschienen. Everard war, wie ich schon sagte und auch ihm selbst gesagt habe, von der Republik in einem Augenblicke der Antipathie gegen alle die Ideen überrascht, welche allein das Leben der Republik erhalten konnten und mußten. Er hätte, beweglich wie er war, in aller Aufrichtigkeit der Held des kommenden Tages werden können; man brauchte nie an seiner Rückkehr zu zweifeln und man konnte jedenfalls darauf warten, ohne seine Zukunft zu gefährden. Sicherlich aber war er nicht der Held des Tages, den wir damals erlebten, eines Tages voll des festesten Glaubens und der unbegrenztesten Hingebung an alle die Ideen, welche Everard noch Tags zuvor verworfen hatte.

Ich hatte mich nicht geirrt; von den Verhältnissen getrieben, befand sich Everard auf einem der Gipfel des Berges, als die Macht der Ereignisse ihn herabstürzte, ohne Hoffnung, sich jemals wieder aufzuraffen: der grausame Tod war ihm nah. Man hat behauptet, er hätte mir meine Aufrichtigkeit nie verziehen; aber ich glaube das Gegentheil, ich glaube,

daß in einem Augenblick, der ihm allein bekannt war, sein Herz gerecht und seine Vernunft klar gewesen ist — und heute, wo seine Seele der meinigen ohne Schranken gegenübersteht, bin ich darüber vollkommen ruhig.

Und noch eine andere Seele, die ihrem innersten Wesen nach nicht weniger schön und rein, in ihrem Erdenleben nicht weniger krank und verwirrt war, finde ich in gleicher Heiterkeit und Ruhe in meinem Verkehr mit den Todten und in meiner Erwartung jener bessern Welt, in welcher wir Alle uns wiederfinden sollen, erleuchtet von einer höhern, göttlichern Klarheit, als hier auf Erden.

Ich spreche von Friedrich Chopin, der während meiner Zurückgezogenheit in Nohant in den letzten acht Jahren der Monarchie mein Gast gewesen ist.

Sobald mir Moritz im Jahre 1838 vollständig übergeben war, entschloß ich mich ein milderes Klima für ihn aufzusuchen, um ihn dadurch womöglich vor dem fürchterlichen Rheumatismus zu bewahren, der ihn im vergangnen Jahre gequält hatte. Ich wollte zugleich einen ruhigen Aufenthalt finden, wo ich ihn sowohl wie seine Schwester zur Arbeit anhalten, und auch selbst ohne Anstrengung etwas arbeiten könnte. Man gewinnt sehr viel Zeit, wenn man nicht in geselligem Verkehr ist, und sieht sich nicht zu angreifendem Nachtwachen genöthigt.

Während ich diesen Plan verfolgte und meine Vorbereitungen zur Reise traf, sagte mir Chopin, den ich täglich sah und dessen Genie und Charakter ich zärtlich liebte, daß auch er bald geheilt sein würde, wenn er an Moritz Stelle sein könnte. Ich glaubte ihm — und irrte sehr. An der

Reiſe ließ ich ihn freilich nicht an Moritz Stelle, ſondern neben demſelben theilnehmen. Seine Freunde hatten ihm ſchon lange zugeredet, einen Winter im mittäglichen Europa zuzubringen. Sie fürchteten Alle, daß er die Schwindſucht hätte; aber Gaubert, der ihn unterſuchte, gab mir die Verſicherung, daß dies nicht der Fall wäre. „Sie können ihn jedenfalls retten," ſagte er mir, „wenn Sie ihm friſche Luft, Ruhe und Bewegung geben." Die Andern, die wohl wußten, daß ſich Chopin nie dazu verſtehen würde, die Geſellſchaft und das Leben von Paris zu verlaſſen, wenn er nicht von einem Weſen fortgezogen würde, das er liebte, und das ihm ergeben war, redeten mir lebhaft zu, den Wunſch, den er gegen mich ſo lebhaft und ſo unverhofft ausgeſprochen hatte, nicht zurückzuweiſen.

Es war thöricht von mir, daß ich ihren Bitten und meiner eignen Sorge nachgab. Es war genug, daß ich allein mit zwei Kindern in die Fremde zog, wovon das eine krank und das andere von Geſundheit und Lebhaftigkeit ſtrotzend, kaum zu bändigen war, und es war überflüſſig, daß ich mich noch einer Herzensqual und einer ärztlichen Verantwortlichkeit unterzog.

Aber Chopin hatte gerade einen Augenblick des Wohlbefindens, der alle Welt beruhigte. Grzymala ausgenommen, der ſich eigentlich niemals über den Zuſtand unſeres Freundes täuſchte, hatten wir alle Vertrauen. Uebrigens bat ich Chopin, ſeine moraliſchen Kräfte wohl zu prüfen, denn ſchon ſeit mehreren Jahren konnte er nicht ohne Entſetzen daran denken, Paris, ſeinen Arzt, ſeinen Umgang, ja ſogar ſeine Wohnung und ſein Inſtrument zu verlaſſen. Er war im

allerhöchſten Grade Gewohnheitsmenſch und jede Veränderung, ſo klein ſie auch ſein mochte, war ein fürchterliches Ereigniß in ſeinem Leben.

Ich reiſte mit meinen Kindern ab, ſagte ihm, daß ich einige Tage in Perpignan zubringen und meine Reiſe nach Spanien ohne Weiteres fortſetzen würde, wenn er nicht in Perpignan mit uns zuſammenträfe. Als Ziel der Reiſe hatte ich Majorka erwählt, wozu ich durch den Rath einiger Leute bewogen worden war, welche das Klima und die Einrichtungen des Landes vollſtändig zu kennen vorgegeben hatten. Es fand ſich aber, daß ſie nicht das Geringſte davon gewußt hatten.

Mendizabal, unſer gemeinſchaftlicher Freund und ein eben ſo vortrefflicher als berühmter Mann, wollte ſich nach Madrid begeben und Chopin bis an die Grenze begleiten, falls dieſer bei ſeinen Reiſeplänen beharren ſollte.

So ging ich mit meinen Kindern und einer Kammerfrau im Laufe des November fort. Den erſten Abend blieben wir in Pleſſis, wo ich mit Freuden meine Mutter Angéla und ihre guten, theuern Angehörigen umarmte, die mich funfzehn Jahre zuvor ſo liebevoll aufgenommen hatten. Die Töchter waren erwachſen, ſchön und verheirathet. Mein Liebling, Tonine, war eben ſo herrlich als reizend. Der arme Vater James hatte das Podagra und ging auf Krücken — und den Vater ſowohl wie die Tochter umarmte ich zum letzten Male. Tonine mußte in Folge der Geburt ihres erſten Kindes ſterben und James ſtarb ſo ziemlich um dieſelbe Zeit.

Da wir reiſten, um zu reiſen, machten wir große Umwege. In Lyon ſahen wir unſere Freundin, die bedeutende Künſtlerin Montgolfier, Theodor von Seynes und Andere. Dann fuhren wir den Rhone hinunter bis Avignon, und eilten nach Vaucluſe, einem der ſchönſten Orte der Welt, der Petrarca's Liebe und ſeiner unſterblichen Verſe durchaus würdig iſt.

Von da aus durchzogen wir das ſüdliche Frankreich, begrüßten den Pont du Gard, blieben einige Tage in Nimes, um unſern theuern Freund und Lehrer Boucairaes zu umarmen, und um die Bekanntſchaft der Frau von Oribeau zu machen, eine liebenswürdige Dame, die meine Freundin geblieben iſt. Endlich erreichten wir Perpignan und ſchon am folgenden Tage ſahen wir Chopin eintreffen. Er hatte die Reiſe gut überſtanden und auch die Seefahrt bis Barcelona und von Barcelona bis Palma verurſachte ihm keine großen Beſchwerden. Das Wetter war ſchön, das Meer war ruhig und wir fühlten, wie die Hitze von Stunde zu Stunde zunahm. Moritz ertrug die Seefahrt faſt eben ſo gut als ich; Solange ging es ſchlechter, aber als ſie die ſchroffen Ufer der Inſel erblickte, deren Palmen und Aloes ſich gegen den Morgenhimmel abzeichneten, fing ſie an, auf dem Verdecke umherzulaufen, ſo friſch und fröhlich, wie der Morgen ſelbſt.

Ueber Majorka kann ich hier nur wenig ſagen, da ich bereits ein dickes Buch über dieſe Reiſe geſchrieben habe. Auch von meiner Angſt um den Kranken, der mich begleitete, habe ich erzählt. Sobald der Winter eintrat, der ſich mit ſtrömenden Regengüſſen meldete, zeigten ſich plötzlich bei

Chopin alle Symptome der Lungenschwindsucht. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn Moritz seinen Rheumatismus wieder bekommen hätte. Wir hatten keinen Arzt, der uns Vertrauen einflößte, und es war beinah fast unmöglich, auch nur die einfachsten Medicamente zu bekommen. Der Zucker sogar war oft so schlecht, daß wir unwohl darnach wurden.

Aber Moritz, der sich mit seiner Schwester vom Morgen bis zum Abend in Wind und Regen herumtrieb, erlangte, Gott sei Dank, eine vollständige Gesundheit. Weder Solange noch ich fürchteten uns vor überschwemmten Wegen oder Regengüssen. Wir hatten in einer verlassenen, halbverfallenen Karthause eine eben so gesunde als malerische Wohnung gefunden. Morgens gab ich den Kindern einige Stunden, den ganzen übrigen Tag liefen sie umher, während ich arbeitete. Abends, beim Mondenschein, versammelten wir uns im Kreuzgange oder lasen in irgend einer Zelle, und so würde unser Leben in dieser Einsamkeit trotz der Rauheit des Landes und der Unredlichkeit seiner Bewohner sehr angenehm gewesen sein, hätte mich nicht der traurige Anblick unseres leidenden Gefährten, und einige Tage ernster Besorgniß für sein Leben, um alle Freude und um allen günstigen Einfluß der Reise gebracht.

Der arme, große Künstler war ein unausstehlicher Kranker. Das, was ich vorhergesehen, aber leider nicht genug gefürchtet hatte, trat ein: er verlor alle Selbstbeherrschung und während er die Leiden des Körpers mit ziemlichem Muthe ertrug, konnte er die Unruhe seiner Einbildungskraft nicht besiegen. Selbst wenn er sich wohl befand, war das

Kloſter für ihn voller Schrecken und Geſpenſter; aber er ſagte das nicht, wir mußten es errathen. Wenn ich von meinen nächtlichen Entdeckungsreiſen in den Kloſterruinen mit meinen Kindern zurückkam, fanden wir ihn um zehn Uhr Abends bleich, mit irren Blicken und geſträubtem Haar an ſeinem Fortepiano, und es vergingen mehrere Augenblicke, ehe er uns erkannte.

Dann machte er eine Anſtrengung, um zu lachen, und nachher ſpielte er uns die großartigen Sachen vor, die er eben componirt hatte, oder beſſer geſagt, die fürchterlichen herzzerreißenden Ideen, die ihn gegen ſeinen Willen in dieſer Stunde der Einſamkeit, der Trauer und des Schreckens überfielen.

In dieſer Zeit hat er die ſchönſten jener Blätter geſchrieben, die er beſcheiden „Präludien“ genannt hat. Es ſind Meiſterwerke: einige von ihnen erinnern an die Viſionen todter Mönche und an die Todtengeſänge, die ihn verfolgten. Andere ſind von einer lieblichen Schwermuth und dieſe entſtanden in Stunden des Sonnenſcheins und der Geſundheit; beim Lachen der Kinder, welche unter dem Fenſter ſpielten; beim Klange der Guitarre, die aus der Ferne herübertönte; beim Geſange der Vögel in thaubenetzter Laube oder beim Anblick der kleinen bleichen Roſen, die unter dem Schnee hervorſchauten.

Andere ſind von einer tiefen Traurigkeit, und indem ſie unſer Ohr entzücken, zerreißen ſie unſer Herz. Eine dieſer Melodien entſtand an einem düſtern Regenabend, und dieſe iſt's beſonders, die unſere Seele mit furchtbarer Niedergeſchlagenheit erfüllt. Moritz und ich hatten ihn an dieſem Tage

wohl verlassen; wir waren nach Palma gegangen, um einige Lebensbedürfnisse einzukaufen, und auf dem Rückwege hatte uns der Regen überfallen, und die Flüsse waren ausgetreten. Wir hatten sechs Stunden gebraucht, um inmitten der Ueberschwemmung einen Weg von drei Stunden zurückzulegen. Es war Nacht, als wir nach Haus kamen, unser Kutscher hatte uns verlassen, wir hatten unser Schuhwerk verloren und unsägliche Gefahren überstanden. Der Gedanke an die Unruhe unseres Kranken hatte uns besonders zur Eile getrieben. Seine Besorgniß um uns war in der That sehr lebhaft gewesen, aber zuletzt war sie zu einer Art ruhiger Verzweiflung erstarrt und weinend spielte er sein herrliches Präludium. Als er uns eintreten sah, sprang er auf und stieß einen lauten Schrei aus, worauf er mit verstörter Miene und unheimlichem Tone zu uns sagte: „Ach! ich wußte wohl, daß Ihr gestorben wäret!“

Als er wieder zur Besinnung kam und sah, in welchem Zustande wir uns befanden, wurde er krank durch die Vorstellung der Gefahren, denen wir ausgesetzt waren, aber später gestand er mir, daß er das Alles, während unserer Abwesenheit, wie in einem Traum gesehen, endlich aber nicht mehr vermocht hätte, diesen Traum von der Wirklichkeit zu unterscheiden, worauf er ruhig geworden und gleichsam in einen Schlummer versunken wäre; dabei hatte er immerfort Klavier gespielt und sich eingeredet, er wäre gestorben. Er sah sich in einen See versunken und eiskalte Tropfen fielen ihm langsam auf die Brust, aber als ich ihn darauf aufmerksam machte, wie die Regentropfen gleichmäßig vom Dache niederfielen, leugnete er, dies gehört zu haben.

Er empörte ſich ſogar gegen das, was ich durch den Ausdruck imitative Harmonie zu bezeichnen ſuchte; er proteſtirte aus allen Kräften, und zwar mit Recht, gegen den Verſuch, das Ohr durch ſolche kindiſche Nachahmungen zu feſſeln. Sein Genius war von den geheimnißvollen Harmonien der Natur erfüllt, und er gab dieſelben in der erhabnen Ausdrucksweiſe der muſikaliſchen Empfindung wieder, nicht aber durch eine knechtiſche Wiederholung der äußern Töne*). Seine Compoſition von jenem Abend iſt zwar durch die Regentropfen hervorgebracht, welche auf die Ziegel der Karthauſe niederrauſchten; aber in ſeiner Phantaſie und in ſeinem Geſange haben ſie ſich in Thränen verwandelt, welche vom Himmel auf ſein Herz herniederfielen.

Chopin's Talent iſt das tiefſte, reichſte, gefühlvollſte, das je exiſtirt hat. Er hat einem einzigen Inſtrumente die Sprache des Unendlichen gegeben und hat oft in einigen Reihen, die ein Kind zu ſpielen vermöchte, Gedichte von unendlicher Erhabenheit, Dramen von unvergleichlicher Kraft zuſammengefaßt. Er hat niemals großer materieller Hülfsmittel bedurft, um auszuſprechen, was er in ſich trug. Er hat weder des Saxophon's noch der Ophicléide bedurft, um die Seele mit Schrecken zu erfüllen, und weder der Orgel noch der menſchlichen Stimme, um Andacht und Begeiſterung zu erwecken. Von der Menge wurde er nicht verſtanden; er wird es noch nicht und es werden bedeutende Fortſchritte im Geſchmack und im Verſtändniß der Kunſt nothwendig

*) Ich habe in Conſuelo eine Erklärung dieſer Verſchiedenheit der muſikaliſchen Schilderung gegeben, welche Chopin vollkommen befriedigt hat, alſo wohl deutlich ſein mußte.

ſein, ehe ſeine Werke populär werden können. Aber der Tag wird kommen, wo man ſeine Muſik inſtrumentiren wird, ohne an ſeiner Klavier-Partitur das Geringſte zu ändern, und alle Welt wird erfahren, daß dies Talent, welches eben ſo umfaſſend, eben ſo vollſtändig und eben ſo gebildet war, als das der großen Meiſter, die er ſtudirte und in ſich aufnahm, eine Eigenthümlichkeit bewahrt hat, die noch reiner war, als die von Sebaſtian Bach, noch mächtiger, als die von Beethoven, noch dramatiſcher, als die von Weber. Er vereinigt ſie alle drei in ſich und bleibt doch er ſelbſt; zarter in Geſchmack, ſtrenger im Erhabnen, herzzerreißender im Schmerze. Mozart allein iſt ihm überlegen, weil Mozart mehr die Ruhe der Geſundheit beſitzt und folglich eine größere Fülle des Lebens.

Chopin fühlte ſeine Macht und ſeine Schwäche. Seine Schwäche lag im Uebermaße des Reichthums, den er nicht zu bewältigen vermochte. Er konnte nicht wie Mozart (und Mozart iſt der Einzige, der dies gekonnt hat) ein Meiſterwerk auf ſchwankender Grundlage aufführen. Seine Muſik war reich an Einfällen und Nüancen; zuweilen, aber nur ſelten, war ſie bizarr, geheimnißvoll und quälend. Obwohl er alles Unverſtändliche verabſcheute, trugen ihn ſeine übermächtigen Gefühle oft in Regionen empor, die nur ihm allein zugänglich waren. Vielleicht war ich für ihn ein ſchlechter Beurtheiler (er pflegte mich zu befragen, wie Molière ſeine Magd), weil ich durch meine genaue Bekanntſchaft mit ihm nach und nach dahin kam, mich mit allen Regungen ſeines Weſens zu identificiren. Acht Jahre lang weihte er mich in das Geheimniß ſeiner Begeiſterung oder ſeiner Medita-

tionen ein, und ſein Inſtrument offenbarte mir den Aufſchwung oder den Zweifel, die Siege oder die Qualen ſeiner Seele. Darum verſtand ich ihn, wie er ſich ſelbſt verſtand, und ein Richter, der ihm fremder geweſen wäre, würde ihn gezwungen haben, für Alle verſtändlicher zu ſein.

In ſeiner Jugend hat er zuweilen heitre und liebliche Ideen gehabt; er hat polniſche Lieder componirt und Romanzen, welche nie erſchienen ſind und in welchen eine liebenswürdige Heiterkeit oder eine entzückende Weichheit liegt. Einige ſeiner ſpätern Compoſitionen ſind auch noch wie kryſtallhelle Quellen, in denen ſich die Sonne ſpiegelt. Aber wie kurz und wie ſelten ſind dieſe Ausdrücke ruhiger Exſtaſe! Der Geſang der Lerche in den Wolken und das ſanfte Dahingleiten des Schwans auf ſtillen Gewäſſern ſind für ihn wie ein Aufleuchten heiterer Schönheit. Aber der klagende Schrei des hungrigen Adlers, der über den Felſen von Majorka ſchwebte, das durchdringende Geheul des Nordwindes und der troſtloſe Anblick ſchneebedeckter Taxusbäume verurſachten ihm eine Traurigkeit, die viel länger währte, als ſeine Freude an dem Duft der Orangenblüthen, der Anmuth der Weinranken oder dem mauriſchen Liede des Landmanns.

Seine Gemüthsart äußerte ſich in allen Dingen auf dieſe Weiſe. Wenn er einen Augenblick für den Genuß der Freundſchaft und für das Lächeln des Glücks empfänglich war, ſo fühlte er ſich dagegen tagelang, wochenlang durch das Verſehen eines gleichgültigen Bekannten oder die kleinen Verdrießlichkeiten des gewöhnlichen Lebens verletzt. Wunderbarer Weiſe fühlte er ſich jedoch durch einen großen Schmerz

nicht ſo niedergedrückt, wie durch ein kleines Leiden. Es ſchien, als hätte er anfangs nicht die Kraft, es zu begreifen, und ſpäter nicht die Kraft, es zu tragen, und ſo war die Gewalt ſeiner Erregungen den Urſachen, welche ſie hervorriefen, durchaus nicht angemeſſen. In wirklicher Gefahr wußte er ſeine zerſtörte Geſundheit heldenmüthig zu ertragen, aber bei unbedeutenden Leiden quälte er ſich auf's jammervollſte. Dies iſt übrigens die Geſchichte und das Schickſal aller Weſen, deren Nervenſyſtem übermäßig ausgebildet iſt.

Da er ein übertriebnes Verlangen nach kleinen Bequemlichkeiten fühlte und vor jeder Entbehrung Abſcheu empfand, wurde ihm natürlich der Aufenthalt auf Majorka nach den erſten Tagen des Unwohlſeins im höchſten Grade widerwärtig. Aber es war nicht möglich, gleich wieder abzureiſen, weil er zu ſchwach war. Als er ſich beſſer befand, herrſchte ein ſo heftiger Wind längs der Küſte, daß auch das Dampfſchiff drei Wochen lang den Hafen nicht verlaſſen konnte, und dieſes war das einzige Beförderungsmittel für Reiſende.

So wurde unſer Aufenthalt in Valdemoſa eine Pein für ihn und eine Qual für mich. Chopin, der in der Geſellſchaft freundlich, heiter und liebenswürdig war, konnte in der Intimität des häuslichen Lebens zur Verzweiflung bringen. Keine Seele konnte edler, zarter, uneigennütziger ſein; kein Umgang treuer und aufrichtiger; kein Geiſt glänzender in ſeiner Heiterkeit, ernſter und tiefer in dem, was er erfaßte. Dagegen war auch leider keine Laune wechſelnder; keine Phantaſie düſtrer und ausſchweifender; keine Empfindlichkeit ſchwerer zu ſchonen; keine Herzensbegehrlichkeit ſchwerer zu befriedigen. Aber nichts von alledem war ſeine

Schuld; alles dies lag in seiner Krankheit. Seine Seele blutete aus tausend Wunden und der Fall eines Rosenblattes, der Schatten einer Fliege verursachten ihr Schmerzen. Außer mir und meinen Kindern war ihm Alles unter dem spanischen Himmel zuwider und erschien ihm empörend, und er wurde mehr von dem Verlangen nach der Abreise verzehrt, als durch die Entbehrungen des Aufenthalts bedrückt.

Endlich konnten wir uns, in den letzten Tagen des Winters, nach Barcelona begeben und von dort aus, wieder zur See, nach Marseille gehen. Ich verließ die Karthause mit einem Gemisch von Schmerz und Freude. Wenn ich mit meinen Kindern allein gewesen wäre, hätte ich gern zwei bis drei Jahre dort zugebracht. Wir hatten einen Koffer voll guter, lehrreicher Bücher mitgebracht und ich hatte hier Zeit gehabt, sie ihnen zu erklären. Der Himmel wurde jetzt klar und die Insel wurde ein zaubervoller Aufenthalt. Unsere romantische Einsamkeit entzückte uns; Moritz erstarkte zusehends und wir lachten über jede Entbehrung, die uns betraf. Ich würde hier die schönsten Arbeitsstunden ohne jede Zerstreuung gefunden haben; wenn ich nicht Krankenwärterin sein mußte, las ich vortreffliche philosophische oder historische Werke und der Kranke selbst wäre anbetungswürdig gut gewesen, wenn er gefühlt hätte, daß es besser mit ihm würde. Mit welcher Poesie erfüllten seine Melodien das Heiligthum, selbst wenn er am schmerzlichsten bewegt war! Und die Karthause war so schön unter ihren Epheugewinden; die Luft auf unserm Berge war so rein, das Meer so blau am fernen Horizonte! Es war der schönste Ort, den ich jemals bewohnte, und einer der schönsten, den ich

jemals ſah — aber ich hatte das Alles kaum genoſſen! da ich den Kranken nicht zu verlaſſen wagte, konnte ich täglich mit meinen Kindern nur einige Minuten ausgehen und oft mußte ich dem Spaziergange ganz entſagen, und endlich wurde ich ſelbſt durch die Anſtrengung und den Mangel an Bewegung ſehr krank.

In Marſeille mußten wir uns aufhalten; ich ließ Chopin durch den berühmten Doktor Cauvières unterſuchen, der ihn anfangs für gefährlich krank erklärte, aber Hoffnung ſchöpfte, als er ſah, wie raſch es mit ſeiner Geneſung vorwärtsging. Er ſchloß daraus, daß er bei ſorgſamer Pflege lange leben könnte, und widmete ihm ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Dieſer würdige und liebenswürdige Mann, der einer der erſten Aerzte Frankreichs und der angenehmſte, zuverläſſigſte, aufopferndſte Freund iſt, gilt in Marſeille als die Vorſehung der Glücklichen und Unglücklichen. Er iſt ein Mann des Fortſchritts und von entſchiedener Geſinnung und hat in einem hohen Alter die Schönheit der Seele, wie die des Körpers bewahrt. Sein Geſichtsausdruck iſt zugleich ſanft und lebhaft und immer von einem ſanften Lächeln, von einem glänzenden Auge erhellt, welches in gleicher Weiſe Ehrfurcht und Zuneigung einflößt. Er gehört noch immer zu den ſchönſten und glücklichſten Organiſationen, die es gibt, iſt frei von Altersſchwäche, voller Feuer, jung an Geiſt und Herz, eben ſo gütig als glänzend und noch immer im Vollgenuß der hohen Eigenſchaften einer reichbegabten Seele.

Gegen uns war er wie ein Vater. Unabläſſig bemüht, uns das Leben angenehm zu machen, pflegte er den Kranken, führte die Kinder ſpazieren und verzog ſie in jeder Weiſe

und erfüllte meine Stunden, wenn auch nicht mit Ruhe, doch wenigſtens mit Hoffnung, mit Vertrauen und mit geiſtigem Behagen. Ich habe ihn in dieſem Jahre*) in Marſeille wiedergeſehen, das heißt fünfzehn Jahre ſpäter, und habe ihn wo möglich noch jugendlicher und liebenswürdiger gefunden, als ich ihn verlaſſen hatte. Er hatte eben die Cholera gehabt und hatte ſie ertragen und überwunden wie ein junger Mann. Die Erwählten ſeines Herzens liebte er noch eben ſo feurig wie am erſten Tage, glaubte an Frankreich, an die Zukunft, an die Wahrheit, wie die Kinder dieſes Jahrhunderts nicht mehr daran glauben; kurz, ſein herrliches Alter iſt ſeines herrlichen Lebens werth.

Als er ſah, wie Chopin mit dem Frühling wieder auflebte und nur einer mäßigen ärztlichen Behandlung bedurfte, billigte er unſeren Plan, einige Tage in Genua zu verleben. Es war ein Genuß für mich, die ſchönen Gebäude und köſtlichen Gemälde, welche dieſe reizende Stadt beſitzt, in Moritz' Geſellſchaft wiederzuſehen.

Bei der Rückkehr bekamen wir auf dem Meere einen heftigen Windſtoß. Chopin wurde ziemlich krank davon und wir ruhten uns wieder einige Tage lang in Marſeille bei dem vortrefflichen Doktor aus.

Marſeille iſt eine prächtige Stadt, aber auf den erſten Blick verletzt uns die Strenge ihres Klima's und die Derbheit ihrer Bewohner. Man gewöhnt ſich aber bald daran, denn im Grund iſt das Klima geſund und die Einwohner ſind gut. Man begreift, daß man endlich die Wuth des

*) 1854.

Miſtral, die Angriffe des Meeres und die unerträglichen Gluthen der Sonne erträgt, wenn man hier in dieſer reichen Stadt alle Hülfsmittel der Civiliſation in allen ihren Abſtufungen vereinigt findet, oder wenn man einige größere Ausflüge durch die Provence macht, die an manchen Orten eben ſo fremdartig und ſchön iſt, wie viele zu ſehr geprieſene Gegenden Italiens.

Ohne weitere Unfälle brachte ich den geſunden Moritz und den geneſenden Chopin nach Nohant; aber nach einigen Tagen war Moritz der kränkere der Beiden. Das Herz nahm wieder zu ſehr überhand. Mein Freund Papet, der ein vortrefflicher Arzt iſt, der aber wegen ſeines bedeutenden Vermögens nur für ſeine Freunde und für Arme, und zwar gratis prakticirt, übernahm die Verantwortung, meines Sohnes Diät vollſtändig zu ändern. Seit zwei Jahren mußte er ſich mit Kalbfleiſch, Geflügel und kaum gefärbtem Waſſer begnügen. Papet war der Anſicht, daß des Knaben ſchnelles Wachſen ſtärkender Mittel bedürfte, und nachdem er ihm zur Ader gelaſſen hatte, ſuchte er ihn durch ganz entgegengeſetzte Diät zu kräftigen. Und es war gut, daß ich Papet vertraute, denn von dieſer Zeit an wurde Moritz vollſtändig geheilt und erlangte eine ſtarke, dauernde Geſundheit.

Was Chopin betrifft, ſo fand Papet bei demſelben kein Symptom eines Lungenleidens, ſondern nur eine geringe chroniſche Entzündung des Kehlkopfs, die er zwar nicht zu heilen hoffte, die ihm aber auch in keiner Weiſe gefährlich erſchien.

Um dieſe Zeit verlor ich meinen engelhaften Freund

Gaubert — meinen edlen, zärtlichen „Vater“ Durès-Dufresne hatte ich schon 1837 auf eine ebenso schmerzliche als tragische Weise verloren. Tags zuvor hatte er mit meinem Manne gegessen. Der Malgache schrieb mir: „Am 29. Oct. um elf Uhr Morgens begegnete ihm ein Einwohner von Chateauroux. Er war sehr vergnügt, denn er war eben Großvater geworden und hatte die üblichen Bonbons eingekauft. Von diesem Augenblick an geht seine Spur verloren. Sein Körper ist in der Seine aufgefunden. Ist er ermordet? Nichts gibt uns einen Beweis dafür; er war nicht beraubt, seine goldnen Ohrringe waren unbeschädigt.“

Dies traurige Ende ist immer geheimnißvoll geblieben; zu meinem Bruder hatte er zwei Tage früher in Bezug auf die politischen Ereignisse gesagt: „Es ist Alles aus, Alles verloren!“ Aber beweglich, enthusiastisch und energisch, wie er war, hatte er im Augenblick darauf seine Heiterkeit wiedergewonnen.

Ehe ich nun weiter gehe, muß ich von einem politischen Ereigniß sprechen, das am 12. Mai 1839 in Frankreich stattfand, während ich in Genua war, und von einem Manne, den ich zwar erst später kennen lernte, den ich aber immer in die erste Reihe meiner Zeitgenossen gestellt habe; ich meine Armand Barbès.

Sein erstes Auftreten war übrigens das eines unüberlegten Enthusiasmus, und ich zaudere nicht mit Louis Blanc den Versuch vom 12. Mai zu verdammen. Ich wage sogar hinzuzufügen, daß die traurige Redensart: „Der Erfolg rechtfertigt Alles“, einen ernsteren Sinn enthält, als man einem fatalistischen Spruche zuschreiben sollte. Es liegt

ſogar eine tiefe Wahrheit darin, wenn man bedenkt, daß das Leben einer gewiſſen Anzahl von Menſchen wohl einem der ganzen Menſchheit heilſamen Principe geopfert werden darf, aber nur unter der Bedingung, die Herrſchaft dieſes Princips im Leben wirklich zu fördern. Wenn die Unternehmungen der Tapferkeit und der Aufopferung unfruchtbar bleiben ſollen, oder wenn ſie ſogar unter gewiſſen Bedingungen und bei der Herrſchaft gewiſſer Verhältniſſe durch ihr Mißlingen die Stunde des Heils in die Ferne rücken ſollten, mögen dieſe Unternehmungen aus noch ſo reiner Abſicht hervorgegangen ſein — ihre That iſt verdammlich. Sie giebt der ſiegenden Partei neue Kräfte und erſchüttert den Glauben der Beſiegten. Sie vergießt unſchuldiges Blut und das koſtbare Blut der Verſchwörer zum Vortheil der ungerechten Sache. Sie flößt der Menge Mißtrauen ein oder ein thörichtes Entſetzen, das es faſt unmöglich macht, den großen Haufen zurückzuführen oder zu überzeugen.

Ich weiß zwar, daß der Erfolg das Geheimniß Gottes iſt, und wenn wir, wie unſere Voreltern, nur vorwärts gingen, nachdem wir ein Orakel conſultirt hätten, von deſſen Untrüglichkeit wir überzeugt wären, hätten wir kein Verdienſt dabei, unſer Vermögen, unſere Freiheit und unſer Leben auf's Spiel zu ſetzen. Uebrigens liegt das Orakel der Jetztzeit im Volke: Vox populi, vox Dei; und dies Orakel iſt trügeriſch und geheimnißvoll, es weiß oft ſelber nicht, woher ſeine Begeiſterung und ſeine Ahnungen ſtammen — aber ſo ſchwer es auch ſein mag, daſſelbe zu ergründen — das Genie des Volksführers liegt eben nur in dem Verſtändniß, in der richtigen Deutung dieſes Orakels.

Der Volksführer iſt demnach ſeiner Aufgabe nicht gewachſen, wenn ihm Klugheit fehlt, Scharfblick oder dies eigenthümliche Talent, das die nothwendige Entwickelung der Ereigniſſe vorausſieht. Es iſt eine ſo ernſte Sache, ein Volk, oder auch nur den kleinſten Theil eines Volkes in die blutige Arena der Revolutionen zu ſtürzen, daß es dem Einzelnen nicht erlaubt iſt, ſeinem Opfermuthe, ſeinem Enthuſiasmus für ein erhabenes Martyrthum oder den Illuſionen der reinſten Ueberzeugung zu folgen. Der Glaube wird nur im Gebiete des Glaubens lebendig; die Wunder, die er ſchafft, können dieſen Kreis nicht überſchreiten, und ſobald ſie der Menſch in das Bereich der Thatſachen übertragen will, vermag der Glaube nichts, ſo lange er in myſtiſches Dunkel gehüllt bleibt. Er muß von lebendigem Licht erhellt ſein und muß ſich auf genaue Erkenntniß der Wirklichkeit ſtützen, wenn er etwas vollbringen will. Er muß die Wiſſenſchaft zu Hülfe rufen und zwar eine eben ſo exacte Wiſſenſchaft, wie die war, auf welche Napoleon ſeine Schlachtpläne gründete.

Dies hatten die Anführer der „Société des saisons“ vergeſſen. Sie zählten auf das Wunder des Glaubens und vernachläſſigten die zwiefache Erkenntniß, welche zu ſolchen Unternehmungen nöthig iſt. Sie täuſchten ſich über die allgemeine Stimmung und über die Mittel des Widerſtandes; ſie ſtürzten ſich in den Abgrund wie Curtius, ohne zu bedenken, daß ſich das Volk gerade in einem jener Augenblicke des Ermattens und des Zweifelns befand, in welchem wir aus Liebe zu ihm, aus Achtung für ſeine Zukunft — die vielleicht morgen ſchon hereinbricht, uns hüten müſſen,

ihm zu Thaten der Feigheit oder des Unglaubens Gelegenheit zu geben.

Der Erfolg rechtfertigt nicht Alles, aber er heiligt große Unternehmungen und zwingt die menſchliche Natur bis zu einem gewiſſen Punkte ſelbſt die ungerechte Sache anzuerkennen; die Zuſtimmung des Volkes iſt alſo in ſolchen Fällen immer zu berückſichtigen und wir müſſen uns dagegen aufrecht erhalten und darauf warten. In gewiſſen Zeiten müſſen edle Seelen ihren Zorn zu unterdrücken wiſſen, um ſich für die Stunde zu erhalten, wo ſie den heiligen Funken zum weitumſichgreifenden Brande anzufachen vermögen. Wenn dann eine Partei mit dem Volke oder an der Spitze des Volkes zum Kampfe voranſchreitet, um deſſen Geſchick anders zu geſtalten, und wenn ſie trotz der klügſten Erwägungen und der wohlberechnetſten Thätigkeit untergeht, ſind ihre Anſtrengungen immer nicht verloren und die Ueberlebenden werden dereinſt noch die Früchte derſelben ernten, ſobald die Unterliegenden durch ihre Thaten den Beweis eines großartigen und glühenden Widerſtandes zu geben vermögen und noch in ihrem Untergange fähig ſind, dem Feinde zu ſchaden. In dieſem Falle ſegnet man die Verfechter der guten Sache, auch wenn ſie unterliegen, und verzeiht ihnen das Elend, das von ſolchen Kriſen unzertrennlich iſt, weil man begreift, daß ſie nicht leichtſinnig gehandelt haben — und der Glaube, der aus dem Unheil wieder auferſteht, iſt der Möglichkeit des Erfolges gleich, die mit ihrem Plane verknüpft war. So verzeihen wir dem erfahrenen Feldherrn, wenn er bei einer Niederlage ganze Kolonnen ſeiner Krieger einem wahrſcheinlichen Siege opfert; aber wir ver-

dammen den tollkühnen Helden, der ſich und eine kleine Schaar ohne Nutzen in's Verderben geſtürzt hat.

Gott ſoll mich davor bewahren, Barbès, Martin Bernard und die anderen edlen Märtyrer jener Tage zu verdammen, weil ſie blindlings ihrer angeborenen Kühnheit, ihrer Verachtung des Lebens und ihrem Verlangen nach Ruhm geopfert haben. Nein! von Charakter waren ſie bedächtig, fleißig, beſcheiden, aber ſie waren jung, ſie waren vom tiefſten Pflichtgefühl fortgeriſſen und ſie glaubten, daß ihr Tod fruchtbar ſein würde. Sie glaubten zu feſt an die Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur, weil ſie dieſelbe nach ſich ſelbſt beurtheilten. O, meine Freunde! wie ſchön iſt Euer Leben, wenn wir, um nur einen Fehler darin zu finden, im Namen der kalten Vernunft die edelſten Gefühle angreifen müſſen, deren das Menſchenherz fähig iſt.

Barbès' wirkliche Größe zeigte ſich beſonders in ſeiner Haltung vor Gericht; ſie vervollkommnete ſich im langen Martyrthum der Gefangenſchaft und ſeine Seele erhob ſich bis zur Heiligkeit. Aus dem Schweigen dieſer demuthsvollen, fromm ergebenen Seele iſt die reinſte und überzeugendſte Tugendlehre hervorgegangen, welche unſerem Jahrhundert gegeben wurde. Da war nie ein Irrthum, nie ein Ermatten in dieſer vollſtändigen Selbſtverleugnung, in dieſer ruhigen, ſanften Stärke, und in den zärtlichen Tröſtungen für alle Herzen, die durch ſeine Leiden zerriſſen waren. Barbès' Briefe an ſeine Freunde ſind der beſten, glaubensvollſten Zeiten würdig. Durch Nachdenken gereift, hat er ſich in alle Höhen der Philoſophie erhoben, aber er hat die Meiſten, welche lehren und predigen, dadurch übertroffen,

daß er die Kraft des Stoikers mit der demüthigen Sanftmuth des wahren Christen in sich vereinigte. In dieser Beziehung hat er sich den größten Denkern seines Zeitalters gleichgestellt, obwohl er nicht als Schöpfer in der Sphäre der Ideen aufgetreten ist. Aber Wort und Gedanken der Anderen sind bei ihm fruchtbar gewesen und sind in einem so reinen und frommen Herzen eingewurzelt und aufgewachsen, daß dies Herz dadurch ein Spiegel der Wahrheit geworden ist, ein Prüfstein für jedes zarte Gewissen und ein seltener und wirksamer Trost für Alle, die vor der Verderbniß unserer Zeit erschrecken, vor der Ungerechtigkeit der Parteien und vor der Ermattung der Geister in Tagen der Prüfung oder der Verfolgung.

Dreizehntes Kapitel.

Ich mache einen Versuch als Lehrerin, der mir mißlingt. — Unentschiedenheit. — Rückkehr meines Bruders. — Die Pavillons der Rue Pigole. — Meine Tochter kommt in eine Pension. — Der Square d'Orléans und mein Umgang. — Ein tiefes Nachdenken im kleinen Wäldchen zu Nohant. — Eine Schilderung von Chopin's Charakter. — Der Prinz Karol. — Ursachen zur Traurigkeit. — Mein Sohn tröstet mich über Alles. — Mein Herz vergibt Alles. — Der Tod meines Bruders. — Einige Worte über die Geschiedenen. — Der Himmel. — Die Schmerzen, von denen wir nicht sprechen. — Die Zukunft des Jahrhunderts. — Schluß.

Als wir von unserer Reise nach Majorka zurückgekehrt wären, wünschte ich durch die Einrichtung meiner Lebensweise das schwierige Problem zu lösen, Moritz Gelegenheit

zum Lernen und Arbeiten zu geben, ohne ihm Luft und Bewegung zu entziehen. In Nohant war das möglich und unſere Lectüre konnte durch hiſtoriſche, philoſophiſche und literariſche Unterweiſungen für das Griechiſche und Lateiniſche im Collège entſchädigen.

Aber Moritz hatte eine Vorliebe für Malerei und darin konnte ich ihn nicht unterrichten. Dazu kam, daß ich mich auch in allem Uebrigen nicht genug auf mich verlaſſen konnte, um unſere Studien weit zu führen. Ich mußte ſelbſt das, was ich ihm am Morgen erklären wollte, Abends vorher lernen und vorbereiten, denn ich hatte Nichts gründlich gelernt; dabei mußte ich auch eine Lehrmethode erfinden, die Moritz zuſagte, und wieder eine andere für Solange, deren Geiſt in den Fächern, welche ihrem Alter angemeſſen waren, einer ganz anderen Unterweiſung bedurfte.

Dies überſtieg meine Kräfte, wenn ich dem Schreiben nicht ganz entſagen wollte. Eine Zeitlang ging ich ernſtlich mit dieſem Gedanken um, denn wenn ich mich entſchloß, das ganze Jahr auf dem Lande zu leben, konnte ich mit dem auskommen, was Nohant eintrug. Gewiß hätte mich dieſe Lebensweiſe vollſtändig befriedigt, wenn es mir möglich geweſen wäre, das, was an Licht und Geiſtesleben in mir war, dem Unterricht meiner Kinder zu weihen; aber ich bemerkte bald, daß der Lehrerberuf mir nicht zuſagte, oder vielmehr, daß ich mich für die Aufgabe dieſes Berufes nicht eignete. Gott hat mir die Gabe der Rede nicht verliehen; ich wußte mich nicht klar und beſtimmt genug auszudrücken und außerdem verging mir die Stimme ſchon nach viertelſtündiger Anſtrengung. Dann war ich auch mit meinen Kindern

nicht geduldig genug; ich würde die Kinder fremder Leute viel beſſer unterrichtet haben. Es iſt auch vielleicht nicht gut, ſich für ſeine Schüler leidenſchaftlich zu intereſſiren; ich erſchöpfte mich oft in Willensanſtrengungen und fand dann im Geiſte der Kinder einen Widerſtand, der mich zur Verzweiflung brachte. Eine junge Mutter beſitzt nicht genug Erfahrung, um die Trägheit und Zerſtreuung der Kinder zu beſiegen. Ich erinnerte mich freilich noch ganz deutlich an meine eignen derartigen Zuſtände, aber es fiel mir auch ein, daß ich, wenn man dieſelben nicht gegen meinen Willen bewältigt hätte, entweder unthätig geblieben oder verrückt geworden wäre — ſo quälte ich mich denn ab, den Widerſtand zu ermüden, da ich mich nicht kräftig genug fühlte, ihn zu brechen.

Später habe ich meine Enkelin im Leſen unterrichtet und bin geduldig geblieben, obwohl ich ſie auch leidenſchaftlich liebte; aber ich war auch um viele Jahre älter!

Zu der Ungewißheit, in welcher ich mich in Bezug auf die Einrichtung meiner Lebensweiſe befand, kam noch eine andere ſchwierige Frage, die ich reiflich in meinem Gewiſſen erwog. Ich fragte mich, ob ich auf Chopin's Wunſch, unſer häusliches Leben zu theilen, eingehen ſollte oder nicht. Ich würde nicht gezaudert haben, nein zu ſagen, wenn ich damals ſchon gewußt hätte, wie kurze Zeit nur die Stille und der Ernſt des Landlebens ſeiner körperlichen und geiſtigen Geſundheit zuträglich wäre. Seine Reiſeverzweiflung und ſeinen Abſcheu vor Majorka ſchrieb ich noch immer der Fieberaufregung zu und dem düſteren Charakter unſeres dortigen Wohnortes. Nohant bot ihm eine heitere Umgebung,

eine weniger ſtrenge Einſamkeit, einen gemüthlichen Verkehr und die nöthigen Hülfsmittel im Fall der Erkrankung. Papet war für ihn ein liebevoller, verſtändiger Arzt; Fleury, Duteil, Duvernet und ihre Familien, Planet und beſonders Rollinat gefielen ihm auf den erſten Blick — und Alle hatten ihn lieb und fühlten ſich gedrungen, ihm zu verzeihen, wie ich es that.

Mein Bruder war wieder nach dem Berry gezogen; er hatte ſich auf dem Gute Montgivrai eingerichtet, das ſeine Frau geerbt hatte und das nur eine halbe Stunde von Nohant entfernt war. Mein armer Hippolyt hatte ſich ſo ſonderbar und unſinnig gegen mich betragen, daß es nicht zu grauſam geweſen wäre, wenn ich mich etwas von ihm zurückgezogen hätte. Aber ich konnte mich nicht von ſeiner Frau zurückziehen, die ſich immer vortrefflich gegen mich benommen hatte, und von ſeiner Tochter, die ich liebte, als wenn ſie mein eignes Kind geweſen wäre, da ich ſie zum Theil auferzogen und ihr dieſelbe Pflege gewidmet hatte, wie meinem Sohne. Ueberdies war mein Bruder, ſobald er ſeinen Fehler einſah, gleich bereit, ſich ſo vollſtändig in ſo drolliger und energiſcher Weiſe anzuklagen, wobei er halb lachend, halb weinend tauſend naive, witzige Dinge ſagte, daß all mein Zorn nach Verlauf einer Stunde überwunden war. Von einem Anderen als von ihm wären die vergangenen Dinge unverzeihlich geweſen und mit ihm mußte die Zukunft bald unerträglich werden. Aber was konnte ich thun? Er war es ja, der Gefährte meiner erſten Jahre; der Baſtard, dem ein glückliches Geſtirn bei der Geburt geleuchtet hatte, das verzogene Kind unſeres Hauſes. Hippolyt hätte ſehr

Unrecht gethan, wenn er sich das Ansehen eines Antony gegeben hätte. Antony mag in Bezug auf die Vorurtheile gewisser Familien eine wahre Gestalt sein — und das Schöne ist ja immer ziemlich wahr; aber man könnte gewiß ein Gegenstück zu Antony schaffen und der Verfasser des tragischen Gedichtes wäre gewiß im Stande, dies Gegenstück eben so wahr und schön zu vollenden. In gewissen Kreisen flößt das Kind der Liebe ein solches Interesse ein, daß es, wenn nicht der König der Familie, doch das kühnste und unabhängigste ihrer Mitglieder wird — dasjenige, welches Alles wagt und dem man Alles verzeiht, weil die Herzen sich gedrungen fühlen, dies Kind für die Verachtung der Gesellschaft zu entschädigen. Da Hyppolit von Rechtswegen in meinem Hause Nichts war und auf Nichts Anspruch machen konnte, hatte er darin um so mehr seinen unruhigen Charakter, sein gutes Herz und seinen Eigensinn zur Geltung gebracht. Er hatte mich aus meinem Hause vertrieben, weil ich mich durchaus nicht dazu verstehen konnte, ihn zu vertreiben; er hatte den Kampf, der mich zurückführte, verbittert und verlängert, jetzt kam auch er zurück und ihm wurde verziehen und er wurde auf's Herzlichste empfangen, weil er auf der Schwelle des Vaterhauses einige Thränen vergoß. Es war aber nur der Anfang zu einer neuen Reihenfolge von Schuld und Reue auf seiner Seite und immer wiederkehrender Versöhnung und Verzeihung auf der meinigen.

Durch seine Lebhaftigkeit, seine unerschöpfliche Heiterkeit, die Originalität seines Witzes und durch seine enthusiastische und naive Bewunderung für Chopin's Talent,

fand Hippolyt Gnade vor dem großen Künſtler, der eine ganz ariſtokratiſche Natur war. Hippolyt behandelte ihn aber auch fortwährend mit der ehrfurchtvollſten Nachgiebigkeit, und ſogar in der unvermeidlichen fürchterlichen Stunde des Rauſches. So ging denn Alles Anfangs ſehr gut, und ich gab mich eine Zeitlang der Hoffnung hin, Chopin könnte ſeine Geſundheit durch das wiederholte Landleben in unſerm Kreiſe wieder herſtellen. Daß er im Winter nach Paris zurückkehrte, war ſeiner Arbeit wegen unvermeidlich.

Aber die Ausſicht auf dieſe Art von Familienverbindung und auf das Einführen eines neuen Freundes in mein häusliches Leben gab mir viel zu denken. Ich erſchrak vor der Aufgabe, die ich übernehmen ſollte und die ich mit der Reiſe nach Spanien abgethan zu haben glaubte. Wenn Moritz wieder in den krankhaften Zuſtand verfallen wäre, der mich früher ſo ſehr in Anſpruch genommen hatte, hörten freilich die Anſtrengungen des Unterrichts auf, aber auch die Freuden meiner Arbeit — und welche Stunden meines Lebens wären dann heiter und belebend genug geweſen, um ſie der Pflege eines Kranken zu weihen, der noch viel ſchwerer zu behandeln und zu tröſten war, als Moritz?

So bemächtigte ſich denn meiner Seele eine Art von Entſetzen, bei dem Gedanken an die neuen Pflichten, die mir auferlegt werden ſollten. Ich wurde nicht durch Leidenſchaft getäuſcht, und wenn ich für den Künſtler eine gewiſſe mütterliche Anbetung fühlte, die ſehr wahr und ſehr innig war, ſo konnte ſie doch nicht einen Augenblick mit der angebornen Mutterliebe verglichen werden, dem einzigen Gefühl, das zugleich keuſch und leidenſchaftlich ſein kann.

Ich war jung genug, um vielleicht noch gegen die Liebe kämpfen zu müſſen, der man gewöhnlich den Namen der Leidenſchaft beilegt. Dieſe Eventualität meines Alters, meiner Verhältniſſe und des Geſchickes der Künſtlerinnen überhaupt, beſonders wenn ſie flüchtige Herzensverbindungen verabſcheuen, erſchreckte mich ſehr, und da ich entſchloſſen war, mich niemals einem Einfluß hinzugeben, der die Sorge für meine Kinder in den Hintergrund drängen könnte, ſah ich ſogar eine zwar geringere, aber noch immer mögliche Gefahr in der zärtlichen Freundſchaft, welche mir Chopin einflößte.

Indeſſen verſchwand dieſe Gefahr nach reiflicher Ueberlegung und das Verhältniß zu Chopin nahm ſogar einen ganz entgegengeſetzten Charakter an, den eines Präſervativs gegen die Art von Aufregungen, denen ich nicht mehr ausgeſetzt ſein wollte. Eine Pflicht mehr in meinem Leben, das ſchon ſo überreich an Mühen und Sorgen war, erſchien mir wie eine neue Gewährleiſtung für das ernſte Leben, zu dem ich mich mit einer Art frommer Begeiſterung berufen fühlte.

Wenn ich den Plan ausgeführt hätte, mich das ganze Jahr in Nohant aufzuhalten, der Kunſt zu entſagen und mich ganz dem Unterricht meiner Kinder zu widmen, wäre Chopin von der Gefahr befreit, die ihn bedrohte, ohne daß er es merkte; ich meine die Gefahr, ſich ſo an mich anzuſchließen, daß ich ihm unentbehrlich wurde. Er hatte mich noch nicht ſo lieb, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, den Abſchied zu verſchmerzen, und ſeine Zuneigung zu mir war noch keine ausſchließliche. Er ſprach viel mit mir von einer

romantiſchen Liebe, die er in Polen gehabt hatte, von ſüßen Feſſeln, die er in Paris empfunden hatte und die ihn dort wieder erwarteten, am meiſten aber von ſeiner Mutter, dem einzigen Weſen, das er jemals leidenſchaftlich geliebt hat, obwohl er ſich gewöhnt hatte, fern von ihr zu leben. Wenn er genöthigt geweſen wäre, mich zu verlaſſen um ſeines Berufes willen, der eine Ehrenſache für ihn war, da er nur von ſeiner Arbeit lebte, würde ihn ein ſechsmonatlicher Aufenthalt in Paris nach einigen Tagen voll Unbehaglichkeit und Thränen ſeiner eleganten Lebensweiſe, ſeinen glänzenden Erfolgen und ſeiner feinen, geiſtigen Koketterie gänzlich wiedergegeben haben. Daran konnte ich nicht zweifeln — ich zweifelte auch keinen Augenblick!

Aber das Schickſal hatte uns die Bande eines langen Zuſammenlebens beſtimmt, und wir kamen dazu, ohne daß wir eigentlich merkten, wie es geſchah.

Als ich mir geſtehen mußte, daß ich meinem Lehreramte nicht gewachſen war, entſchloß ich mich, daſſelbe geſchickтern Händen zu übergeben und zu dieſem Zwecke jährlich auf einige Zeit nach Paris überzuſiedeln. Ich miethete Rue Pigole eine Wohnung, die aus zwei Gartenpavillons beſtand. Chopin richtete ſich in der Rue Tronchet ein, aber ſein Logis war kalt und feucht. Er bekam wieder einen bösartigen Huſten und ich mußte entweder mein Krankenpflegeramt aufgeben, oder meine Zeit in unaufhörlichem Hin- und Hergehen verſchwenden. Chopin, der mir dieſe Wege zu erſparen wünſchte, kam täglich, um mir mit der leidendſten Miene von der Welt und mit halberloſchner Stimme die Verſicherung zu geben, daß er ſich ganz vortreff-

lich befände. Er wünſchte dann gewöhnlich mit uns zu eſſen und fuhr Abends vor Kälte zitternd wieder nach Haus. Als ich nun ſah, wie ſchwer er ſich zu einem Aufhören unſeres Familienlebens verſtehen würde, bot ich ihm an, ihm in einem der Pavillons eine Wohnung zu überlaſſen. Mit großer Freude ging er darauf ein; er bekam die nöthigen Zimmer, in denen er ſeine Freunde empfangen und Stunden geben konnte, ohne mich zu geniren; Moritz bewohnte die Gemächer über ihm, und ich und meine Tochter hatten den andern Pavillon eingenommen. Der Garten war hübſch und groß genug, um lebhafte Spiele zu geſtatten. Wir hatten Lehrer und Lehrerinnen, die ihr Möglichſtes thaten. Geſellſchaft ſah ich ſo wenig als möglich, und beſchränkte mich am liebſten ganz auf meine Freunde; außerdem kam Auguſtine, eine junge, liebenswürdige Verwandte von mir, Oskar, der Sohn meiner Schweſter, den ich angenommen und in eine Penſion gegeben hatte, ſowie die beiden ſchönen Kinder der Frau von Oribeau, die aus denſelben Gründen nach Paris gezogen war, wie ich — und dieſe junge Welt, die ſich von Zeit zu Zeit mit meinen Kindern vereinigte, warf zu meiner größten Luſt alles im Hauſe durcheinander.

Wir verlebten beinah ein Jahr in dieſer Weiſe und verſuchten uns in dieſer häuslichen Erziehung. Moritz befand ſich dabei ganz wohl, die klaſſiſchen Studien feſſelten ihn nicht mehr, wie ſie meinen Vater gefeſſelt hatten; aber die Herrn Eugen Pelleton, Lepton und Zirardini flößten ihm Geſchmack am Leſen ein und lehrten ihn das Geleſene verſtehen, ſobald er fähig war, für ſich allein zu lernen und die Wege aufzufinden, die ſeiner Eigenthümlichkeit

angemeſſen waren. Er fing an, ſich mit den Anfangsgründen des Zeichnens zu beſchäftigen, das er bis dahin nur inſtinktmäßig geübt hatte.

Mit meiner Tochter war es jedoch anders; trotz des vortrefflichen Unterrichts, den ſie in meinem Hauſe von Fräulein Suez, einer ſehr gebildeten und ſanften Genferin, erhielt, konnte ſich ihr ungeduldiger Sinn, ihr unruhiger Geiſt mit keiner Arbeit anhaltend beſchäftigen, und das war um ſo unerträglicher, da ſie mit außerordentlichem Verſtande, Geiſt und Gedächtniß begabt war. Wir mußten alſo zum gemeinſamen Unterricht zurückkehren und zum Leben in der Penſion, das den Kreis der Zerſtreuungen beſchränkt und es darum leichter macht, den Einfluß derſelben zu beſiegen. In der erſten Penſion, die ich für ſie auserwählte, gefiel es ihr übrigens nicht. Ich nahm ſie ſogleich aus derſelben fort, um ſie nach Chaillot zu Madame Bascous zu bringen, und ſie geſtand mir, daß ſie ſich dort beſſer befände, als in meinem Hauſe. Sie bewohnte eine herrliche Gegend und ein freundliches Haus, wurde auf's Sorgſamſte gepflegt und genoß den Privatunterricht des Herrn Bascous, eines ausgezeichneten Mannes, und ſie hatte nun endlich die Gnade, einzuſehen, daß die Bildung des Geiſtes wohl etwas anderes ſein könnte, als eine unbillige Zumuthung. Dieſe Anſicht hatte das widerſpenſtige, kleine Ding nämlich bis dahin gehabt, und hatte behauptet, alle menſchlichen Kenntniſſe wären nur zu dem Zwecke erfunden, die kleinen Mädchen zu quälen.

Nachdem ich mich zu der abermaligen Trennung von

dem Kinde entſchloſſen hatte (ein Entſchluß, der mir mehr Schmerz und Anſtrengung verurſachte, als ich zeigen mochte), verlebte ich abwechſelnd den Sommer in Nohant und den Winter in Paris, ohne mich von Moritz zu trennen, der ſich überall zu beſchäftigen wußte. Auch Chopin brachte jährlich drei bis vier Monate in Nohant zu; ich pflegte meinen Aufenthalt daſelbſt bis ziemlich tief in den Winter hinein zu verlängern, und wenn ich nach Paris kam, fand ich meinen „Stammkranken" wieder, wie Chopin ſich zu nennen beliebte. Er ſehnte ſich immer nach meiner Ankunft, aber er hatte kein Verlangen nach Nohant, denn das Landleben war ihm höchſtens vierzehn Tage lang angenehm, und wenn er es länger ertrug, geſchah es nur aus Liebe zu mir. Wir hatten die Pavillons der Rue Pigole verlaſſen, weil ſie Chopin mißfielen, und hatten uns auf dem Square d'Orléans eingemiethet, wo uns die gute, thätige Marliani eine Häuslichkeit ſchuf. Sie hatte eine ſchöne Wohnung zwiſchen meinen und Chopin's Zimmern, und wir brauchten nur einen großen, mit Bäumen bepflanzten und ſehr reinlich gehaltenen Hof zu überſchreiten, um uns bald bei ihr, bald in meiner Wohnung, bald bei Chopin zu verſammeln, wenn er Luſt hatte, uns etwas vorzuſpielen. Unſer Mittageſſen nahmen wir gemeinſchaftlich auf allgemeine Unkoſten bei der Marliani ein, und dies Uebereinkommen war ſo angenehm und ſparſam, wie alle Aſſociationen. Es gewährte mir außerdem die Annehmlichkeit, einen größern Kreis von Bekannten bei Madame Marliani zu ſehen, meine Freunde in meinen Zimmern zu empfangen und mich zurückzuziehen, ſo oft ich Luſt zur Arbeit hatte. Chopin freute

ſich auch, einen ſchönen, ruhigen Salon zu haben, wo er ungeſtört componiren oder träumen konnte. Aber er liebte die Geſellſchaft und benutzte ſein Heiligthum eigentlich nur, um Stunden zu geben, und was er ſchuf und ſchrieb, entſtand größtentheils in Nohant. Moritz hatte ein Atelier und ein Zimmer über mir, und Solange hatte neben meinen Zimmern ein hübſches kleines Stübchen, in welchem ſie gern an Ausgehetagen Auguſtinen gegenüber die große Dame ſpielte, und aus welchem ſie ihren Bruder und Oskar mit großer Würde vertrieb, indem ſie behauptete, dieſe „Gamins" hätten einen ſehr ſchlechten Ton und röchen nach Cigarren. Das hinderte ſie aber gar nicht, einen Augenblick ſpäter in das Atelier hinaufzuklettern, um die Knaben zu necken und zu ärgern, ſo daß ſie Alle ihre Zeit damit ausfüllten, ſich gegenſeitig auf das Schimpflichſte aus ihren Zimmern zu verweiſen. Gleich nachher ſuchten ſie ſich aber wieder auf und der Kampf ging von Neuem an. Ein anderes Kind, das Anfangs ſehr ſchüchtern war und darum viel geneckt wurde, das aber bald ſelbſt anfing, die andern zu necken und zu quälen, vermehrte das Kommen und Gehen, die Streitigkeiten und das laute Gelächter, das die Nachbarn in Verzweiflung brachte. Es war Eugen Lambert, ein Kamerad meines Sohnes im Maler-Atelier bei Delacroix, ein kluger, guter, talentvoller Knabe, den ich bald ebenſo lieb hatte, wie meine eignen Kinder, und der, nachdem ich ihn auf vier Wochen nach Nohant eingeladen, bis jetzt zwölf Sommer und einige Winter daſelbſt verlebt hat.

Später nahm ich auch Auguſtine ganz zu mir, da mir

das Familienleben immer lieber und immer unentbehrlicher wurde. *)

Ich müßte einen ganzen Band füllen, wenn ich ausführlich von den berühmten Männern sprechen wollte, die mir in diesen acht Jahren als Freunde nah standen. Aber genügt es nicht, ihre Namen zu nennen? Es waren außer Denen, die ich schon erwähnt habe, Louis Blanc, Godefroy Cavaignac, Fleury Martin und die genialste Frauennatur unserer Zeit und zugleich das gütigste Herz, Pauline Garcia, die Tochter eines talentvollen Künstlers, die Schwester der Malibran und verheirathet mit meinem Freunde Louis Viardot, einem bescheidnen Gelehrten und eben so feingebildeten, als wackern Mann.

Unter Denen, die ich mit gleicher Achtung, aber weniger Vertraulichkeit gesehen habe, nenne ich Mickiewicz, Lablache,

---

*) Dies gute, schöne Kind war immer ein Engel des Trostes für mich, aber trotz ihrer Vorzüge und ihrer Zärtlichkeit wurde sie für mich die Quelle großer Leiden. Ihre Vormünder machten sie mir streitig, aber ich hatte die gewichtigsten Gründe, sie bei mir zu behalten, um sie zu beschützen. Als sie mündig wurde, weigerte sie sich, mich zu verlassen, und dies gab Veranlassung zu dem elendsten Angriff und den niedrigsten Verleumdungen einiger Menschen, die ich nicht nennen will. Man bedrohte mich mit Schmähschriften, wenn ich nicht 40,000 Francs bezahlte. Ich ließ diese Schmähschriften erscheinen, und die Polizei sah sich genöthigt, diese schmutzige Aufhäufung lächerlicher Lügen zu unterdrücken. Dies war übrigens nicht die schmerzhafteste Wunde, die ich im Kampfe für dies edle, reine Wesen empfing; die Verleumdung fing zuletzt an, auch sie selbst zu verfolgen, und um sie gegen Alles und gegen Alle zu vertheidigen, habe ich mich oft genöthigt gesehen, mein eignes Herz und die Seele Derer, die mir am theuersten waren, zu zerreißen. —

den älteſten Alkan, Soliva, Edgar Quinet, den General Pepe u. ſ. w., und ohne einen Rangesunterſchied nach Talent und Berühmtheit zu machen, erinnere ich mich mit gleicher Freude an die treue Freundſchaft des großen Künſtlers Bocage und an die des edlen Handwerkers Agricol Perdiquier; an Ferdinand François, die ſtoiſche, reine Seele, und an Gillaud, den talentvollen, glaubensſtarken Proletarier und Schriftſteller; an die wahre liebenswürdige Zuneigung Etienne Arago's, und an die aufrichtige, ſchwermüthige Freundſchaft Anſelm Pététin's; an Bonnechoſe, den beſten liebenswürdigſten der Männer, den unſchätzbaren Freund der Marliani; an Herrn von Racogne, den liebenswürdigen Dichter-Dilettanten, einen heitern, gefühlvollen Greis, der immer Roſen im Geiſte und niemals Dornen im Herzen trug, an Mendizabal, den heitern und liebevollen Papa unſerer lieben Jugend, und an Deſſauer, *) den bedeutenden Künſtler, den reinen und würdigen Charakter, und endlich an Hetzel, der mir nicht weniger lieb war, weil er ſpät in mein Leben eintrat, und an den Doktor Varennes, der zu meinen älteſten und am ſchmerzlichſten beweinten Freunden gehört.

Ach! Tod oder Entfernung haben die meiſten dieſer Verbindungen gelöſt, ohne meine Erinnerungen oder meine Sympathien zu verwiſchen. Unter den Freunden, die ich nicht aus den Augen zu verlieren brauchte, nenne ich mit beſonderm Vergnügen den Capitain von Arpentigny, einen

*) Heinrich Heine hat mir gegen dieſen die unglaublichſten Gefühle zugeſchrieben. Der Genius hat zuweilen krankhafte Träume.

der frischesten, originellsten und umfassendsten Geister, die es gibt — und Madame Hortense Allart, eine Schriftstellerin von erhabenem Gefühl und sehr poetischer Form, eine sehr gebildete, sehr hübsche und ganz rosige Frau, wie Delatouche sagte; ein kühner, unabhängiger Geist, eine glänzende und ernste Erscheinung; ein Weib, das mit eben so viel Heiterkeit und Ruhe im Verborgnen lebt, wie sie glänzend und anmuthig in der großen Welt erscheinen würde; eine muthige, zärtliche Mutter — ein Weib dem Herzen nach, ein Mann durch ihren starken Geist.

Ich sah auch Pauline Roland, das enthusiastische, edle Gemüth, dies Weib, das die Illusionen eines Kindes und den Charakter eines Helden hatte; dies Weib, das zugleich eine Wahnsinnige, eine Märtyrerin und eine Heilige war!

Ich habe Mickiewicz genannt, der durch seinen Genius Byron gleich stand, und dessen Seele durch begeisterte Vaterlandsliebe und Sittenreinheit zu den schwindelnden Höhen der Extase getragen wurde. Ich habe Lablache genannt, den größten Komiker und vollendetsten Sänger unserer Zeit, der im Privatleben der achtungswertheste Familienvater und der liebenswürdigste Geist ist. Ich habe Soliva genannt, der als Liedercomponist ein großes Talent bewiesen hat; der ein bewundernswürdiger Lehrer, ein edler, würdiger Charakter, ein zugleich heitrer, enthusiastischer und ernster Künstler ist. Endlich habe ich Alkan erwähnt, den berühmten Klavierspieler, der reich ist an frischen, originellen Gedanken, und den wir als gebildeten Musiker und edlen Menschen achten. Was Edgar Quinet betrifft, so ist er allen bekannt, die ihn lesen; aber außer seinem großen

Herzen und ſeinem weitumfaſſenden Geiſt ſchätzen ihn ſeine Freunde wegen der Liebenswürdigkeit ſeines Umgangs und ſeiner kindlichen Beſcheidenheit. Auch den General Pepe habe ich genannt, eine reine heroiſche Seele, einer jener Charaktere, die uns an Plutarch's Geſtalten erinnern. Ich habe aber weder Mazzini noch die andern Freunde genannt, die ich im politiſchen Leben gefunden habe, weil ich dieſe Alle erſt ſpäter kennen lernte.

Uebrigens kam ich ſchon zu jener Zeit durch meine vielfältigen Verbindungen mit allen Extremen der Geſellſchaft zuſammen: mit Reichthum und Armuth; mit abſolutiſtiſchen Geſinnungen und revolutionären Principien. Es intereſſirte mich, die verſchiedenen Triebfedern kennen zu lernen und zu verſtehen, die das Menſchengeſchlecht in Bewegung ſetzen und über ſein Wohl und Wehe entſcheiden. Ich beobachtete mit Aufmerkſamkeit, ich irrte mich oft und fand zuweilen die rechte Löſung.

Nach den Zweifeln, die meine Jugend trübten, wurde ich von zu viel Illuſionen beherrſcht, und auf meinen krankhaften Skepticismus folgte ein Uebermaß von Wohlwollen und Unbefangenheit. Tauſendmal ließ ich mich durch den Traum einer himmliſchen Verſöhnung täuſchen, mitten im Kampfe der entgegengeſetzten Ideen und Kräfte. Ich bin noch immer dieſer Thorheit fähig, welche die Folge übermäßiger Herzenswärme iſt — und doch ſollte ich längſt davon geheilt ſein, da mein Herz ſchon ſo oft geblutet hat!

Das Leben, von dem ich hier erzähle, war dem äußern Schimmer nach ſo gut, als möglich. Meine Kinder, meine Freunde, meine Arbeiten genoſſen des klarſten Sonnenſcheins

— aber das Leben, das ich nicht erzähle, war mit entsetzlicher Bitterkeit getränkt.

Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, empört über namenlose Ungerechtigkeiten, die mich in meinem Privatleben von allen Seiten überfielen, in das kleine Wäldchen im Garten zu Nohant ging, um zu weinen. Ich kam an die Stelle, wo ich sonst mit meiner Mutter kleine Grotten von Muscheln und Steinen zu bauen pflegte; ich war damals etwa vierzig Jahre alt und fühlte mich damals viel kräftiger, als in meiner Jugend, obwohl ich furchtbaren Nervenleiden unterworfen war. Inmitten meiner düstern Gedanken fiel es mir ein, von den umherliegenden Steinen einen der größten aufzuheben — vielleicht hatte ihn früher meine kleine, kräftige Mutter herbeigetragen. Ich nahm ihn ohne Anstrengung vom Boden auf und ließ ihn voller Verzweiflung wieder fallen, indem ich zu mir selber sagte: „Mein Gott, ich habe vielleicht noch einmal vierzig Jahre zu leben!“

Der Abscheu vor dem Leben, die Sehnsucht nach Ruhe, die ich seit langer Zeit zu überwinden suchte, überfielen mich plötzlich mit fürchterlicher Gewalt. Ich setzte mich auf den Stein und ließ meinen Schmerz in Tränenfluthen ausströmen. Aber zu gleicher Zeit ging eine große Veränderung in mir vor. Auf die Stunden vollkommner Zerknirschung folgten zwei oder drei Stunden des Nachdenkens und nach und nach kehrte eine ruhige Heiterkeit in mich zurück, auf welche mich meine Erinnerung als auf einen Wendepunkt meines Lebens immer wieder hinführt.

Die Resignation liegt nicht in meiner Natur; es ist ein

Zuſtand dumpfer Trauer und unbeſtimmter Hoffnung, den ich nicht kenne. Ich habe ſeine Wirkungen oft bei Andern geſehen, aber ich habe ſie niemals ſelbſt empfunden. Wahrſcheinlich iſt meine Organiſation nicht dazu geeignet; um wieder Muth zu faſſen, muß ich erſt in die äußerſte Verzweiflung verſinken. Ich muß mir erſt ſagen: „es iſt Alles verloren!“ ehe ich mich entſchließe, Alles zu ertragen.

Ich muß ſelbſt geſtehen, daß mich das Wort „Reſignation“ empört, denn nach der Vorſtellung, die ich mir davon mit Recht oder Unrecht mache, iſt es eine dumme Trägheit, die ſich der unerbittlichen Logik des Unglücks entziehen will; eine Weichlichkeit der Seele, die uns antreibt, unſer Heil in egoiſtiſcher Weiſe zu ſuchen, uns gegen die Schläge der Ungerechtigkeit abzuhärten; immer unthätig zu bleiben, ohne Abſcheu vor dem Uebel, das wir ertragen, und alſo auch ohne Mitleid für die, welche uns damit belaſten. Ich glaube, daß alle vollſtändig reſignirten Menſchen voller Abſcheu ſind und voller Verachtung gegen das Menſchengeſchlecht. Da ſie ſich niemals bemühen, die Steine abzuwerfen, von denen ſie erdrückt werden, ſagen ſie ſich endlich, daß Alles klein iſt, und daß ſie allein Gottes Kinder ſind.*)

Ein anderer Ausweg zeigte ſich mir; nämlich Alles ohne Haß und ohne Rachſucht zu ertragen, aber auch Alles im Glauben zu bekämpfen; kein Verlangen, keine Hoffnung auf perſönliches Glück in dieſem Leben zu hegen, aber für das Glück der Andern viel zu hoffen und zu erſtreben.

---

*) Dies war auch ſo ziemlich Lamennais' Anſicht.

Dies erſchien mir wie das einzige, meiner Natur ganz entſprechende Geſetz. Ich vermochte zu leben ohne perſönliches Glück, da ich keine perſönlichen Leidenſchaften hatte.

Aber mein Herz war reich an Zärtlichkeit, und ich fühlte das unabweisliche Verlangen, dieſem Triebe zu folgen. Ich mußte lieben oder ſterben. Aber lieben, wenn man ſelbſt wenig oder unvollkommen geliebt wird, iſt ein Unglück — indeſſen kann man auch unglücklich leben. Was uns am Leben hindert, iſt die Unmöglichkeit, unſer Weſen in ſeiner Eigenthümlichkeit geltend zu machen, oder daſſelbe in einer Weiſe thun zu müſſen, die den Bedingungen unſerer Exiſtenz zuwider iſt.

Angeſichts dieſes Entſchluſſes fragte ich mich, ob ich die Kraft haben würde, ihn zu verfolgen. Die Meinung, die ich von mir ſelber hatte, war nicht groß genug, um mich bis zum Traum der Tugend zu erheben. Ueberdies iſt in den Zeiten des Skepticismus, in denen wir leben, ein großes Licht aufgegangen; nämlich die Ueberzeugung, daß die Tugend ſelbſt nur ein Licht iſt, eine Klarheit, welche die Seele erfüllt. — Und ich ſetze in meinem Glauben hinzu: eine Klarheit und eine Hülfe von Gott. Aber mögen wir die Hülfe Gottes anerkennen oder leugnen, die Vernunft ſagt uns, daß die Tugend ein glänzendes Reſultat von der Erſcheinung der Wahrheit im Gewiſſen iſt, und folglich eine Ueberzeugung, welche dem Herzen und dem Willen gebietet.

So löſchte ich denn in meinem Innern das hochmüthige Wort „Tugend“ aus, das mich zu ſehr an das Alterthum erinnerte, und ich begnügte mich, die Ueberzeugung meines

Herzens zu befragen. Ich ſagte mir dabei — und wie ich glaube, mit vollem Recht, — daß wir eine Gewißheit, die uns erfüllt, nicht wieder verlieren, und daß wir, um der Richtung treu zu bleiben, die wir in Anbetracht dieſer Gewißheit eingeſchlagen haben, nur jedesmal in unſer Inneres ſchauen müſſen, ſo oft der Egoismus ſich bemüht, das Licht in unſerer Seele zu verlöſchen.

Es war nicht zu bezweifeln, daß ich noch oft durch jene thörichte Selbſtſucht, welche der menſchlichen Natur eigen iſt, beunruhigt, verwirrt und gepeinigt werden würde; denn die Seele wacht nicht immer — ſie ſchläft und ſie träumt. Aber da ich die Wirklichkeit kannte, das heißt die Unmöglichkeit, durch Egoismus glücklich zu werden, konnte ich auch wiederum nicht daran zweifeln, daß ich die Macht haben würde, meine Seele aufzurütteln und zu erwecken.

Nachdem ich alſo meine Kräfte und Hülfsmittel mit großer Andacht und mit einem wahren Herzensdrange nach dem Göttlichen erwogen und geprüft hatte, fühlte ich mich ſehr beruhigt, und ich habe dieſe Ruhe für mein ganzes übriges Leben bewahrt. Sie iſt zwar nicht ohne Erſchütterungen, Störungen und Ermattungen geblieben, denn mein phyſiſches Gleichgewicht brach oft unter den Anſtrengungen meines Willens zuſammen; aber ich fand ſie immer, ohne Unſicherheiten und Schwankungen, im Grunde meines Herzens und in den Gewohnheiten meines Lebens wieder.

Ich fand ſie beſonders im Gebet. Gebet nenne ich nicht eine Zuſammenſtellung von Worten, die wir gen Himmel ſchreien, ſondern eine Erhebung der Gedanken zu dem Inbegriff alles Lichts und aller Vollkommenheit.

Unter allen Bitterkeiten, die ich von nun an nicht mehr zu ertragen, ſondern zu bekämpfen hatte, gehörten die Leiden meines Stamm-Kranken nicht zu den geringſten.

Chopin verlangte immer nach Nohant und konnte Nohant niemals ertragen. Er war der Mann der Geſellſchaft par excellence; nicht der feierlichen und zahlreichen Geſellſchaft, aber der kleinen Kreiſe, der Cirkel von zwanzig Perſonen; der Stunde, wo ſich die Menge verläuft, und wo die Freunde des Hauſes ſich um den Künſtler drängen, um ihm durch liebenswürdige Zudringlichkeit die Schätze ſeiner Begeiſterung zu entlocken. Nur in ſolcher Umgebung zeigte ſich ſein ganzes Weſen, ſein ganzes Talent, und oft, wenn er ſein Auditorium in tiefe Andacht oder in ſchmerzliche Träume verſenkt hatte (denn ſeine Muſik erfüllte die Seele des Zuhörers oft mit entſetzlicher Muthloſigkeit, beſonders wenn er improviſirte), ſchien er plötzlich das Verlangen zu fühlen, ſich und Andere von dem ſchmerzlichen Eindrucke zu befreien. Er wendete ſich unbemerkt einem Spiegel zu, ordnete ſein Haar und ſein Halstuch, und zeigte ſich auf ein Mal in ganz veränderter Geſtalt; bald als phlegmatiſcher Engländer, bald als zudringlicher alter Mann, bald als ſentimentale, lächerliche Engländerin, bald als ſchmutzig-geiziger Jude. Es waren immer traurige Geſtalten, mochten ſie äußerlich noch ſo komiſch erſcheinen; aber ſie waren ſo meiſterhaft aufgefaßt und wiedergegeben, daß man nicht müde wurde, ſie zu bewundern.

Alle die erhabnen, liebenswürdigen oder bizarren Eigenthümlichkeiten ſeines Weſens machten ihn zur Seele der gewählteſten Kreiſe. Man riß ſich um ihn, im vollen

Sinne des Wortes, und ſein edler Charakter, ſeine Uneigennützigkeit, ſein wohlbegründeter Stolz, der frei war von jeder kleinlichen Eitelkeit und von jeder unverſchämten Reclame, die Zuverläſſigkeit ſeines Weſens und die ausgezeichnete Feinheit ſeines Benehmens machten ihn zu einem eben ſo angenehmen als treuen Freunde.

Wenn ich Chopin dieſen vielen Hätſcheleien entzogen hätte, um ihn an mein einfaches, einförmiges und immer arbeitsreiches Leben zu feſſeln, hätte ich ihm, der auf dem Schooße von Fürſtinnen groß geworden war, Alles geraubt, was für ihn das eigentliche Leben ausmachte. Es war freilich nur ein ſcheinbares Leben — denn wie ein geſchminktes Weib ſeine Schönheit, ſo legte er Abends, wenn er heimkam, ſeine Lebendigkeit und ſein Feuer ab, um die Nacht in fieberhafter Schlafloſigkeit zu durchquälen — und es lag etwas Aufreibendes und Verzehrendes in dieſer Exiſtenz, die freilich wechſelvoller und an Eindrücken reicher war, als der beſchränkte Verkehr im Kreiſe einer Familie. In Paris beſuchte er jeden Abend mehrere Häuſer, oder er wählte ſich doch für jeden Abend ein anderes, und er hatte immer zwanzig bis dreißig Salons, die er durch ſeine Gegenwart entzückte und berauſchte.

Chopin war nicht excluſiv in ſeiner Zuneigung, er war es nur in Bezug auf die Anhänglichkeit, die er von Andern begehrte. Seine Seele, die für jede Schönheit, jede Anmuth, jedes Lächeln empfänglich war, überließ ſich jedem Eindrucke mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Es iſt wahr, daß er ſich noch leichter zurückzog, wie er ſich hingab; ein unpaſſendes Wort, ein doppelſinniges Lächeln ver-

ſcheuchte ihn ſogleich. Er war im Stande, ſich an demſelben Abend leidenſchaftlich in drei Frauen zu verlieben, und wenn er einſam nach Hauſe ging, dachte er an keine derſelben mehr, obwohl er eine jede in der Ueberzeugung zurückgelaſſen hatte, daß er von ihr allein ganz eingenommen wäre.

In der Freundſchaft war er ebenſo; er enthuſiasmirte ſich beim erſten Anblick, wurde bald wieder von Ueberdruß erfüllt, änderte ſeine Neigungen ohne Unterlaß, und lebte bald in einer übertriebenen Vorliebe, die für den Gegenſtand derſelben ſehr angenehm war, bald in einer geheimen Unzufriedenheit, die ſeine innigſten Neigungen vergiftete.

Ein Zug, den er mir ſelbſt mitgetheilt hat, beweiſt, wie wenig das, was er von Andern verlangte, mit dem übereinſtimmte, was er in Bezug auf ſein Herz gewährte.

Er hatte ſich ſterblich in die Enkelin eines berühmten Meiſters verliebt und war im Begriff, um ihre Hand anzuhalten, obwohl er gleichzeitig mit dem Gedanken umging, in Polen eine andere Heirath zu ſchließen, und zwar ebenfalls aus Neigung. Seine Ehre war noch nirgend verpfändet und ſeine bewegliche Seele ſchwankte von einer Leidenſchaft zur andern. Die junge Pariſerin war ihm freundlich entgegengekommen, und Alles ſchien gut zu ſtehen, als er eines Tages mit einem andern Muſiker zu ihr kam, der zu jener Zeit einen größern Ruf in Paris hatte, als mein Freund. Das junge Mädchen gab dem Erſteren einen Stuhl, ohne daß ſie daran dachte, Chopin zum Sitzen einzuladen. Er ſah ſie niemals wieder und vergaß ſie ſehr ſchnell.

Und doch war ſeine Seele weder kraftlos noch kalt. Im Gegentheil, ſie war glühend und anhänglich, aber ſie konnte

ſich nicht ausſchließlich und dauernd an eine und dieſelbe Perſönlichkeit hingeben. Sie überließ ſich wechſelsweiſe fünf bis ſechs verſchiedenen Neigungen, die ſich gegenſeitig bekämpften und wovon eine nach der andern allen übrigen voranging.

In Chopin waren alle Eigenthümlichkeiten der Künſtlernatur vereinigt, und er war ſicher nicht dazu geſchaffen, lange auf Erden zu leben, denn ſeine Seele verzehrte ſich in einem Verlangen nach dem Idealen, das durch keine philoſophiſche Toleranz und durch kein Erbarmen mit den Schwächen dieſer Welt gemildert wurde. Er wollte der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur niemals Rechnung tragen, geſtand der Wirklichkeit keine Rechte zu, und darin lag ſowohl ſein Unrecht, wie ſeine Tugend, und ſeine Größe ſowohl, wie ſein Elend. Unerbittlich gegen den geringſten Flecken, hatte er einen unermeßlichen Enthuſiasmus für das geringſte Licht, das ſeine rege Phantaſie ſo lange vergrößerte, bis er eine Sonne darin zu entdecken glaubte.

Darum war es auch zugleich angenehm und qualvoll, der Gegenſtand ſeiner Vorliebe zu ſein, denn er war für jede Klarheit im Uebermaße dankbar, aber bei der geringſten Verfinſterung überhäufte er ſeine Freunde mit den Ausbrüchen ſeiner ſchmerzlichen Enttäuſchung.

Man hat geſagt, ich hätte ſeinen Charakter in einem meiner Romane mit der größten Genauigkeit geſchildert. Man hat ſich dadurch täuſchen laſſen, daß man einige ſeiner Züge zu erkennen glaubte, und iſt dann auf dieſem bequemen Wege weiter gegangen, der aber eben nur in die Irre führt. Selbſt Liszt hat dieſe falſche Anſicht gläubig aufge-

nommen, wie er in „Chopin's Leben“ ausspricht, einem Buche, das in etwas überschwenglichem Style geschrieben, aber voller vortrefflicher Dinge und herrlicher Stellen ist.

Ich habe im Fürsten Karol den Charakter eines Mannes geschildert, der von ganz entschiedenem Wesen und eben so exclusiv in seinen Gefühlen ist, wie in seinen Ansprüchen.

So war Chopin nicht. Die Natur zeichnet nicht wie die Kunst, so realistisch sich diese auch beweisen mag. Die Natur hat Launen und Inconsequenzen, die vielleicht nur scheinbar sind, aber auf zu geheimnißvollen Gesetzen beruhen, um uns verständlich zu werden, und die Kunst muß diese Inconsequenzen ausgleichen, weil sie zu beschränkt ist, um sie wiederzugeben.

Chopin war ein Zusammenfluß solcher prächtigen Widersprüche, wie sie Gott allein zu schaffen und in ihrer eigenthümlichen Logik zu vereinigen vermag. Er war bescheiden aus Grundsatz und sanft aus Gewohnheit, aber er war herrschsüchtig in seinem innersten Wesen und von einem gerechten Stolze erfüllt, der sich selbst nicht kannte. Daraus entstanden dann Leiden, die er nicht begriff und die sich an keinen bestimmten Gegenstand hefteten.

Ueberdies ist der Fürst Karol kein Künstler; er ist ein Träumer, weiter nichts, und da er kein Genie besitzt, hat er keinen Anspruch auf die Rechte des Genius. Er ist also eine mehr wahre als liebenswürdige Gestalt, und er ist so wenig das Abbild eines großen Künstlers, daß Chopin, der jeden Tag das Manuscript auf meinem Schreibtische zu lesen pflegte, niemals in Versuchung kam, sich selbst darin zu suchen, obwohl er so sehr zum Argwohn geneigt war.

Und doch habe ich gehört, daß er es ſich ſpäter eingebildet haben ſoll. Einige Perſonen in ſeiner Umgebung, die mir feindlich geſinnt waren, ſich aber für ſeine Freunde ausgaben, obwohl ſie ſeine Mörder wurden, indem ſie ſein leidendes Herz noch tiefer verwundeten, einige dieſer Feinde alſo überredeten ihn, daß der Roman eine Schilderung ſeines Charakters enthielte. Wahrſcheinlich war in dieſer Zeit ſein Gedächtniß ſchwach; er hatte den Inhalt des Buches vergeſſen — ach! warum hat er es nicht wieder geleſen!

Die ganze Geſchichte war ſo wenig die unſrige — ſie war eigentlich ganz das Gegentheil, denn unſer Verhältniß gab uns weder dieſelben Entzückungen, noch dieſelben Leiden. Unſere Geſchichte hat nichts von einem Romane und der Inhalt unſeres Lebens war zu einfach und zu ernſt, als daß wir jemals Gelegenheit gehabt hätten, uns mit einander zu ſtreiten. Ich nahm Chopin's Leben vollſtändig hin, wie es ſich außerhalb des meinigen geſtaltete, und da ich, außer im Bereiche der Kunſt, weder ſeinen Geſchmack, noch ſeine Anſichten, weder ſeine politiſchen Grundſätze, noch ſeine Auffaſſung der hiſtoriſchen Thatſachen theilte, unternahm ich es nicht, irgendwie auf eine Aenderung ſeines Weſens einzuwirken. Ich achtete ſeine Individualität, ſowie ich auch die Delacroix' und aller meiner Freunde achtete, welche einen andern Weg verfolgten, als ich.

Auf der andern Seite beehrte mich Chopin mit einer Freundſchaft, die in ſeinem Leben einzig daſteht. Er war immer derſelbe für mich, und wahrſcheinlich machte er ſich nur wenig Illuſionen über mich; deswegen brauchte er mich

bei längerem Zuſammenleben auch nicht in ſeiner Achtung ſinken zu laſſen, und deshalb blieb die Harmonie unſeres Verhältniſſes ſo lange ungeſtört.

Da er durch ſein Feſthalten am katholiſchen Glauben meinen Forſchungen, meinen Studien, und folglich auch meinen Ueberzeugungen fremd blieb, ſagte er von mir, wie die Mutter Alicia in ihren letzten Lebenstagen:*) „Ach! ich bin doch überzeugt, daß ſie Gott von Herzen liebt!“

Wir haben uns alſo niemals gegenſeitig Vorwürfe gemacht, außer ein einziges Mal, und dies war ach! das erſte und letzte. Eine ſo innige Zuneigung mußte gewaltſam zerriſſen werden, ſie konnte ſich nicht in unwürdigen Kämpfen aufreiben.

Aber wenn auch Chopin mir gegenüber die perſonificirte Anhänglichkeit, Zuvorkommenheit, Anmuth, Güte und Gefälligkeit war, hatte er doch gegen meine Umgebung alle Härten ſeines Weſens beibehalten. Ihnen gegenüber verrieth ſich die Launenhaftigkeit ſeines Charakters und das Schwanken ſeiner Seele von liebenswürdiger Güte zu düſtern Phantaſien in dem ſchnellſten Wechſel von Vorliebe und Abneigung. Aber er war im höchſten Grade verſchloſſen über ſein inneres Leben, und wenn auch ſeine Meiſterwerke ein geheimnißvoller Ausdruck deſſelben waren, ſo hat doch ſein Mund niemals von ſeinen Leiden erzählt. In meiner Häuslichkeit iſt wenigſtens ſeine Zurückhaltung ſieben Jahre lang

---

*) Dieſe theure Seele iſt den 20. Januar 1855 zu Gott zurückgekehrt.

so groß gewesen, daß ich allein seine Qualen errieth, sie zu mildern und ihren Ausbruch zu verhüten im Stande war.

Ach! warum haben uns nicht äußere Verhältnisse vor dem achten Jahre von einander entfernt!

Meiner Zuneigung war das Wunder, Chopin etwas ruhiger und glücklicher zu machen, nur dadurch gelungen, daß Gott ihm eine etwas bessere Gesundheit verlieh. Aber nach und nach verschlimmerte sich sein Zustand wieder, und ich wußte nicht mehr, welche Mittel ich anwenden sollte, um die wachsende Reizbarkeit seiner Nerven zu mildern. Der Tod seines Freundes, des Doctors Mathuzinsky und der seines eignen Vaters verwundeten ihn tief. Der Katholicismus umgiebt den Tod mit entsetzlichen Schreckbildern; anstatt die reinen Seelen der Geschiedenen in einer bessern Welt aufzusuchen, hatte Chopin die fürchterlichsten Visionen und ich mußte viele Nächte in einem Zimmer neben dem seinigen zubringen und bereit sein, hundertmal von meiner Arbeit aufzustehen, um die Gespenster zu verscheuchen, die ihn sowohl in seinem Schlummer, wie in seiner Schlaflosigkeit quälten. Der Gedanke an seinen eigenen Tod erschien ihm, umgeben von allen abergläubischen Phantasien der slavischen Poesie, und als Pole lebte er unter dem Alpdrucke zahlloser Legenden. Die Gespenster riefen ihn, umringten ihn, und anstatt seinen Vater und seinen Freund in den Strahlen der Glückseligkeit lächeln zu sehen, suchte er ihr Knochenantlitz von dem seinigen zu entfernen, und kämpfte verzweiflungsvoll gegen die Umschlingung ihrer eisigkalten Arme.

Rohant war ihm ganz zuwider geworden. Die ersten Frühlingstage nach seiner Ankunft vermochten wohl noch, ihn zu entzücken, aber so bald er sich an die Arbeit begab, wurde Alles düster um ihn her. Sein Schaffen war ein plötzliches, wunderbares. Er fand, ohne zu suchen; die Melodien entströmten seinen Tasten in vollständiger Klarheit, Fülle und Kraft, oder sie entstanden in ihm, während er spazieren ging, und dann beeilte er sich, sie sich selbst auf dem Instrumente vorzuspielen. Aber nun begann die entsetzlichste Arbeit, der ich jemals beigewohnt habe. Es war eine Reihenfolge von Anstrengungen, Unentschlossenheit und Ungeduld, ein peinliches Suchen nach gewissen Einzelnheiten des Themas, das er in Gedanken trug. Das, was er als ein Ganzes gedacht hatte, analysirte er nun beim Niederschreiben bis in's Geringste, und wenn er sich einbildete, nicht den rechten, klaren Ausdruck zu finden, gerieth er in eine Art von Verzweiflung. Tage lang schloß er sich ein, ging im Zimmer auf und nieder, weinte, zerstampfte seine Federn, wiederholte und veränderte einen Takt wohl hundertmal, schrieb ihn nieder und strich ihn wieder aus, um am folgenden Tage mit gleicher Beharrlichkeit sein peinliches, verzweiflungsvolles Werk fortzusetzen. So brachte er oft sechs Wochen auf einer Seite zu, um sie endlich wieder so zu schreiben, wie sie im ersten Entwurf gewesen war.

Lange Zeit hatte ich so viel Einfluß auf ihn, daß es mir gelang, ihn von vorn herein zur Annahme des ersten Entwurfs zu bestimmen. Aber als er nicht mehr geneigt war, mir zu glauben, warf er mir freundlich vor, daß ich ihn

verzogen hätte und nicht ſtreng genug gegen ihn wäre. Ich verſuchte ihn zu zerſtreuen, ihm Bewegung zu verſchaffen, packte oft meine ganze Geſellſchaft in einen Leiterwagen, entriß ihn ſo wider Willen ſeiner Todesqual und führte ihn an die Ufer der Creuſe. Hier zogen wir dann zwei oder drei Tage lang in Sonnenſchein und Regen auf fürchterlichen Wegen einher, und kamen lachend, müde und hungrig auf herrliche Punkte, wo er wieder aufzuleben ſchien. Die Anſtrengung ermattete ihn ſchon am erſten Tage. Aber er konnte doch ſchlafen! Und wenn wir nach Nohant zurückkamen, war er neubelebt und gleichſam verjüngt, und nun fand er die Löſung ſeiner Aufgabe ohne zu große Schwierigkeit. Aber es war nicht immer möglich, ihn von dem Inſtrumente loszureißen, das viel häufiger ſeine Qual, als ſeine Freude war, und nach und nach wurde er verdrießlich, wenn ich ihn ſtörte. Nun mochte ich nicht mehr zureden, denn Chopin im Zorne war fürchterlich, und da er ſich mir gegenüber immer beherrſchte, war ich oft beſorgt, ihn vor innerer Aufregung ſterben zu ſehen.

Mein Leben, das äußerlich immer heiter und thätig erſchien, war innerlich reicher an Schmerzen, als je zuvor. Ich quälte mich, daß ich auch Andern das Glück nicht zu geben vermochte, dem ich für mich ſelbſt entſagt hatte, und ich hatte mehr als eine Urſache zu tiefem Kummer, den ich jedoch immer zu bekämpfen ſuchte. Chopin's Freundſchaft war in traurigen Stunden niemals eine Zuflucht für mich geweſen; er hatte mehr als genug an ſeinen eigenen Schmerzen zu tragen. Die meinigen würden ihn erdrückt haben, darum hatte er auch nur eine oberflächliche Ahnung

von meinen Leiden, die er durchaus nicht begriff, und er würde Alles, was mich beschäftigte, von einem ganz-andern Gesichtspunkte aufgefaßt haben. Meinen besten Trost und meine beste Stütze fand ich in meinem Sohne, der schon in dem Alter war, die ernstesten Sorgen des Lebens mit mir zu theilen, und der mich durch die Gleichmäßigkeit seiner Stimmung, seine frühreife Vernunft und seine nie getrübte Heiterkeit aufrichtete. Wir Beide stimmen nicht in allen Dingen überein, d. h. wir haben nicht dieselben Ansichten über Alles, aber unser Wesen ist sich in mancher Hinsicht gleich, und wir haben oft dieselben Bedürfnisse und Neigungen und denselben Geschmack. Außerdem verbindet uns eine so innige Zärtlichkeit, daß kein Zwist unter uns länger dauert, als der Tag, und gewöhnlich genügt ein ruhiges Sichaussprechen, um ihn zu endigen. Wenn wir also in der Welt der Ideen und Gefühle nicht ganz dieselben Räume bewohnen, sind wir doch durch eine unermeßliche Liebe und ein unbedingtes Vertrauen immer miteinander verbunden.

In Folge seiner letzten Krankheits-Rückfälle war Chopin's Geist außerordentlich verdüstert, und Moritz, der ihn bis dahin zärtlich geliebt hatte, wurde plötzlich wegen einer Kleinigkeit von ihm auf's Tiefste verletzt. Sie umarmten sich zwar im Augenblick nachher, aber in den ruhigen See war ein Sandkorn gefallen und bald rollte Stein auf Stein hernieder. Chopin war oft zornig, ohne den geringsten Grund, oder er war ungerecht, gegen die besten Absichten. Ich sah das Uebel wachsen und sah, wie die Verstimmung sich nach und nach auch über die andern Kinder erstreckte, am seltensten über Solange, die Chopin vorzog, vielleicht nur

deßhalb, weil ſie ihn am wenigſten verzogen hatte. Aber übermäßig bitter war ſeine Stimmung gegen Auguſtine und ſelbſt gegen Lambert, der das Warum niemals zu finden vermochte. Auguſtine, die von uns Allen die ſanfteſte und nachgiebigſte war, fühlte ſich ſehr unglücklich darüber — aber Alles wurde ertragen, bis Moritz, der ewigen Nadelſtiche müde, eines Tages erklärte, er würde ſich zurückziehn. Das konnte und durfte nicht ſein! Aber Chopin wollte mein gerechtes und nothwendiges Einſchreiten nicht ertragen, er ſenkte das Haupt und erklärte: ich hätte ihn nicht mehr lieb.

Welche Blasphemie, nach dieſen acht Jahren mütterlicher Hingebung! aber das arme, kranke Herz war ſich ſeines Wahnſinns nicht bewußt. Ich dachte, daß einige Monate in der Ferne die Wunde heilen könnten, und glaubte, daß nach und nach die alte, ruhige Freundſchaft, durch die Macht der Erinnerung genährt, wieder aufwachen würde. Aber dann kam die Februar-Revolution und Paris wurde ein unerträglicher Aufenthalt für Chopin, der keine Erſchütterung in den ſocialen Formen zu ertragen vermochte. Obwohl es ihm freiſtand, nach Polen zurückzukehren, wo er jedenfalls geduldet wäre, hatte er es vorgezogen, zehn Jahre lang von den Seinigen getrennt zu ſein, die er anbetete, um nur ſein Vaterland nicht umgeſtaltet zu ſehen. Er hatte dort die Tyrannei geflohen, wie er ſich jetzt vor der Freiheit flüchtete.

Im März 1848 habe ich ihn einen Augenblick wiedergeſehen und habe ſeine kalte, zitternde Hand gedrückt. Damals hätte ich ihm ſagen können: er liebte mich nicht mehr!

aber ich erſparte ihm dieſe Qual und übergab Alles den Händen der Vorſehung und der Zukunft.

Doch ich ſollte ihn nicht wiederſehen; es gab böſe Menſchen zwiſchen uns, und die guten Herzen in ſeiner Umgebung verſtanden es nicht, ihn zu behandeln; die frivolen wollten ſich lieber nicht in ſo delikate Sachen miſchen, und Gutmann war abweſend. *)

Man hat mir geſagt: Chopin hätte bis ans Ende nach mir verlangt; aber man hat es mir verſchwiegen bis an ſeinen Tod. Auch ihm hat man verſchwiegen, daß ich immer bereit war, zu ihm zu eilen. Man hat recht daran gethan, wenn die Erſchütterung des Wiederſehens ſein Leben um einen Tag, ja nur um eine Stunde abgekürzt hätte. — Ich gehöre nicht zu Denen, die glauben, daß alle Dinge hienieden abgeſchloſſen werden, hier, wo vielleicht Alles nur eingeleitet und ſicherlich nichts beendet wird. Das Erdenleben iſt ein Schleier, den Krankheit und Leiden für einige Seelen noch undurchdringlicher machen, den auch die kräftigſten Naturen nur für Augenblicke zu lüften vermögen, und den erſt der Tod für Alle zerreißt.

Da ich einen bedeutenden Theil meines Lebens als Krankenwärterin zugebracht habe, iſt es mir leicht geworden, die Ermattungen und die Heftigkeit der vom Fieber gepeinigten Seele ohne Verwunderung und beſonders ohne Zorn

*) Gutmann, ſein beſter Schüler, der heutzutage ſelbſt ein großer Meiſter iſt und immer eine edle Natur war, mußte ſich während Chopin's letzter Krankheit entfernen, und kam erſt wieder, um ſeinen letzten Seufzer zu empfangen.

zu ertragen. Ich habe mich am Krankenbette daran gewöhnt, den freien, gesunden Willen zu erkennen und zu achten, und Alles zu verzeihen, was aus der Verwirrung der Fieberphantasien hervorgeht.

Für meine Jahre des Wachens, der Angst und der Hingebung haben mich Jahre der Zärtlichkeit, des Vertrauens und der Dankbarkeit belohnt, die eine Stunde der Ungerechtigkeit oder des Irrthums vor Gottes Augen nicht auslöschen konnte. Gott hat diese böse Stunde, an deren Leiden ich mich nicht erinnern will, gewiß nicht bestraft, er hat sie nicht einmal gesehen, und ich habe sie ertragen und in dem Heiligthum meiner Gebete überwunden, nicht etwa mit kaltem Stoicismus, sondern mit Thränen des Schmerzes und der Liebe. Und wie ich zu Allen sage, die im Leben oder im Tode von mir geschieden sind: „Seid gesegnet!“ so hoffe ich auch im Herzen Derer, welche mir in der letzten Stunde die Augen schließen werden, denselben Segenswunsch zu finden.

Zu der Zeit, als ich Chopin verlor, sah ich auch meinen Bruder in noch viel traurigerer Weise sterben. Seine Vernunft war schon seit einiger Zeit erloschen; die Trunksucht hatte diese schöne Organisation vollständig zerrüttet und zerstört, und zuletzt schwankte sie nur noch vom Blödsinn zur Tollheit. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er sich immer auf's Neue mit mir, mit meinen Kindern, mit seiner eignen Familie und mit allen seinen Freunden entzweit und wieder versöhnt. So lange er noch zu mir kam, suchte ich sein Leben dadurch zu verlängern, daß ich, ohne daß er es wußte, Wasser in den Wein that, der ihm vorgesetzt wurde. Sein Geschmack war so abgestumpft, daß

er es nicht merkte, und wenn er auch die Qualität durch Quantität zu erſetzen ſuchte, ſo war doch ſein Rauſch nicht ſo ſchwer und bösartig. Aber ich erreichte nur einen geringen Aufſchub ſeines vollſtändigen Verſinkens, bald konnte er auch im nüchternen Zuſtande ſeine Beſinnung nicht wiederfinden, und in den letzten Monaten brachte er ſeine Zeit damit hin, mir zu zürnen und mir die undankbarſten Briefe zu ſchreiben. Die Februar-Revolution, die er nicht mehr zu begreifen vermochte, von welchem Geſichtspunkte aus er ſie auch zu betrachten verſuchte, hatte ſeinen ſchwankenden Geiſteskräften den letzten Stoß verſetzt. Anfangs war er ein leidenſchaftlicher Republikaner und dann ging es ihm wie vielen Andern, die nicht ſo wie er Anfälle des Irrſinnes zur Entſchuldigung hatten; er fürchtete ſich und fing an, ſich einzubilden, daß ihm das Volk nach dem Leben trachte. Das Volk — dem er eben ſo gut, wie ich, durch ſeine Mutter angehörte und mit dem er viel mehr in der Schenke zuſammenlebte, als nöthig geweſen wäre, um mit ihm zu fraterniſiren — das Volk wurde ſein Schreckgeſpenſt, und er ſchrieb mir: er wiſſe aus ſichrer Quelle, daß meine politiſchen Freunde ihn ermorden wollten. Armer Bruder! Kaum war dieſe Phantaſie vorüber, ſo verfiel er in eine andere, und das ging ſo fort, bis die kranke Einbildungskraft erſtarb und der Erſtarrung eines beſinnungsloſen Todeskampfes Platz machte. Sein Schwiegerſohn überlebte ihn nur um wenige Jahre und ſeine Tochter, die noch jung und hübſch iſt, obwohl ſie drei Kinder hat, lebt in meiner Nähe in la Châtre. Sie iſt ein ſanftes, muthiges Weſen, das ſchon viel gelitten hat und ſeine

Pflichten niemals verſäumen wird. Meine Schwägerin Emilie wohnt auf dem Lande und mir noch näher. Sie ruht aus von den Leiden und Anſtrengungen, welche ihr die Verirrung eines geliebten Weſens bereitete; ſie iſt eine ernſte, zuverläſſige Freundin, ein rechtſchaffner Charakter und ihr Geiſt iſt durch gute Lectüre gebildet.

Auch meine gute Urſula lebt in der kleinen Stadt, in welcher ich ſo manche Freundſchaft, ſo manche angenehme und dauernde Anhänglichkeit gefunden habe. Aber ach! wie haben Tod und Verbannung in unſerm Kreiſe gewüthet! Duteil, Planet und Néraud ſind nicht mehr. Fleury iſt vertrieben, wie viele Andere, wegen ſeiner politiſchen Meinung, obwohl er nicht einmal die Gelegenheit gehabt hat, etwas gegen die jetzige Regierung zu thun. Ich rede nicht von meinen Freunden aus Paris und aus den übrigen Theilen Frankreichs. Bis zu einem gewiſſen Grade hat man eine Wüſte um mich her geſchaffen, und die durch einen Zufall oder ein Wunder dem Proſcriptionsſyſtem entgangen ſind, das nur zu oft von leidenſchaftlichem Haß und kleinlicher, perſönlicher Rachſucht mißbraucht wird, leben ſo wie ich, in ihren ſehnſüchtigen Erinnerungen und in ihren Wünſchen.

Um noch ein Wort von dem Leben meiner übrigen Jugendfreunde zu ſagen, füge ich hinzu, daß die Familie Duvernet noch immer das reizende Landgut bewohnt, wo ich ſie in meiner Kindheit kennen lernte. Meine gute Mutter, Madame Decerfz, iſt auch in la Châtre und beweint ihre verbannten Kinder. Rollinat wohnt noch immer in Cha-

teaurour und eilt zu uns, ſobald er über einen Tag zu gebieten hat.

Es iſt ganz natürlich, daß wir nach einem fünfzigjährigen Leben einen Theil der Menſchen vermiſſen, mit denen wir in herzlichem Verkehr ſtanden; aber wir befinden uns jetzt in einer Zeit gewaltſamer moraliſcher Erſchütterungen, die alle Familien in Trauer verſetzt haben. Beſonders ſeit einigen Jahren haben die Revolutionen, die immer fürchterliche Tage des Bürgerkrieges nach ſich ziehen, alle Intereſſen gefährden und alle Leidenſchaften anſtacheln; die Revolutionen, die nach den Kriſen des Zornes und des Schmerzes, nach der Verbannung der Einen und nach den Thränen und dem Jammer der Andern noch furchtbare Epidemien herbeizurufen ſcheinen; die Revolutionen, die große Kriege unvermeidlich machen, und die in ihrer Aufeinanderfolge Seelen zerrütten und Leben zerſtören — dieſe Revolutionen, ſage ich, haben Frankreich ſo zerriſſen, daß die eine Hälfte ſeiner Einwohner die andere beweint.

Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich die bittern Verluſte dieſer letzten Jahre nicht nach Dutzenden, ſondern nach Hunderten zu zählen; mein Herz iſt ein Kirchhof und wenn ich mich nicht durch eine Art von Schwindel in das Grab hineingezogen fühle, das die Hälfte meines Lebens verſchlungen hat, ſo iſt das nur, weil die überirdiſche Welt, die mit ſo vielen mir theuren Weſen bevölkert iſt, oft ſo in die Gegenwart hineinragt, daß ich dadurch zu Zeiten vollſtändig getäuſcht werde. Dieſe Täuſchung iſt aber nicht ohne einen gewiſſen ernſten Reiz und mein Geiſt verkehrt jetzt ebenſo häufig mit den Todten, wie mit den Lebenden.

Ihr ſeid kein eitler Traum, ihr heiligen Verheißungen von einem Himmel, in dem wir uns wiederfinden und wiedererkennen ſollen! Dürfen wir auch nicht auf die Glückſeligkeit reiner Geiſter hoffen, und müſſen wir im Jenſeits immer wieder eine Arbeit, Pflichten und Prüfungen und eine im Verhältniß zu der Unendlichkeit in ihren Kräften und Fähigkeiten beſchränkte Organiſation erwarten, ſo iſt es uns wenigſtens durch Herz und Vernunft erlaubt und geboten, und durch unſere Wünſche verheißen, an eine Folgereihe fortſchreitender Exiſtenzen zu glauben. Die Heiligen aller Confeſſionen, die uns ſchon aus dem grauen Alterthume zurufen, uns von der Materie zu befreien, um uns in der Hierarchie der himmliſchen Geiſter zu erheben, haben uns nicht getäuſcht, und die Grundzüge ihres Glaubens laſſen ſich mit unſern modernen Anſichten vereinigen. Wir ſind jetzt der Meinung, daß, wenn wir unſterblich ſind, dies ſo gedacht werden muß, daß uns unaufhörlich neue Organe verliehen werden, um unſer Weſen zu vervollſtändigen, dem es wahrſcheinlich nicht beſchieden iſt, jemals ein reiner Geiſt zu werden. So können wir denn die Erde als einen Durchgangspunkt betrachten, und dürfen an ein ſüßeres Erwachen in der Wiege glauben, die unſer droben wartet. Von einem Leben zum andern können wir uns von der Fleiſchlichkeit befreien, die jetzt unſer Geiſtesleben unterdrückt, und können uns vorbereiten, einen reinern Körper zu empfangen, der den Bedürfniſſen der Seele angemeſſener und nicht ſo durch Schwachheit und Schmerzen gebeugt iſt, wie der menſchliche Körper, den wir jetzt zu tragen haben. Und gewiß iſt es unſer erſtes und berechtigtſtes und edelſtes Verlangen

uns in jenem künftigen Leben bis zu einem gewiſſen Grade an unſer jetziges Daſein erinnern zu können. Es wäre nicht ſehr wünſchenswerth, uns alle Einzelnheiten, allen Ueberdruß und alle Schmerzen deſſelben zurückzurufen, denn ſchon in dieſem Leben kann die Erinnerung ſo peinigend ſein, wie ein Alpdrücken, aber die lichteſten, hervorragendſten Punkte unſerer heilſamen Prüfungen wiederzuſehen, wäre gleichſam ein Lohn, und die Krone der Himmelsfreuden wäre das Wiederfinden unſerer Freunde, von denen auch wir erkannt und mit Liebe empfangen würden. O Stunden höchſter Freude und unausſprechlicher Empfindung, wenn die Mutter ihr Kind wieder ſieht, oder der Freund den würdigen Gegenſtand ſeiner Liebe! Aber wir alle, die wir noch auf Erden ſind, wollen uns lieben, mit jener heiligen, innigen Zärtlichkeit, die uns Bürge iſt, daß wir an den Ufern der Ewigkeit wieder zuſammentreffen mit der Freude einer Familie, die nach langer Pilgerfahrt vereinigt wird.

Im Laufe der Jahre, deren Hauptereigniſſe ich hier ſkizzirt habe, hatte ich manchen bittern Schmerz in meiner Seele getragen, von dem zu ſprechen — ſelbſt wenn von ſolchen Leiden geſprochen werden könnte — in dieſem Buche ohne allen Nutzen wäre. Es waren unglückſelige Ereigniſſe, die, ſo zu ſagen, meinem eigenſten Leben fremd blieben, da ſie durch keinen Einfluß meines Weſens zu beſeitigen waren, und nicht durch die Anziehungskraft meiner Individualität zu mir herangezogen wurden. In gewiſſer Beziehung ſind wir ſelbſt die Schöpfer unſeres Schickſals und in anderer Beziehung müſſen wir es wieder ſo annehmen, wie es uns durch Andere gegeben wird.

Von meiner Exiſtenz habe ich Alles erzählt oder angedeutet, was durch meinen Willen hervorgebracht, oder durch meine Neigungen und Bedürfniſſe herangezogen wurde. Ich habe geſagt, wohin ich durch die Nothwendigkeit meiner eigenen Organiſation geführt wurde, und wie ich ihre Entwickelungsſtufen ertragen oder überwunden habe; das iſt Alles, was ich ſagen durfte und wollte. Aber der tödtliche Kummer, den die nothwendigen Einflüſſe anderer Organiſationen über mich verhängten, gehört in die Geſchichte des geheimen Märtyrerthums, dem wir Alle unterworfen ſind, bald im öffentlichen Leben, bald im Privatleben, — ein Märtyrerthum, das wir Alle ſtillſchweigend tragen müſſen.

Die Dinge, von denen ich nicht ſpreche, ſind alſo die, welche ich nicht entſchuldigen kann, da ich ſie mir ſelbſt noch nicht zu erklären vermag. Wenn ich in irgend einem Verhältniſſe eine Schuld begangen habe, mag ſie meiner Eigenliebe auch noch ſo gering erſcheinen, ſo genügt mir die Erinnerung daran, um mir jedes Unrecht zu erklären, das man mir zugefügt hat, und um mich zur Verzeihung deſſelben zu führen. Aber wo meine rückhaltloſe, freudige Hingebung plötzlich mit Undank und Abneigung vergolten wurde; wo meine zärtlichſte Sorgfalt plötzlich an einem unerforſchlichen Einfluſſe ſcheiterte; wo ich unvermögend war, die fürchterlichen Zufälle des Lebens zu begreifen, die ich nicht als göttliche Fügung erkennen, ſondern als eine Folge der Verirrungen unſeres Jahrhunderts und des ſocialen Skepticismus anſehen mußte, flüchte ich mich in jene Ergebung unter Gottes Willen, ohne welche wir den Höchſten weder lieben, noch ihm vertrauen könnten.

Denn hier iſt's, wo ſich uns immer auf's Neue die ſchreckliche Frage aufdrängt, warum Gott, der den Menſchen als ein der Vervollkommnung fähiges Weſen ſchuf, das im Stande iſt, das Schöne und Gute zu begreifen, dieſe Vervollkommnung eine ſo langſam fortſchreitende ſein ließ, und das Feſthalten am Guten und Schönen ſo ſehr erſchwerte?

Aus dem Munde aller weiſen Denker hören wir die Antwort: die Langſamkeit des Fortſchritts, die euch quält, iſt in der unendlichen Dauer des allgemeinen Daſeins nicht bemerklich. Der, welcher in der Ewigkeit lebt, mißt keine Zeit, und ihr, die ihr nur eine ſchwache Ahnung der Ewigkeit habt, ihr laßt euch durch die peinigende Empfindung der Zeitdauer erdrücken.

Ja gewiß, die Aufeinanderfolge unſerer verbitterten, wechſelvollen Tage drückt uns nieder, und wendet gegen unſern Willen die Seele von der heitern Betrachtung des Ewigen ab. Wir brauchen nicht zu ſehr über dieſe Schwäche zu erröthen, denn ihr Quell entſpringt aus der Tiefe unſerer Empfindung. Der leidende Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft und das peinliche Streben unſerer Civiliſation macht, daß die Empfindung, dieſe Schwäche vielleicht, die beſte von unſern Kräften wird, denn ſie iſt der ewige Schmerz unſeres Herzens und das Sittengeſetz unſeres Lebens. Wer mit vollkommener Ruhe und Kraft und ohne zu leiden die Schickſalsſchläge, die ihn treffen, zu tragen vermöchte, wäre nicht auf dem Wege der wahren Weisheit, denn er hätte gar keinen Grund, nicht mit demſelben grauſamen und brutalen Stoicismus die Wunden zu betrachten, an denen ſeine

Mitmenſchen weinend verbluten. Darum wollen wir uns des Leidens bewußt werden, und wollen klagen, ſo oft unſere Klage von Nutzen iſt. Iſt ſie es nicht, ſo mögen wir ſchweigen und nur im Geheimen weinen. Gott, der unſere Thränen ſieht, ohne daß wir es wiſſen, und der ſie in ſeiner ungetrübten, heitern Ruhe nicht zu beachten ſcheint, hat uns die Fähigkeit des Leidens gegeben, um uns zu lehren, daß wir Andern keine Leiden verurſachen ſollen.

Wie die phyſiſche Welt, die wir bewohnen, ſich unter dem Einfluſſe vulkaniſcher Erſchütterungen, unter Stürmen und Regengüſſen gebildet und behauptet hat, bis ſie den Bedürfniſſen des phyſiſchen Menſchen angemeſſen war, ſo wird ſich die geiſtige Welt, in der wir leiden, unter den Einwirkungen unſerer glühenden Wünſche und unſerer heiligen Thränen bilden und befruchten, bis auch ſie den Bedürfniſſen des Geiſtigen im Menſchen angemeſſen iſt. Unſere Tage verfließen und vergehen im Schooße dieſer Stürme; ſie ſind fürchterlich und unfruchtbar, wenn wir des Vertrauens und der Hoffnung ermangeln. Aber werden ſie durch den Glauben an Gott erleuchtet und durch die Liebe für das Menſchengeſchlecht erwärmt, ſo ſind ſie in Demuth zu tragen und ſo zu ſagen, von ſüßer Bitterkeit erfüllt.

Unterſtützt durch dieſe einfachen Begriffe (die ſich doch ſo ſchwer in mir zu Ueberzeugungen befeſtigten, weil mein Gerechtigkeitsgefühl in der Jugend durch ein Uebermaß von Empfindung getrübt wurde), verlebte ich das Ende der Lebensperiode, von der ich hier erzähle, ohne zu oft zu vergeſſen, daß ich gelobt hatte, meine Perſönlichkeit vollſtändig

zum Opfer zu bringen. Wenn dieſelbe zuweilen ſich voller Unzufriedenheit in mir regte, ſich um kleine Dinge ſorgte oder zu eifrig nach Ruhm begehrte, wußte ich ſie doch immer ohne zu große Mühe zurückzuweiſen, wenn die Gelegenheit zu einem nützlichen Thun mir den vollen Gebrauch meiner innern Fähigkeiten gab. Wenn ich nicht im Beſitz der Tugend war, ſo hoffe ich doch, daß ich mich auf dem Wege befand und noch befinde, der zur Erreichung derſelben führt. Ich war keine diamantene Natur und habe nicht für Heilige geſchrieben; aber Alle, die ſchwach, wie ich, und von der Liebe zu einem reinen Ideal erfüllt, die Dornenhecken des Lebens durchſchreiten möchten, ohne zu tief davon verletzt zu werden, können in meiner geringen Erfahrung einige Hülfe finden und einigen Troſt, indem ſie ſehen, daß ihre Leiden von einem Weſen erkannt und getheilt werden, das ihnen zuruft: „Laſſet uns einander helfen und ſtützen, damit wir nicht in Verzweiflung verſinken!“

Und doch ſcheint es uns, als ſtrömte das Jahrhundert, das große traurige Jahrhundert, in dem wir leben, ohne beſtimmte Richtung und am Rande eines Abgrundes dahin, und ich höre Stimmen, die mir ſagen: „Wohin gehen wir? was habt Ihr entdeckt, die Ihr den Horizont ſo eifrig betrachtet? Sind wir im Schooße der fallenden oder der ſteigenden Wellen? werden wir an die Küſten des gelobten Landes getragen, oder fortgeriſſen in den Schlund des Chaos?“

Ich bin nicht im Stande auf dieſen Schrei der Verzweiflung zu antworten, denn ich bin nicht von prophetiſchem Lichte erleuchtet, und auch die gewiſſenhafteſten Be-

rechnungen derer, die ſich auf die Geſetze des politiſchen, ökonomiſchen und commerciellen Lebens ſtützen, werden immerfort durch das Unvorhergeſehene widerlegt. Das Unvorhergeſehene iſt das bald wohlthätige, bald zerſtörende Einſchreiten des Genius der Menſchheit, der bald unſere materiellen Intereſſen der geiſtigen Größe opfert, bald die geiſtige Größe für materiellen Fortſchritt vernachläſſigt.

Es iſt freilich wahr, daß die eifrige, ängſtliche Sorge für materielle Intereſſen den gegenwärtigen Augenblick beherrſcht. Nach großen Kriſen ſind dieſe Sorgen erklärlich, und dies „rette ſich, wer kann“ der bedrohten Individualität iſt, wenn auch nicht ruhmwürdig, doch wenigſtens berechtigt. Darum wollen wir uns nicht zu ſehr erzürnen, denn Alles, was auch nicht danach ſtrebt, einem gemeinſamen, providentiellen Zwecke zu dienen, muß ſich doch den Zwecken der Vorſehung beugen. Es iſt klar, daß der Arbeiter, der da ſagt: „Vor Allem und trotz Allem verlange ich Arbeit!“ nur die Bedürfniſſe des Augenblicks, in dem er lebt, vor Augen hat; aber der Ernſt der Arbeit führt ihn zum Begriff der Würde und zum Erringen der Unabhängigkeit — und ſo iſt es mit allen Arbeitern auf der Stufenleiter der menſchlichen Geſellſchaft. Ueberall ſucht ſich die Induſtrie von jeder Art von Knechtſchaft frei zu machen und die Stellung einer Macht zu erringen; ſpäterhin wird ſie ſich vielleicht, durch brüderliche Aſſociation, eine ſittliche und rechtliche Grundlage erringen.

Dieſer Augenblick iſt's, den unſere Ahnungen erwarten, und wir fragen uns dabei, ob auf den vergänglichen Glanz der letzten Throne die europäiſche Civiliſation ariſtokratiſche

oder demokratiſche Republiken folgen laſſen wird? Hier ſtehen wir am Rande des Abgrundes, überall Verwirrung, oder Kampf um Einzelintereſſen. Wer nur eine Stunde lang römiſche Luft geathmet hat, ſieht, daß der Schlußſtein am Gewölbe der alten Welt ſo nahe iſt, ſich vom Ganzen loszulöſen, daß er glauben möchte, ſchon das Zittern der Erde zu fühlen, die von dem vulkaniſchen Ausbruch der menſchlichen Leidenſchaften erſchüttert wird!

Aber wie mag der Ausgang ſein? Und über welche glühende Lava oder über welchen Moder und Schutt ſollen wir ſchreiten? Was kümmert euch das? Die Menſchheit ſucht ſich zu nivelliren, ſie will es, ſie muß es und ſie wird es thun. Gott ſteht ihr bei und wird ihr immer beiſtehen, durch die unſichtbare Macht, die aus den Eigenſchaften der menſchlichen Stärke und aus der Ahnung des göttlichen Ideals hervorgeht. Ach! wie mancher gewaltige Zufall wird ihre Anſtrengungen lähmen — das dürfen wir nicht verkennen und darauf müſſen wir uns im Voraus gefaßt machen. Aber warum ſollten wir das allgemeine Leben nicht ſo anſehen, wie wir unſer individuelles Daſein betrachten? Viel Mühe und Schmerzen, ein wenig Hoffnung und Freude: ſollte das Leben des Jahrhunderts nicht denſelben Geſetzen unterworfen ſein, wie das des einzelnen Menſchen? Und wem von uns Allen wäre es jemals gelungen, eine vollſtändige Erfüllung ſeiner guten oder böſen Wünſche zu erreichen?

Darum wollen wir nicht, wie thörichte Auguren, den Schlüſſel der menſchlichen Geſchicke in irgendwelcher Reihenfolge von Thatſachen ſuchen. Dieſe Sorgen ſind eitel und

dieſe Commentare ſind überflüſſig. Ich glaube nicht, daß eine Weiſſagung, ein Errathen der Zukunft das Ziel unſerer Weisheit ſein kann; was wir zu thun haben, iſt, unſere Vernunft aufzuklären, das ſociale Problem zu erforſchen und uns durch dies Studium zu beleben, indem wir es durch ein frommes, erhabenes Gefühl zu heiligen ſuchen. O, Louis Blanc! Es iſt die Arbeit Deines Lebens, die wir vor Augen haben ſollten. Inmitten der kampferfüllten Tage, die Dich zu einem Verbannten, einem Märtyrer machen, ſuchſt Du in der Geſchichte der Menſchen unſerer Zeit den Geiſt und den Willen der Vorſehung zu entdecken. Fähiger als Alle, die Urſachen der Revolutionen nachzuweiſen, biſt Du noch fähiger, ihr Ziel zu erkennen und anzudeuten. Darin liegt das Geheimniß Deiner Beredſamkeit und das heilige Feuer Deiner Kunſt; Deine Schriften gehören zu denen, die wir leſen, um die Thatſachen zu erkennen, und die uns zwingen, dieſe Thatſachen durch die Begeiſterung für das Rechte und den Enthuſiasmus für das ewig Wahre zu beherrſchen.

Und auch Ihr, Henri Martin, Michelet, Edgar Quinet, Ihr erhebt unſere Seele, wenn Ihr uns die Thatſachen der Geſchichte vor Augen führt, und Ihr zeigt uns die Vergangenheit, um uns zu den Ideen zu führen, die uns in der Zukunft leiten und regieren ſollen.

Und auch Du, Lamartine, obwohl Du unſerer Anſicht nach zu feſt an der Civiliſation hängſt, die ihre Zeit durchlebt hat, auch Du ſchmückſt unſere Zukunft durch den Reiz und den Reichthum Deines Talentes!

Daß Jeder ſich für die Zukunft bereite, iſt alſo eine

Aufgabe der Menſchen, die in der Gegenwart verhindert werden, ſich in der Gemeinſchaft mit Allen dazu vorzubereiten. Gewiß iſt die Erziehung des öffentlichen Lebens im Reiche der Freiheit viel wirkſamer und vollſtändiger; die eifrigen oder friedlichen Verhandlungen der Klubs und die Discuſſionen, Angriffe und Vertheidigungen im Forum können die Menge raſch auf den rechten Weg führen, wenn ſie ſie nicht, was auch zuweilen geſchieht, in die Irre leiten; aber die Nationen ſind nicht verloren, weil ſie ſich beſinnen und nachdenken, und die Erziehung der Völker ſchreitet fort, wie auch immer die Geſtalt der Tagespolitik ſein mag.

Im Allgemeinen müſſen wir erkennen, daß unſer Jahrhundert, obwohl von Krankheit bedrückt, dennoch ein großes iſt, und wenn die Männer des Tages nicht ſo große Thaten vollbringen, wie unſere Väter zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ſo können ſie doch noch größere Dinge träumen, denken und vorbereiten — ſie fühlen wenigſtens, daß ſie es müſſen.

Auch wir haben zwar unſere Augenblicke der Ermattung und der Verzweiflung, wo es uns vorkommt, als ginge die Welt im Irrſinn zum Kultus der Götzen zurück, die Roms Untergang herbeiführten. Aber wenn wir unſere Herzen prüfen, finden wir ſie von Liebe und Unſchuld erfüllt, wie in den Tagen unſerer Kindheit. Wohlan! ſo wollen wir denn Alle in uns gehen und uns einander darauf aufmerkſam machen, daß wir nicht die Aufgabe haben, die Geheimniſſe des Himmels im Buch der Zeiten zu entdecken, ſondern daß wir uns hüten ſollen, ſeine Lehren ungenutzt in unſeren Seelen erſterben zu laſſen.

Schluß.

Ich hatte in dieſer ganzen Periode meines Lebens kein Glück beſeſſen — es giebt für Niemand Glück; denn dieſe Welt iſt nicht für eine dauernde Befriedigung geſchaffen.

Aber ich hatte glückliche Augenblicke gehabt, das heißt, mancherlei Freuden in der Mutterliebe, in der Freundſchaft, im Denken und im Träumen. Und das war genug, um dem Himmel zu danken, denn mir waren die einzigen Genüſſe zu Theil geworden, nach denen ich dürſtete.

Als ich die Erzählung begann, die ich jetzt ſchließe, war ich von tieferen Schmerzen erfüllt, als die ſind, von denen ich geſprochen habe. Aber dennoch war ich ruhig und Herrin meines Willens, fühlte mein Gewiſſen ſo ſtark und geſund, meinen Glauben ſo feſt, daß ich es wagen durfte, das Gewirr meiner Erinnerungen, die ſich anfangs in tauſend vielfarbigen Facetten zeigten, zu betrachten, um ſie zu ordnen und um das wahre Licht zu finden, in welchem ſie fortan meinen Blicken erſcheinen ſollten.

Jetzt, wo ich im Begriff bin die Geſchichte meines Lebens zu ſchließen, das heißt ſieben Jahre, nachdem ich das erſte Blatt derſelben ſchrieb, hat mich wieder ein furchtbares perſönliches Unglück betroffen. Mein Leben, das zweimal — 1847 und 1855 — in ſeinem innerſten Weſen erſchüttert wurde, hat dennoch der Anziehungskraft des Grabes widerſtanden und mein Herz, das zweimal gebrochen und hundertfältig verwundet iſt, hat ſich von der Qual des Zweifels frei zu halten gewußt.

Soll ich dieſe Siege des Glaubens der Kraft meiner Vernunft oder meines Willens zuſchreiben? Nein, in mir iſt nur das eine ſtark, das Bedürfniß zu lieben.

Aber mir iſt Hülfe verliehen und ich habe ſie nicht verkannt und nicht zurückgeſtoßen.

Dieſe Hülfe hat mir Gott geſendet; aber er hat ſich mir nicht durch Wunder zu erkennen gegeben. Wir armen Sterblichen ſind derſelben nicht würdig; wir wären nicht im Stande ſie zu ertragen und unſere ſchwache Vernunft unterliegt, ſobald wir nur das Angeſicht der Engel im feurigen Nimbus der Gottheit zu erblicken glauben. Aber die Gnade iſt zu mir gekommen, wie ſie zu allen Menſchen kommt, wie ſie zu ihnen kommen kann und muß, durch die gegenſeitige Lehre der Wahrheit. Erſt Leibnitz, dann Lamennais, dann Leſſing, dann Herder von Quinet erklärt, dann Pierre Leroux, dann Jean Reynaud und endlich abermals Leibnitz, das waren die bedeutendſten Wegweiſer, die es mir möglich machten, ohne zu große Unſicherheit meinen Weg durch das Gebiet der modernen Philoſophie zu verfolgen. Ich habe das Licht dieſer großen Geiſter nicht gleichmäßig in mich aufzunehmen vermocht; ich habe ſelbſt nicht Alles feſtgehalten, was ich in gewiſſen Momenten in mich aufgenommen hatte. Dies wird mir beſonders klar, wenn ich ſehe, wie nach einer gewiſſen Entfernung von den verſchiedenen Uebergangsperioden meines inneren Lebens, dieſe großen Quellen der Wahrheit zuſammenſtrömen, ſo daß ich zuweilen meine, das Band gefunden zu haben, das ſie trotz aller Verſchiedenheit mit einander vereinigt. Aber in einer Lehre voll idealiſtiſcher Reinheit und erhabener Empfindung,

in der Lehre Jesu sind sie alle in ihren Hauptpunkten enthalten und stehen damit über den Abgründen der Zeit. Jemehr wir die großen Offenbarungen des Genius erforschen, um so mehr wächst die himmlische Offenbarung des Herzens im Lichte der Lehre des Evangeliums.

Vielleicht ist dieser Ausspruch nicht ganz im Geiste meines Jahrhunderts, denn unsere Zeit verfolgt im Augenblicke eine andere Richtung. Was liegt daran — die Zeit wird kommen!

Die Erde von Pierre Leroux, der Himmel von Jean Reynaud, das Universum von Leibnitz, die Liebe von Lamennais, sie alle erheben sich zum Gotte Jesu und wer sie zu lesen vermag, ohne sich zu sehr an die Subtilitäten der Metaphysik zu halten und ohne sich mit dem Panzer der verschiedenen Systeme zu belasten, wird aus ihrem strahlenden Glanze klarer, gefühlvoller, liebender und weiser hervorgehen. In dieser Welt, wo Nichts zum absoluten Abschluß kommt, gewährt uns die Weisheit jedes dieser Lehrer Hülfe und Nutzen. Als ich mit der Jugend meiner Zeit das Bleigewicht religiöser Mysterien abzuschütteln suchte, erschien Lamennais im rechten Augenblicke, um das Allerheiligste des Tempels zu stützen. Als wir erzürnt über die Septembergesetze wieder im Begriff waren, das verschonte Heiligthum einzureißen, kam Leroux, uns mit geistvoller erhabener Beredsamkeit das Reich Gottes auf der Erde zu verheißen, die wir verfluchten. Und als wir in unseren Tagen abermals verzweifelten, zeigte sich der große Reynaud noch größer als bisher und erschloß uns im Namen des Wissens und des Glaubens, in Leibnitz und in Jesu Namen,

die Unendlichkeit der Welten, wie eine Heimath, die unſer wartet.

Ich habe die göttliche Hülfe genannt, die mir durch Vermittlung der größten Geiſter des Menſchengeſchlechts zu Theil geworden iſt; ich will endlich noch die ebenfalls göttliche Hülfe erwähnen, die mir durch das Leben des Herzens gegeben iſt.

Geſegnet ſei die kindliche Liebe, die alle Regungen meiner mütterlichen Zärtlichkeit erwiedert hat; geſegnet ſei die Freundſchaft treuer, durch Leiden bewährter Herzen, die mir täglich die Aufgabe theurer machen, mit ihnen und für ſie zu leben!

Auch Du ſei geſegnet, lieber kleiner Engel, den der Tod meinen Armen und meiner unausſprechlichen Zärtlichkeit entriſſen hat! Angebetetes Kind, Du haſt Dich im Himmel der Liebe mit dem Knaben vereint, den Marie Dorval betrauerte — Marie Dorval iſt an ihrem Schmerze geſtorben — doch ach! ich habe den meinigen überlebt!

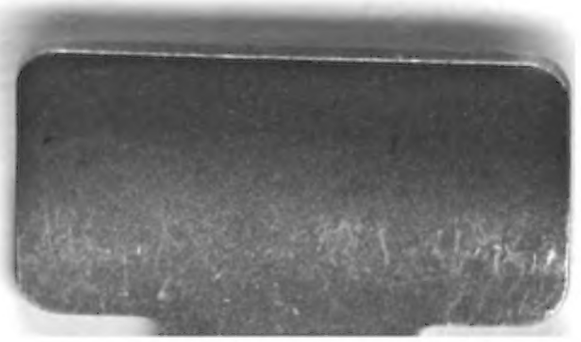
Und ſo laß mich denn klagen und danken, mein Gott! Denn der Schmerz iſt das Feuer, in dem die Liebe ſich läutert, und da ich noch von Einigen wahrhaft geliebt werde, darf ich nicht niederſinken auf dem Wege, den die Pflicht gegen Alle uns zu verfolgen befiehlt.

Den 14. Juni 1855.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Buchbinde
R. Wawrzy
Digitized by Google

tized by Google